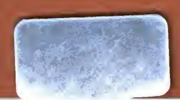
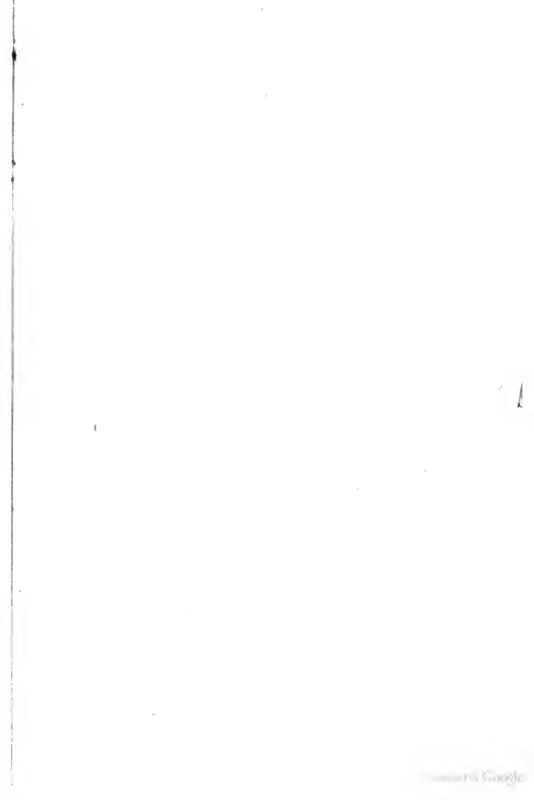



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.









POLENS AUFLÖSUNG.

KULTURGESCHICHTLICHE SKIZZEN

AUS

DEN LETZTEN JAHRZEHNTEN
DER POLNISCHEN SELBSTÄNDIGKEIT

VON

FREIHERRN **ERNST VON DER BRÜGGEN.**

LEIPZIG,
VERLAG VON VEIT & COMP.
1878.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.



Vorwort.

Die nachstehenden Skizzen sollen den Zersetzungsprozess innerhalb der gesellschaftlichen Zustände Polens darstellen, wie ihn die staatliche Theilung vorfand. Die vorausgeschickte Einleitung dürfte den Leser in Stand setzen, die wesentlichen Formen sich zu vergegenwärtigen, in welchen die socialen Verhältnisse bis zu der geschilderten Zeit sich entwickelt haben.

Die äussere Geschichte der ersten Theilung habe ich angefügt, weil nur auf diesem Untergrunde die politische Haltung gewürdigt werden kann, welche die Polen kurz vor der Krisis, zur Zeit des Reichstages von 1788—1791, einnahmen.

Die gedruckten von mir benutzten Quellen habe ich grösstentheils unter dem Texte angeführt, und zwar die Titel der polnischen und russischen Werke in Uebersetzung. Ausserdem standen mir die noch nicht veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Freiherrn C. von Heyking, kurländischen Delegirten in Warschau, bis zum Jahre 1792 reichend, zur Verfügung, ferner Briefe und Berichte verschiedener Geschäftsträger und Agenten aus Warschau, in den Archiven der Livländischen Ritterschaft, des Kurländischen Provinzialmuseums, des Geheimen Preussischen Staatsarchives befindlich.

Einen Theil der Aufsätze habe ich in den letzten Jahrgängen der »Preussischen Jahrbücher« bereits veröffentlicht. Es ist mein Wunsch, dass sie, zu einem Gesammtbilde zusammengefasst, sich einiger Anschaulichkeit und völliger Unparteilichkeit rühmen dürften.

Berlin, am 18. October 1877.

v. d. B.

Inhalt.

Seite

I.

Einleitung.

Ein Jahrhundert ist vergangen, seit aus der Zahl der europäischen grossen Reiche eines ausschied, um eine kurze Zeit noch als halb gelähmter Körper dahinzusiechen und endlich mit raschen Schritten seiner völligen Auflösung zuzueilen. Noch sind die Wirkungen dieses Ereignisses unmittelbar lebendig in den staatlichen Verhältnissen Europas, noch folgen die elementaren Bestandtheile des zerschlagenen Organismus ihren eigenen Gesetzen, sie streben zurück zu der alten Verbindung und legen Zeugniss dafür ab, dass die Theilung Polens ganz der Neuzeit angehört. Es ist daher nicht zu verwundern, dass bis auf den heutigen Tag bald das Bewusstsein der Schuld auf der einen, bald das Gefühl unverdienter Leiden auf der anderen Seite der sachlich leidenschaftslosen Darstellung jener Ereignisse hindernd in den Weg treten. Denn man mag noch so sehr — wie es gerade in Rücksicht Polens am häufigsten geschieht — dem Satze huldigen, dass die Weltgeschichte das Weltgericht sei, man mag aus voller Ueberzeugung einem Volke die ganze Verantwortung für das traurige Schicksal, welchem es unterlag, auflegen, so wird man doch nie zu dem ungetrübten Gefühl der befriedigten Gerechtigkeit sich erheben können, welches etwa die an dem individuellen Verbrecher geübte Strafe gewährt, man wird, wenn gewissenhafte Erwägung das Urtheil leitet, sich des peinlichen Bewusstseins kaum erwehren können, dass den Mächten, welche über ein Volk zu Gericht sitzen, jene selbstlose Billigkeit abzugehen pflegt, die dem Richter ziemt; dass wenn ein Volk den Untergang durch eigenes Ver-

schulden verdient hatte, das Urtheil und der Vollzug der Strafe doch stets in den Händen Derer lag, die nicht blos seine Richter, sondern zugleich seine Gegner waren. Jener Satz ist eben nur in sehr eingeschränktem Maasse und in uneigentlichem Sinne wahr. Denn die Maxime des Weltgerichts ist nicht das Recht, sondern ganz eigentlich die Macht. Es liegt aber im Wesen der Macht, dass sie erst nach geschehener That ganz erkannt wird, und so liegt es im Wesen des Weltgerichts, dass die Schuld eines Volkes nach dem Erfolge bemessen wird, dessen sich die verurtheilenden Mächte erfreuen.

Seit dem Untergange Polens haben die verschiedenen Interessenten stets ihre entsprechenden Meinungen sich entgegengestellt: stets haben die Russen die Initiative zur Theilung Polens den Preussen, diese den Russen, die Oesterreicher den Russen und Preussen, endlich die Polen allen drei feindlichen Mächten zugeschoben. Will man sich an das Wort halten, so wird man vielleicht finden, dass der Theilungsgedanke zuerst in Wien, dann in Berlin, dann in Petersburg ausgesprochen worden ist. Indessen scheint es uns wenig erheblich, zu erforschen, wer zuerst das Wort sprach, welches zur That führte, wenn der einmal ausgesprochene Gedanke von den Theilnehmern mit so raschem Willen sich zu eigen gemacht wurde, als es sicherlich seitens Katharinas, später und in anderer Weise seitens Kaiser Josephs und dann auch Friedrichs geschehen ist. Wichtiger und von grösserem Interesse als der alte Streit um solche in gewissem Sinne äussere Fragen ist das Ergründen jener innern Ursachen, welche Polen zu Fall brachten, jener zersetzenden, schwächenden Momente, die, in der Gesellschaft wurzelnd, den staatlichen Bau gewaltsam auseinandertrieben und in ihren endlichen Wirkungen uns den pathologisch interessanten, aber erschütternden Process staatlicher Selbstauflösung darbieten.

Polen war seit seiner Gründung der einzige grössere slawische Staat, der seine Entwickelung unter dem unmittelbaren Einfluss des Abendlandes nahm und, mit der Geschichte und Cultur des Westens eng verbunden und zu ihm gehörend, als

Grenzmark gegen den eigenartigen slawischen Osten eine bedeutende Stellung in dem Staatensystem Europas inne hatte. Nichtsdestoweniger haben die gesellschaftlichen und staatlichen Formen Polens sich sehr verschieden von denen des Westens herausgestaltet und weisen von ihren ersten Anfängen her das eigenthümliche Gepräge des slawischen Stammes auf.

Weit hinein in das heutige Deutschland, bis an die Elbe im Nordwesten und bis zur Donau im Südwesten sassen die Slawenfürsten, aus deren fortwährenden Kämpfen unter einander und gegen die Nachbarn sich allmählich das Reich der Piasten herausrang. Mit wechselndem Glück suchten die Beherrscher von Grosspolen ihr Uebergewicht über die andern slawischen Herzöge zu sichern, langsam festete sich die Alleinherrschaft der polnischen Königskrone, ein Herzogthum nach dem andern ging in das Piastenreich auf und seit der Verbindung mit dem Grossfürstenthum Litthauen brachen auch hier die selbständigen Fürstenthümer unter der Uebermacht des polnischen Staatswesens im Laufe der Zeit zusammen. Was dem deutschen Kaiser nicht gelungen war, die Eigenmacht der deutschen Fürsten zu beseitigen, das hatten die Polenkönige erreicht: es gab im eigentlichen Polen schon am Ausgange der Piastenzeit keine unabhängigen Lehnfürsten mehr, welche, wie im Westen, dem Staatsoberhaupt hätten gefährlich werden können. Aber es hatte sich inzwischen eine andere Macht geformt, welche dieselbe Gefahr für das Königthum, wie die Lehnfürsten im Westen, in sich barg. Der Adel hatte mit der Zeit eine Stellung erlangt, welche die Gewalt der Fürsten und Kurfürsten im deutschen Reich in sich vereinigte und mit besserem Erfolg, als jene gegen den Kaiser, hier gegen den König anwendete. Polen hat zwar Lehnfürsten gehabt, nie aber ein ausgebildetes Lehnssystem gleich demjenigen des abendländischen Mittelalters. Die freien Grundherren waren nicht durch den Lehnsnexus mit der Krone verbunden und die grossen Pane (poln. = Herren) hatten keine Vasallen hinter sich. Nicht das System der feudalen Ueber- und Unterordnung verband den Adel, sondern ein eigenartiges System der Verbrüde-

rungen, welches bis in die späteste Zeit seine Wirkungen erstreckt hat. In den ältesten Zeiten schon finden sich die »Bruderschaften«[1], Vereinigungen des Adels, die durch gemeinsames Wappen und Verwandtschaft begründet wurden. Besonders wichtig war das Wappen. Denn da es in späterer Zeit vorkam, dass fremde Geschlechter, besonders bei der Vereinigung Polens mit Litthauen litthauische Geschlechter, in die polnischen Bruderschaften durch Ertheilung des Wappens aufgenommen wurden, so war dieses Wappen das wesentlichste Zeichen, unter dem die Bruderschaft sich zusammenschloss. Um diesen Mittelpunkt schaarte sich die Sippe, und das Haupt des Geschlechts stand an der Spitze einer Macht, welche mit der Ausbreitung des Grundbesitzes in dem Geschlecht und mit der Mehrung der Glieder gleichen Schritt ging. Denn da das jus militare, das Recht zum Kriegsdienste und zum Tragen der Waffen, schon in frühester Zeit vorwiegend, dann ausschliesslich dem Adel zustand, so hatte das gute Schwert auch des unbegüterten Geschlechtsgenossen für das Haupt der Bruderschaft seinen Werth, es diente dazu, die Hausmacht und bei ernsteren Fehden das politische Gewicht des Geschlechtshauptes zu vermehren. Diese beiden Elemente, der reiche Grundbesitz und die Herrschaft über einen weitverbreiteten, auf die Zugehörigkeit zum Geschlecht gegründeten Anhang, haben die Jahrhunderte hindurch sich als Hauptmotore der socialen Verhältnisse innerhalb des polnischen Adels erhalten. Seit Kasimir dem Grossen im 14. Jahrhundert begann der Adel sich als zusammengehörige Classe zu fühlen, ihm wurden Privilegien ertheilt und er erzwang sich neue bei jeder sich darbietenden günstigen Gelegenheit. Solcher günstigen Gelegenheiten aber gab es viele.

Das Piastenreich erhob sich unter Kasimir d. Gr. auf den Gipfel weitgebietender Macht und die Anfänge einer das ganze Reich umfassenden Gesetzgebung, die von diesem Fürsten ausgingen, legten auch den Grund zur festeren Organisation des

1 Vgl. für das Folgende hauptsächlich die Geschichte Polens von Roepell und Caro.

Adels. Schon unter Kasimirs Nachfolger, Ludwig von Ungarn, begann die ständische Verdichtung dieser Classe ihre Bedeutung zu bekunden, und der Wunsch Ludwigs, seiner weiblichen Nachkommenschaft die Thronfolge zu sichern, verschaffte dem Adel auf der zweiten Tagfahrt zu Kaschau im Jahre 1374 eine Reihe von Gerechtsamen, welche ihn corporativ zusammenschloss, indem sie ihn einerseits dem König gegenüberstellte, der für die Anerkennung seiner Töchter als Thronerbinnen seinerseits zu einem vertragsmässigen Verhandeln mit dem Adel sich genöthigt sah, andererseits dieser Adel von den Städtern und den Unfreien zuerst sich als oberster Stand abhob. Diese Vereinbarung Ludwigs und des Adels wurde das Vorbild jener Pacta conventa, welche bald darauf bei der Wahl Ludwigs von Ungarn auf der zweiten Tagfahrt von Radomsk im Jahre 1384 wiederum den Gegensatz zwischen Herrscher und Adel befestigten und dann später immer wiederkehrend und allmählich die Rechte des Adels bei jedem Thronwechsel mehrend das Vertragsverhältniss mit dem jedesmaligen Inhaber des Throns immer reiner zum Ausdrucke brachten. Die Vorrechte, welche der Adel mit Hülfe dieses Mittels und durch die fortschreitende Verschmelzung zu einem festen Körper an sich riss, waren ungeheuer, und sie richteten sich ebensosehr gegen die Krone, als gegen die andern Stände, den Bürger und den Bauer.

Unter der Piastenherrschaft, der vorjagellonischen Periode, hatte der Andrang der deutschen Siedler nach Osten hin in Polen deutsches Bürgerthum Fuss fassen lassen, welches unter der Begünstigung der Piasten, und besonders Kasimirs, rasch erstarkte und weit ins Land hinein ein Städtewesen sich ausdehnen liess, das die dürftigen städtischen Elemente undeutscher Art im Lande bald überflügelte und verdrängte. Alle die bedeutenderen Städte Grosspolens und Kleinpolens waren damals deutsch, der Handel lag ausschliesslich in deutschen Händen, deutsches, magdeburger und kulmer Recht schützte in der Hand eigener Richter die Bürger vor der Willkür der königlichen Staroste, und Abgesandte der Städte nahmen an den Verhandlungen über die Staatsangelegenheiten auf den Tag-

fahrten Theil. — Seit Jagello's Krönung wurde das anders. Der litthauische König von Polen unternahm es, das nationale Princip zur Geltung zu bringen; er war gegenüber den bisherigen Vertretern westeuropäischen Wesens: dem deutschen Orden und dem deutschen Bürgerthum, in der dem Renegaten eigenen Sinnesweise bestrebt, das Polenthum selbst zum Träger abendländischer Cultur zu erheben, und wie er dem Orden im J. 1410 den tödtlichen Schlag von Tannenberg beibrachte, so trat er zuerst dem deutschen Bürgerthum wirkungsvoll entgegen. Das jus militare war dem Bürger schon unter Ludwig von Ungarn abhanden gekommen; nun wurde er in dem grossen Adelsprivileg von 1386 auch der Betheiligung an der Verwaltung der Lehen, Würden und Aemter, der Starosteien, Schlösser und Burgen beraubt. Während der Adel Litthauens dem polnischen an Privilegien gleichgestellt wurde und die vornehmen Geschlechter beider Reiche durch die Aufnahme litthauischer Grossen, «Bojaren», in die polnischen Bruderschaften mit einander verschmolzen wurden, hörte die Vertretung der Städte auf den Tagfahrten auf. Diese aber werden auf der Versammlung zu Horodlo im Jahre 1413 zu stetig wiederkehrenden Parlamenten. Nur der Adel soll fortan auf diesen Versammlungen das Wohl des Landes berathen, und zwar der Adel in seiner Gesammtheit als Stand, nicht etwa als eine Vertretung des ganzen Volkes. Hiermit hatte der Adel die Richtung eingeschlagen, welche ihn immer mehr in den Gegensatz zum Staate hineintrieb und welche ihn so durchaus unterschied von der englischen Entwickelung, wie sie durch die Karte Johann's angebahnt worden war. Jeder Edelmann vertrat hinfort die Interessen des Reichs; in der Versammlung ruhte die Staatshoheit, und die einzige Schranke, welche dieser Congregation des Adels entgegenstand, war die Zustimmung und Einwilligung des Fürsten. Auf jener Versammlung zu Horodlo war es auch, wo zuerst in Europa der Katholicismus sich selbstbewusst dem Akatholicismus feindlich gegenüberstellte. Es wurde die Katholicität als Bedingung der parlamentarischen Berechtigung aufgestellt und dadurch vor Allem das Bekenntniss von

Byzanz in den russischen und litthauischen Landestheilen ausgeschlossen.

Anfangs war die Kirche ausschliesslich deutsch. Wie sie von Deutschland her in Polen eingedrungen war, so erhielt sie sich in den Händen eines deutschen Clerus. Nun, um die Wende des 14. Jahrhunderts, hatte sie sich zu einer Macht herausgebildet, die dem aufstrebenden Adel festgeschlossen zur Seite stand, und der Adel suchte naturgemäss diese Concurrenz zu brechen, indem er selbst sich in die Hierarchie drängte und so das polnische Element hineinbrachte. Er verband sich mit der Kirche und fand in ihr bald einen mächtigen Factor zur Unterstützung der eigenen Stellung. Neben dem Grundbesitz waren es hauptsächlich die kirchlichen Würden, in denen sich eine Fülle von Machtmitteln concentrirte und die der Adel allmählich ausschliesslich an sich riss.

Mit dem Ausgange der Piastenherrschaft beginnt auch die Lage des Bauernstandes in eine neue Bahn zu treten. Ehe der Adel sich von der übrigen Bevölkerung zu sondern anfing, scheint der Bauer wie im übrigen Europa so auch hier in einem nur mässigen Abhängigkeitsverhältniss gestanden zu haben, ja er war sogar von dem jus militare nicht gänzlich ausgeschlossen. Wie er aber dieses Rechtes bald verlustig ging, so verschwanden allmählich die früheren Abstufungen in dem Grade der Freiheit, die er genoss; die Kmetonen wurden den Sclaven gleichgestellt und sanken dann seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zu einer einförmigen Masse herab, die in immer schrofferen Gegensatz zu dem Adel trat.

In jener Zeit finden wir auch schon die Anfänge einer in der Geschichte Polens wichtigen Institution begründet, die in ihrer Eigenthümlichkeit gerade gegenüber den Verhältnissen des Westens charakteristisch für die polnisch-staatlichen Elemente ist. Das Princip jener altpolnischen adligen Verbrüderungen war der Föderalismus, die Vereinigung Gleichberechtigter. Der König allein repräsentirte die Staatseinheit und fand sich überall solchen gleichsam aus der Erde erwachsenden Mächten gegenüber, die, lediglich auf das Gewicht thatsächlicher Gewalt ge-

stützt, gesellschaftliche Organismen bildeten, welche bei jeder Staatsaction, bei jeder Verleihung, bei jeder Urtheilsfällung von dem Könige nicht übersehen werden konnten. So die mächtigen Geschlechter der Nalencz, der Grzymala, der Czarnkowski. Auf diesen Bruderschaften baute sich dann ganz naturgemäss die Verbindung mehrerer solcher Geschlechtsverbände auf, und so tauchten, vielleicht grade im Gegensatz zu den von Kasimir und Ludwig abweichend von dem Bestreben ihrer Vorgänger begünstigten Lehnsverhältnissen der Feudalherzöge, in den Provinzen Conföderationen der adligen Bruderschaften auf, die einen umfassenden, provinziellen Charakter annahmen. Aus dem ältesten slawischen Gewohnheitsrecht hervorgegangen, traten die Bruderschaften zu gewissen Zwecken zusammen und gingen auseinander, wann diese Zwecke erreicht waren. Auf dem Grunde des freien Vereinsrechts errichtet, waren die Conföderationen nur begrenzt durch die Ziele, die sie sich gesteckt hatten, und so finden wir im Jahre 1382 die conföderirten Grosspolen in Radomsk zur Verhandlung über die Königswahl nach dem Tode Ludwigs von Ungarn versammelt. Als später der Adel zu fester ständischer Organisation zusammenwuchs, blieb doch die alte Gewohnheit des Conföderationsrechts bestehen, und wir werden sehen, wie furchtbar der Widerspruch sich rächte, der darin lag, dass gegenüber der Staatshoheit, die der Adel in sich fasste, nicht nur einem Theil dieses Adels, sondern selbst dem Einzelnen eine Art von Hoheitsrecht beigelegt wurde, das den Theil befähigte, dem Ganzen feindlich gegenüberzutreten.

Seit dem Emporkommen der Dynastie der Jagellonen fliesst die Geschichte der innern Entwickelung Polen-Litthauens immer mehr mit der Geschichte des Adels zusammen. Die wesentlichsten Grundrechte des Adels waren schon früher festgestellt worden: die Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, das Kriegsrecht, die Patrimonialgerichtsbarkeit. Der König durfte die zahlreichen Domänen und Starosteien nicht selbst verwalten, sondern musste sie Adligen auf Lebenszeit zur Verwaltung gegen geringen Zins überlassen. Alle Aemter mussten auf

Lebenszeit vergeben werden. Zu Kaschau im Jahre 1374 hatte Ludwig dem Adel das Monopol auf die Aemter und Würden, auf das Richteramt gewähren müssen, alle Steuern wurden damals für immer abgeschafft und nur ein geringer Hufzins von 2 Groschen eingeführt. Sogar das Salz aus den reichen königlichen Salzwerken zu Bochnia und Wieliczka erhielt der Adel umsonst. — Alle diese Freiheiten wurden von Jagello bestätigt und erweitert. Indem er das Recht auf die kirchlichen Würden ausschliesslich dem eingeborenen Adel zuerkannte, hob er zugleich die Gewalt des von nun an rein nationalen Clerus und die des Adels. Das Recht der Landvertheidigung gebührte dem Adel, aber für die geleisteten Kriegsdienste musste derselbe nun von dem Könige aus den Einkünften der Domänen entschädigt werden, so dass auch diese letzte wichtigere Verpflichtung des Adels mehr zu einer Quelle der Bereicherung, denn zu einer Last wurde. Ohne Einwilligung des Reichstages darf der König fortan keine Münze schlagen, die geistlichen und weltlichen Aemter werden einander völlig gleichgestellt und dem Adel vorbehalten, sie dürfen weder gemindert, noch in ihren Einkünften geschmälert werden. Eine wichtige Errungenschaft des Adels war das Gesetz »Neminem captivabimus nisi jure victum«, die polnische Habeascorpusacte, welches Jagello zugleich mit der Constitution von Brzesc im Jahre 1430 bestätigte und wonach kein Edelmann ohne richterliches Urtheil verhaftet werden durfte, ausser wenn er bei einem Capitalverbrechen auf frischer That ertappt wurde.

Der Grundbesitz war die Quelle der adligen Macht, das Substrat der adligen politischen Rechte, denn bis in die späteste Zeit hinein standen diese nur dem grundbesitzenden Edelmann zu; erst 1768 ward dieses Requisit beseitigt und die Rechte des Angesessenen auf seine nichtangesessenen Verwandte und adligen Diener allgemein ausgedehnt. Daher sorgte der Adel schon früh dafür, dass der Grundbesitz ausschliesslich adliges Privileg wurde und nur das Weichbild der Stadt eine Ausnahme bildete. Den Städten, dem Bürger wurde 1496 das Recht des ländlichen Grundbesitzes entzogen und seit den

Jagellonen dürfen sogar König und Kirche nur mit Einwilligung des Reichstages adlige Güter an sich bringen. Seit eben jener Zeit hören alle rechtlichen Unterschiede innerhalb des Adels selbst auf, er wird eine fest geschlossene, nur auf Erblichkeit beruhende Kaste. Die alten Geschlechtsverbände treten gegenüber der steigenden Omnipotenz des Einzelnen zurück, der vornehme Pan, das Haupt einer mächtigen Sippe und der Herr einer Hausmacht, die nach Tausenden zählt, steht rechtlich seinem Lakaien oder dem letzten seiner Haiduken gleich. Ihm verleihen nur die sociale Stellung, sein Reichthum, sein Ansehen eine Macht, die oftmals selbst dem Throne gegenüber Stand hielt. Das Haus des Edelmannes ist unverletzlich und die ärmlichste Hütte eines elenden Schlachtiz (poln. Szlachcic = Edelmann) ist der staatlichen Gewalt gegenüber das Asyl für Schutzsuchende.

Das häufige Aussterben der polnischen Königsgeschlechter trug viel zur Schwächung der königlichen Macht bei. Dieselbe wurde mit jedem Wahlact mehr eingeengt, und nachdem Ludwig von Ungarn das Steuerbewilligungsrecht dem Adel eingeräumt hatte, zwangen wiederkehrende Geldnöthe die Fürsten, neben den Vorschriften der Pacta conventa stets neue Eingriffe in ihre Rechte sich gefallen zu lassen. Die Pacta conventa waren die Bedingungen des Wahlvertrages, welche der neu erwählte Herrscher bei Uebernahme der Krone beschwören musste. Denn der Thron verlor schon früh den Charakter der Erblichkeit, bis er 1573 förmlich zum Wahlthron erklärt wurde. Jeder zum Kriegsdienst berechtigte Edelmann wurde wahlfähig, die ganze »Nation« wählte ihr Oberhaupt, in der Nation aber ist und bleibt die Souveränetät des Staates. Der König steht nun nicht mehr als Souverän über der Nation, sondern unter ihr, er reiht sich als erster Stand dem Senat und der Ritterschaft an, er wird republikanischer Reichsstand. Schon früher waren die meisten Hoheitsrechte der Krone verloren gegangen. Im Jahre 1496 wurde der bereits seit Kasimir d. Gr. zur Regel gewordene Grundsatz förmlich legalisirt, dass der König über Steuern, über Krieg und Frieden nur mit Einwilligung der

Stände beschliessen dürfe, dass in der gesammten Gesetzgebung der Reichstag zu concurriren habe. Später verlor der König den grössten Theil der Gerichtshoheit, das Aufgebot zum Kriegsdienst gerieth ebenfalls in Abhängigkeit vom Reichstage. Endlich wurde die letzte ausser dem Kriegsdienst auf dem Adel noch ruhende Steuer, der Hufzins, im Jahre 1632 abgeschafft. Der König behielt selbst das Recht der Berufung des Reichstages nicht mehr ungeschmälert, da er es mit dem Senat theilen musste, und 1775 ward auch das Recht der Aemterbesetzung zu Ungunsten der Krone wesentlich abgeändert.

Die Pacta conventa, in das Verfassungsleben Polens eingeführt, machten das Staatshaupt allmählich zum Spielball einer eigenmächtigen, unstaatlichen Adelskaste. — Auch in Deutschland haben die Könige und Kaiser sich bei ihrer Wahl Bedingungen auferlegen lassen müssen, die den Pacta conventa der Polen sehr ähnlich sehen. Einer der Mächtigsten unter ihnen, Kaiser Karl V., musste sich 1519 gefallen lassen, als Voraussetzung seiner Wahl zu versprechen, dass die Kurfürsten zum Reichsregiment gezogen, ohne ihre Einwilligung kein Krieg angefangen, kein Bündniss geschlossen, kein Reichstag angekündigt, geschweige denn eine Steuer ausgeschrieben werden solle u. s. w. — Es liegt aber ein grosser Unterschied in dem Umstande, dass die Macht der Fürsten und Herren im deutschen Reich einen wirklich staatlichen Charakter trug, während die der polnischen Magnaten sich nie über denjenigen privater Interessen erhob. Was die Magnaten an staatlicher Macht an sich brachten, das verlor den staatlichen Charakter und ging in das Vermögen des einzelnen persönlichen Interessenten über: es ging dem Staate völlig verloren. Was die deutschen Herren dem Kaiser abtrotzten, bildete das Material zu den staatlichen Schöpfungen der Vasallen des Reichs, diente den Interessen nicht ausschliesslich Einzelner, sondern staatlicher Gesammtheiten, die sich unter dem kaiserlichen Oberhaupte organisch entwickelten: es wurde der Kaiserkrone genommen und doch wieder in anderer Form eingefügt. So ward hier wie dort die Macht der Krone gleich sehr geschwächt; allein während in

Polen damit zugleich die innere staatliche Entwickelung, die Erziehung des Volks zu staatlichem Leben unmittelbar und unfehlbar geschädigt wurde, blieben die der Krone entwundenen Gewalten in den Händen der deutschen Fürsten doch immerhin die Grundlage für die Bildung des Volkes im Sinne des Gemeinwohls, des staatlichen Lebens. Hierin liegt unseres Erachtens der vortretende Gegensatz des slawischen Staatslebens mit seinen Magnaten zu dem Lehnssystem, wie es sich im Westen aus dem Mittelalter entwickelt hatte, hierin liegt hauptsächlich die grössere civilisatorische Befähigung des Lehnssystems für die Erziehung des Volkes zu modernem Staatsleben.

Mit dieser Entblätterung der königlichen Gewalt ging das Aufblühen des Reichstages Hand in Hand, der unter den Jagellonen in feste, von den früheren abweichende Formen trat und seine hauptsächlichen Entwickelungsphasen durchlief.

Der Reichstag war entstanden aus dem schon in ältester Zeit bestehenden Rath des Königs, zu dem die Landesbischöfe, einige Hofbeamte, Wojewoden oder Palatine der Palatinate oder Landschaften, in welche die 3 Provinzen des Reiches: Grosspolen, Kleinpolen und Litthauen zerfielen; dann die Generalstaroste, ferner die Castellane der grösseren Städte und endlich einige Landrichter gehörten. Dieser Rath umgab stets die Person des Königs und war seine ausführende Behörde, bis er im 15. Jahrh. von seiner untergeordneten Stellung zu einer dem Könige in seinen Beschlüssen nebengeordneten emporstieg. Der Grund hierzu ward von Jagello gelegt, indem er in den aus königlichen Würdenträgern bestehenden Staatsrath neue Elemente aus dem Adel einführte und so den Rath in einen Vertretungskörper der Ritterschaft oder Schlachta umschuf. In den Landschaften nämlich versammelten sich von Alters her die örtlichen königlichen Würdenträger zu sogenannten »Conventus«, auf welchen die Interessen der Landschaften berathen wurden. Um für einen bevorstehenden Feldzug zu Gelde zu kommen, berief Jagello um 1404 Abgesandte dieser Convente nach Korczyn, welche hier dem Fürsten eine freiwillige einmalige Steuer von 12 Groschen von der Hufe bewilligten. Diese Gesandten

tagten hier zusammen mit den königlichen Würdenträgern des Raths, aber Kraft ihrer besondern Vollmachten aus den Provinzialconventen: sie standen auf eigenem Recht im Gegensatz zu dem königlichen Recht der Würdenträger der Krone, sie waren unabhängig vom Könige. Diese das Steuerbewilligungsrecht ausübende Versammlung zu Korczyn war, wenn nicht selbst ein Reichstag, so doch ein Vorbild der Parlamente, welche seitdem häufig wiederkehrten. Im Jahre 1422 ist bereits der ganze Adel zu einem Reichstage versammelt. In Czerwinsk traf der Heerbann der drei Landestheile zusammen zu einem bevorstehenden Feldzuge, und dort hielt Jagello inmitten des in Waffen versammelten Adels einen Reichstag ab.

Bald sehen wir dann jenen Staatsrath, der den ersten Ansatz zum Reichstage bildete, sich von den neu hinzutretenden Elementen trennen und einen selbständigen Körper bilden, der zwar auch ferner mit den Vertretern der Ritterschaft, den sogenannten Landboten, zusammen den Reichstag ausmacht, aber seit 1453 zugleich als Senat neben die Ritterschaft tritt. Mit der festeren Organisation der adligen Vertretung, mit dem Entstehen einer eigenen Landbotenkammer erweiterte sich auch der Senat. Die Minister traten 1564 in denselben als Glieder ein und in der späteren Zeit bestand der Senat aus etwa 140 Personen. Die Senatoren wurden vom Könige auf Lebenszeit ernannt. Der Senat wurde oberste Justiz- und Verwaltungsbehörde, zugleich aber auch zweiter Stand des Reichs.

Die eigentliche Verwaltung ging allmählich in die Hände besonders dazu vom Könige ernannter Minister über. Diese 10, später 14 Minister wurden schon im 16. Jahrhundert auf Lebenszeit ernannt und waren dem Reichstage verantwortlich. Es waren der Grossmarschall, der Kanzler, der Unterkanzler, der Schatzmeister, der Hofmarschall, der Grosshetman und der Feldhetman, und zwar jedes dieser Aemter in doppelter Besetzung: einmal für die Krone Polen, dann für das Grossherzogthum Litthauen. Jene nannte man Krongrossmarschall, Krongrosskanzler, Kronunterkanzler u. s. w., diese Grossmarschall für Litthauen u. s. w. — Eine besondere Bedeutung erhielt die

verhältnissmässig junge Würde des Hetman seit der Errichtung eines freilich sehr geringen stehenden Heeres im 16. Jahrhundert und seit sie im 18. Jahrhundert vom Könige unabhängig und nur dem Reichstag verantwortlich geworden war. Der Hetman hielt seitdem eine grosse, d. h. die einzige und daher bedeutende physische Macht ganz in seiner Hand.

Aus der allgemeinen Reichstagsberechtigung der Ritterschaft erwuchs die Landbotenkammer. Schon früh versammelten sich mit den königlichen Würdenträgern zugleich die angesessenen Edelleute in den Landschaften, um die landschaftlichen Interessen in Justiz und Verwaltung zu berathen. Auf diesen Landtagen wurden jene Gesandte erwählt, welche 1404 nach Korczyn in den Reichstag berufen worden waren, und 1468 versammelte König Kasimir IV. einen Reichstag zu Petrikau, der aus den Palatinaten mit zwei Landboten von jedem Kreise beschickt wurde. Solche Landboten werden fortan regelmässig von den Landtagen erwählt; sie erhalten Instructionen, in denen der Wille der Landschaft über die vom Könige in den Berufungsuniversalien vorgelegten oder der Landschaft sonst nöthig erscheinenden Dinge bestimmt ausgesprochen wird und die nicht überschritten werden dürfen. Denn bald, wenigstens seit 1533, werden die Landboten auf den Instructionslandtagen, wo sie gewählt werden, verpflichtet, nach geschlossenem Reichstage ihren Wählern auf sogenannten Relationslandtagen Rechenschaft abzulegen über ihr Verhalten auf dem Reichstage, und falls sie gegen ihre Instruction gefehlt haben, können sie zur Verantwortung gezogen werden; der entsprechende Beschluss des Reichstages aber wird von den Landtagen nicht selten perhorrescirt und für die Landschaft nicht bindend erklärt. Die natürliche Folge dieser festen Instructionen war, dass der Schwerpunkt der staatlichen Verhandlungen und Beschlüsse aus dem Reichstage dorthin verlegt wurde, wo der bestimmende Wille sich bildete. Dieser Wille aber bildete sich eben ohne jegliche vorgängige eingehende Discussion oder Behandlung der Sache, d. h. vor dem Reichstage auf dem Instructionslandtage, und hier, wie wir weiter

unten sehen werden, unter dem Druck der verschiedensten materiellen oder immateriellen Zwangsmittel der Pane oder auswärtiger Mächte. Die Gewalt ging allmählich aus dem Reichstage in die Landtage hinüber, um so mehr als die Landboten nur für die kurze Zeit von 6 Wochen, die der Reichstag gesetzlich dauerte, gewählt wurden; der Senat wurde für den Reichstag vorbereitender Ausschuss und die »Nation« selbst leitete den Staat. Jedoch ist dieses mehr in negativem als positivem Sinne zu verstehen, die Bedeutung der Landtage lag mehr in ihrer hindernden, als in ihrer schaffenden Kraft, denn es ist selbstverständlich, dass keine Frage von einiger politischer Tragweite zu einem irgend genügenden Austrag gebracht werden konnte in einer Versammlung, die besten Falles aus biederen Landleuten ohne bösen Willen und ohne jede politische Reife und Einsicht, schlimmeren aber gewöhnlicheren Falles aus einem oder mehreren Haufen rohen Gesindels bestand, welches statt allen Redens und Denkens einander die Köpfe zerschlug. Die feste Instruction der Landboten musste nothwendig dazu führen, entweder dass alle Verhandlungen und Arbeiten des Reichstages gelähmt, alle Beschlüsse zu Glücksspielen wurden, die jeder vernünftigen Logik, jedes wirklich politischen Gedankens spotteten, oder dazu, dass die Instructionen einfach gebrochen wurden. Die feste Instruction, wie sie z. B. noch heute gleich so vielen anderen Institutionen und charakteristischen Eigenthümlichkeiten in dem früher unter polnischer Lehnshoheit stehenden Herzogthum Kurland aus jener polnischen Zeit her sich erhalten hat und auf dem ritterschaftlichen Landtage zur Geltung kommt, ist die Legalisirung der kleinlichsten und beschränktesten Kirchthurmspolitik, welche in sehr kleinen Verhältnissen vielleicht entsprechend wenig Schaden anrichten mag, in einem grossen Reiche wie Polen aber den Staat auflösen oder selbst zerbrochen werden musste. Es war dieses um so natürlicher, als die Zusammensetzung der polnischen Landtage selbst jede politische Selbständigkeit von Hause aus unmöglich machte. Diese Haufen ungebildeter Landjunker konnten nur die Drahtpuppen der Magnaten sein, welche die nationale Politik

durch sie leiteten, oder die feilen Werkzeuge auswärtiger Factoren, die gegen den polnischen Staat conspirirten.

Die Wahllandtage wurden die Tummelplätze dieser nationalen Politik. Es war für die Beschlüsse dieser Versammlungen Einstimmigkeit erforderlich und jeder stimmberechtigte Edelmann konnte durch Nichtanerkennung einer Wahl oder eines Beschlusses den Landtag sprengen, zerreissen. Daher kamen bis in die späteste Zeit hinein auf den Landtagen oft keine Beschlüsse zu Stande und viele Wahlkreise blieben auf den Reichstagen unvertreten. Im Jahre 1764 wurde der Mehrheit die Beschlussfähigkeit zuerkannt, jedoch ohne wesentlichen Erfolg. Gegen die Willkür der Einstimmigkeit auf den Landtagen gab es nur ein Mittel: die Gewalt; und dieses Mittel kam schon früh in allgemeinen Gebrauch. Der Zwang durch die Waffen der Landtagsberechtigten hinderte gewöhnlich die Sprengung der Landtage durch eine oder einige widersprechende Stimmen. Es verschlug dagegen nicht, dass 1507 Derjenige mit dem Tode bedroht wurde, der eine politische Versammlung mit Waffengewalt beunruhigen oder Mitglieder derselben verletzen oder tödten werde. Vor jedem Reichstage forderten die Wahllandtage ihre Opfer an Todten und unzählig waren die Verstümmelungen und Narben, welche die Schlachta auf diesem Felde des Ruhmes sich erwarb. Das Tragen von Waffen wurde gerade seit dem 16. Jahrhundert allgemeine adelige Sitte und ihre Anwendung auf den Landtagen ermöglichte der »Nation« die selbeigene Leitung der Staatsgeschäfte.

Die Bedeutung der Landtage oder Sejmiki stieg noch mehr als der Reichstag oder Sejm seit 1573 regelmässig wiederzukehren begann. Er wurde alle 2 Jahre zusammenberufen, zu bestimmten Aufgaben, die seine Thätigkeit begrenzten und nach deren Lösung er wieder auseinanderging. Seine Dauer war eine sechswöchentliche. Die Einberufungsschreiben, Universalien, wurden vom Könige, später von König und Senat erlassen und bezeichneten die Gegenstände der Verhandlungen. Die Zahl der Landboten war etwa 170 und diese vereinigten sich mit dem Senat zu einem Körper, dessen Leitung einem erwähl-

ten Reichstagsmarschall übertragen wurde. Der König trat als dritter, in der Reihenfolge erster Stand hinzu. Die Sitzungen waren meist öffentlich, jeder Edelmann hatte Zutritt, Frauen waren nicht ausgeschlossen, sondern übten einen sehr wesentlichen Einfluss auf die berathenden Cavaliere aus. Diese zufälligen Gäste, die sogenannten Arbitri oder Zeugen, bildeten gleichsam einen weiteren Kreis der Volksvertretung, denn da der Grundsatz galt, dass in dem gesammten Adel die Staatshoheit ruhe, so trat jeder einzelne Gast im Reichstage mit dem Anspruch eines Vertreters dieser Staatshoheit auf und hatte ein gewisses Recht, die Verhandlungen zu überwachen. Die Arbitri sassen in buntem Durcheinander neben den Landboten, die Frauen in glänzenden Gewändern auf den Tribünen, und sie alle wirkten durch Beifall oder Tadel wesentlich auf den Gang der Geschäfte ein. Es sollte eben eigentlich die versammelte Nation hier tagen, wie auf den Reichstagen zur Königswahl auch wirklich geschah. — Die Berathungen des Reichstages waren darauf gerichtet, die vorliegenden Gegenstände in einem einheitlichen Gesetz, Constitution genannt, zum Abschluss zu bringen. Nicht der einzelne Gegenstand wurde durch ein einzelnes Gesetz erledigt, sondern erst die Zusammenfassung in der einheitlichen Constitution wurde durch die Unterschriften der Stände als Gesetz sanctionirt. Erlangte also ein Verhandlungsgegenstand keine Erledigung, so war die ganze vorhergehende Thätigkeit des Reichstages eine vergebliche, es kam kein einziges Gesetz, kein Beschluss zu Stande. Hierzu kam ein anderes wichtiges Moment. Es hatte sich, wie wir schon mehrfach angedeutet haben, die Idee von der Souveränetät der adeligen Nation allmählich dahin entwickelt, dass dieselbe sich in jedem einzelnen Gliede der Ritterschaft verkörperte. Dieselbe Ausartung hatte der Begriff der republikanischen Freiheit erfahren: es galt dem Polen für unerträglich, für unverträglich mit seiner Freiheit, sich dem Willen der Mehrheit fügen zu müssen, wo er auf seinem Rechte stand oder zu stehen meinte. So war folgerichtig jeder Landbote sacrosanct, wenigstens während des Reichstages und 4 Wochen vor und nach demselben. Wer

einen Landboten in dieser Zeit tödtete oder verletzte, wurde für Majestätsverbrechen bestraft. Ferner durften Anfangs nur die in den Vorlagen bezeichneten Gegenstände discutirt werden; später jedoch stand es jedem Landboten frei, über jeden beliebigen Gegenstand, wann es ihm beliebte, so lange und so viel er wollte zu reden und denselben zur Verhandlung zu bringen. — Schon im 16. Jahrhundert gelang es mehrfach einer kleinen Minorität von Landboten, durch ihren Namens der Nation erhobenen Protest gegen Beschlüsse einer grossen Mehrheit die Verhandlungen des Reichstages zu hemmen, zu vereiteln. Im Jahre 1652 wurde zuerst ein Reichstag durch den Protest eines einzigen Landboten gesprengt. Da nun der Protest einer Stimme genügte, den Beschluss der Versammlung in einer Sache zu hindern, die einzelnen Beschlüsse aber erst in ihrer förmlichen Verbindung zu einem Gesammtbeschluss Gesetzeskraft erlangen konnten, so wehrte der Protest einer Stimme in einer Sache dem Zustandekommen irgend eines Gesetzes und die Thätigkeit des Reichstages wurde im ganzen Umfange unterbrochen, der Reichstag löste sich resultatlos auf. Dieses Recht des liberum veto wurde bald zum Symbol, zum »Augapfel« — wie es sets genannt wurde — der Freiheit des polnischen Adels, es wurde immer häufiger in Anwendung gebracht und fand meist nicht sein Gegengewicht in der Anwendung physischer Gewalt, in jenem Correlat, welches die Gefahr der Einstimmigkeit auf den Landtagen thatsächlich gewöhnlich beseitigte. Gleich den meisten der die staatlichen Verhältnisse regelnden Institutionen beruhte auch das liberum veto nicht auf formellem Gesetz, sondern auf Herkommen und wurde erst im Jahre 1768 in die codifizirten Staatsgesetze förmlich aufgenommen.

So überantwortete die consequente Ausbildung einer missverstandenen staatlichen Freiheit die Entwickelung des gesammten Staatslebens den nur zu oft unreinen Händen eines Staatsbürgers, der weder die Unabhängigkeit eines Monarchen noch die Vertrauensstellung eines republikanischen Präsidenten genoss, die allein eine solche Gewalt zu rechtfertigen, im Gleichgewicht

zu erhalten vermögen, einem Staatsbürger, der überdies für sein Thun Niemandem ausser einer Anzahl meist ungebildeter und aller staatlichen Moral barer Genossen seines Kreises und Standes verantwortlich war. Die Thätigkeit der Reichstage wurde fast völlig gelähmt und von 1652 bis 1704 sind 7 Reichstage zum Abschluss gelangt, 48 aber gesprengt, oder, wie es hiess, zerrissen worden.

In dem Reichstage floss die ganze Staatsgewalt zusammen. Nicht nur die Gesetzgebung war ihm allein vorbehalten, sondern alle Verwaltungsbehörden, Minister, selbst der König konnten von ihm zur Rechenschaft gezogen werden. Die Arbeiten im Einzelnen wurden meist Commissionen übertragen, die vom Reichstage ad hoc erwählt wurden. Besonders wichtig war die Rechenschaftslegung des Schatzmeisters. Dieser Minister sollte die Rechnungen des Staatsschatzes alle zwei Jahre dem Reichstage vorlegen. Da dieser aber nur 6, höchstens 8 Wochen dauerte, so fiel es leicht, durch Hinausschieben die Rechenschaftslegung solange zu vermeiden, bis der Reichstag, wie es gewöhnlich geschah, zerrissen ward. Dann konnte, da der Schatzmeister dem König nicht verantwortlich war, keine Revision der Rechnungen mehr vor sich gehen und der Minister blieb also fast immer von aller Rechenschaft befreit. Er pflegte daher den Staatsschatz wie seine Tasche anzusehen, plünderte ihn uneingeschränkt und unbehelligt und hinterliess seinen Erben grosse Reichthümer. Die Lebenslänglichkeit des Amtes und die Sicherheit vor Revisionen des Schatzes machten die Beraubung des Fiscus zu einer regelmässigen und dauernden Erscheinung. Aus demselben Grunde stand, besonders seit 1717, da der Hetman vom Könige unabhängig und nur dem Reichstage verantwortlich wurde, dieser Staatsbeamte, der oberste Chef der Truppen, dem Könige und Staat fast feindlich gegenüber, er war fast stets unbeschränkter Herr der ihm untergebenen Macht.

Mit gleicher Consequenz wie in dem liberum veto wurde der Grundsatz der Staatshoheit des Edelmanns in einer andern Richtung verfolgt.

Das Gewohnheitsrecht war das Element, in dem die meisten öffentlichen und bürgerlichen Rechtsinstitutionen keimten und wuchsen, und die Codificationen des 17. und 18. Jahrhunderts vermochten die Flüssigkeit jenes Elements nicht durch festere Formen zu ersetzen, sie blieben zumeist thatsächlich wirkungslose, papierne Documente. Wir haben bereits gesehen, wie alte Gewohnheit das Auftreten der Conföderationen des Adels sanctionirt hatte, und je mehr der atomistische Staatsgedanke der individuellen Staatshoheit sich zuspitzte, um so fester verwuchs derselbe mit dem Recht dieser adligen Conföderationen. Dieselben pflegten aufzutreten wann grosse politische Fragen an den Staat herantraten, so namentlich bei einem Thronwechsel oder wann es sich um Erhaltung der alten Verfassung oder der Integrität der Reichsgrenzen handelte. In solchen kritischen Momenten griff man gern zu jenen ausserordentlichen Mitteln, um die politische Gefahr, der die ordentlichen Gewalten nicht gewachsen schienen, auch ohne Mitwirkung der letzteren, häufig selbst gegen dieselben abzuwenden. Drohten König und Reichstag die Richtung der nationalen Politik zu verlassen, standen die höchsten Interessen der Nation auf dem Spiele, dann griff man gern unmittelbar in die Masse der Nation, dann appellirte man an das Volk selbst, um eine volksthümliche Politik zu sichern. Nicht selten aber waren rein persönliche Leidenschaften, Rachsucht, Stolz, Eigennutz der Magnaten, die Triebfedern zu diesen Erschütterungen des Staates. Da in dem Adel, in der Masse der Individuen die Staatshoheit lag, so konnte diese Masse, sobald sie die physische Macht dazu hatte, Gesetze erlassen und ausführen, und es kam nur darauf an, die genügende Macht in einem Haufen Edelleute zu sammeln, um den gesetzgebenden Beschlüssen desselben die thatsächliche Anerkennung des ganzen Volkes zu sichern. Der Einzelne verband sich daher zur Erreichung jenes Zieles von nationaler Bedeutung mit Seinesgleichen, es wurden Emissäre in die nächsten, dann die entfernteren Landschaftskreise gesandt, um dieselben zum Anschluss zu bewegen. In den einzelnen Kreisen entstanden nun meist in Uebereinstimmung mit den

politischen Bezirken, welche die Grundlage für die Wahlen zum Reichstage bildeten, einzelne Landschaftsconföderationen, die Unterschriften der Beitretenden wurden gesammelt, jede Landschaftsconföderation wählte ihren Marschall. Diese Marschälle aus den Landschaften versammelten sich dann an einem dazu bestimmten Ort, wählten einen gemeinsamen Marschall der ganzen Conföderation und proclamirten dann die Conföderation als constituirt, indem sie in einem Manifest die Ziele und Ursachen derselben auseinandersetzten und das Land aufforderten, der nunmehr rechtmässig errichteten Conföderation den schuldigen Gehorsam zu leisten. Wenn die Conföderation sich nicht allein auf die Krone Polen erstreckte, sondern auch auf Litthauen ausdehnte, dann trat neben den Conföderationsmarschall der Krone ein zweiter für das Grossfürstenthum. — Soweit die Gewalt, die factische Autorität der Conföderation reichte, so weit riss sie nun alle staatlichen Functionen an sich. Sie errichtete eigene Behörden aus besonders dazu erwählten Räthen der Conföderation, und diese Behörden traten an die Stelle der sofort erlöschenden ordentlichen Instanzen; sie erhob im Namen der conföderirten Nation die Steuern, in ihren Händen ruhte die ganze Verwaltung, ja auf sie ging sogar alle Rechtspflege innerhalb des beherrschten Territoriums über und ihr gebührte die Militärhoheit über die Truppen. Die Conföderation hatte den vollen Anspruch auf die Staatshoheit, selbst die königliche Gewalt musste sich rechtlich ihr beugen. Hier aber standen sich Gewohnheitsrecht und thatsächliche Macht schroff gegenüber: war der König auch verpflichtet, sich der gesetzlich zusammengetretenen Conföderation zu unterwerfen, so konnte er doch nicht wohl zur Verantwortung gezogen werden, wenn er sich wirksam der Conföderation widersetzte und sie zur Auflösung zwang. Die Conföderation wandte sich, sobald sie gegründet war, an den König mit der Aufforderung zum Beitritt. Weigerte der König sich dessen, gelang es den Conföderirten nicht, ihn auf irgend eine Weise in ihre Mitte zu bekommen und schlug der Versuch fehl, durch eine Verständigung mit König und Senat das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so

war die Conföderation oder, wie sie dann genannt wurde, der Rokosz — Aufruhr — erfolglos, sie löste sich auf. Kaum irgendwo ist die Sanction der Volksgewalt, die Berufung an die rein materielle Autorität der Massen, an die nackte Gewalt mit solcher Schärfe zum Ausdruck gelangt, als hier; allein und einzig der Erfolg, die thatsächliche Uebermacht gab diesem oder jenem Theil die Berechtigung, stempelte den Aufrührer oder den König zum Empörer wider Recht und Gesetz. War der König oder war vielleicht eine Gegenconföderation, die sich gebildet hatte, im Stande, durch Waffengewalt die Stellung der Conföderation zu brechen, so wich diese dem Zwange und räumte das Feld derjenigen Macht, die sich als stärker erwiesen hatte. Da aber diese Revolutionen gesetzlich anerkannt waren, so blieben ihre Anstifter und Glieder straflos, soweit sie sich nicht eines Missbrauchs ihrer Gewalt schuldig gemacht, Ungerechtigkeiten, Ungesetzlichkeiten verübt hatten. Sie wurden vielmehr wie völkerrechtlich kriegführende Mächte angesehen, die auch auswärtige staatliche Hülfe, wie es fast immer geschah, anzurufen das Recht hatten. Gelang es aber der Conföderation, den König zu sich herüberzuziehen, so folgte ihm der Senat, und die Conföderation ward nun als Generalconföderation zur unbestrittenen Gebieterin im Reich. Die ganze Staatsmaschine wechselte, alle Autoritäten hörten auf um von der Generalconföderation durch ihre Provinzialrathscollegien neu errichtet zu werden. Der Senat erliess dann in gewöhnlicher Weise mit Unterschrift des Königs die Berufungsuniversalien zu einem Reichstage. Dieser conföderirte Reichstag wurde stets nur zur Erledigung ganz bestimmt abgegrenzter Dinge berufen und löste sich wie die Conföderation selbst auf, sobald die Zwecke erreicht waren. Der conföderirte Reichstag hatte vor dem ordentlichen das voraus, dass er nicht wie dieser an eine bestimmte Dauer gebunden war, weshalb z. B. der conföderirte Reichstag von 1788 und 1790 vier Jahre lang währen konnte. Beide aber hatten doch eine gewisse Schranke in ihrer Errichtung ad hoc, sie erstanden und zerfielen mit einem gewissen Inhalt, der sie beseelte. Der wichtigste Unterschied jedoch zwischen beiden war dieser, dass

in dem ordentlichen Reichstage Stimmeneinheit, in dem conföderirten Stimmenmehrheit entschied. Hier ward das liberum veto vermieden. Die Beschlüsse wurden im Zusammenhang in einer Conföderationsacte niedergelegt, die allgemeine Gesetzeskraft hatte.

In dieser Beschlussfähigkeit der einfachen Mehrheit der Stimmen also lag der grosse Vorzug, den der Conföderationsreichstag vor dem gewöhnlichen in dessen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gewonnenen Gestalt hatte. Besonders auf den Wahlreichstagen, wo nach der Erledigung des Thrones der neue Herrscher von der ganzen versammelten adligen Nation gewählt wurde, trat die Conföderation des Reichstages lebhaft und schon früh hervor. Hier wäre das sonst übliche liberum veto unmöglich gewesen; die Wahlreichstage wurden daher stets als conföderirt betrachtet und die Stimmenmehrheit entschied. — Bald wurde die Conföderation das gewöhnliche Heilmittel gegen das liberum veto des ordentlichen Reichstages. Konnte hier ein nothwendiges Gesetz nicht durchgebracht werden, so ward zur Conföderation, d. h. eigentlich zur Vergewaltigung des ordentlichen Reichstages geschritten. Um die Sache zu vereinfachen, griff man zu dem abgekürzten Verfahren, einen tagenden Reichstag, der zu keinem Schluss kommen konnte, zu einem conföderirten umzuwandeln. Die Majorität erklärte sich conföderirt, die Formalien der Conföderation wurden unverzüglich erfüllt, König und Senat unterschrieben ihren Beitritt, Neuwahlen zum conföderirten Reichstage wurden ausgeschrieben und vollzogen, oder man unterliess auch diese Maassregel und constituirte sich selbst als conföderirt zum Reichstage. Der so conföderirte Reichstag beendete dann die nicht ausgeführte Arbeit. Es kam wohl auch mitunter vor, dass solche in umgekehrtem Gang, von oben her, veranstaltete Conföderationen nicht gleich mit Zustimmung des Königs geschahen und in den Kampf mit dem ordentlichen Reichstage traten. Meist aber waren die conföderirten Reichstage, welche in dieser Weise aus dem ordentlichen hervorgingen, von Hause aus friedlicher Natur.

Dieses waren die Formen, zu denen der polnische Adel

den Staat und in ihm sich selbst im 18. Jahrh. ausgestaltet hatte und welche damals von jedem polnischen Edelmanne und von manchen unwissenden Ausländern als die Blüthen der Volksfreiheit gepriesen wurden. Das Verhältniss der Staatsgewalten zu einander hatte sich bereits am Ausgange des 16. Jahrhunderts in seinen Grundzügen gefestet, und dasselbe wird von einem hervorragenden Staatsmann jener Zeit, Jan Zamojski, dem Königsmacher, in folgender Weise gekennzeichnet: »Der Senat ist eine Behörde, die Ritterschaft ist das Volk, wir sind Alle eine unter sich gleiche Szlachta, wir bilden Alle nur einen Körper, der persönliche Wille Aller bildet den Gemeinwillen, dessen Wächter der König ist: also hat jeder Edelmann das Recht, den König zu wählen.« Und die Stellung des Königs wird näher bezeichnet durch die Worte, welche sehr im Gegensatz zu der bekannten, von Thiers erfundenen Formel, von demselben Zamojski dem zweiten Könige, den er gemacht hatte, Sigismund III. zugerufen wurden: »Rege, sed non impera.« Ludwig Philipp sollte nach dem englischen Vorbilde wohl herrschen, aber die Minister sollten regieren: hier herrschte die adlige Nation, der König sollte nur regieren nach ihren Gesetzen, als erster Beamter der Stände, neben denen er als primus inter pares stand. — Diesem allmächtigen Adel konnte natürlich keine andere Volksklasse Stand halten: Bürger, Bauer und Jude beugten sich vor dem geborenen Staatsmanne, mochte er im königlichen Glanz des vornehmen Pan oder im bettelhaften Gewande des armen, aber selbstbewussten und auf sein Ritterschwert pochenden Schlachtiz auftreten.

Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts ging der Wohlstand der Städte immer rascher zurück. Bald griff der Adel in die städtischen Rechte hinüber und zwang die Bürger magdeburgischen Rechts unter das polnische Recht der Staroste, welche vom Könige aus dem Adel ernannt wurden und neben der Verwaltung der königlichen Domänen, Starosteien, das Richteramt in den städtischen Grodgerichten übten. Die Willkür der adligen Aemter unterstützte die Gewaltthat des geldbedürftigen Edelmanns und machte die privilegirte Rechtspflege der Städte,

die wirthschaftliche Sicherheit des Bürgers illusorisch. Das deutsche Städtewesen sank immer mehr herab, das deutsche Bürgerthum wich vor der Rechtlosigkeit zurück und gab einem Surrogat des Bürgerthums Raum, welches auch der Willkür und Gewalt gegenüber auszudauern stets die Zähigkeit gehabt hat. Die Städte wurden von den aus Deutschland einwandernden Juden eingenommen; der im 14. Jahrhundert zahlreiche, kräftige und reiche deutsche Bürgerstand verschwand und an seine Stelle trat eine bald nach vielen Hunderttausenden zählende arme, verkommene, ausschliesslich schmarotzende und das Land aussaugende städtische Judenbevölkerung. Das Gewerbe verfiel infolge dessen oder schritt doch nicht vorwärts, die Industrie fand keinen Boden mehr, und so wurde diese Revolution innerhalb des bürgerlichen Elements der Grund davon, dass Polen auf den entsprechenden Gebieten der Production, in den Erzeugnissen der Industrie, Fabrikation, Manufactur, kurz in Rücksicht der bürgerlichen Nahrung in völlige Abhängigkeit vom Auslande gerieth.

Dieselbe Zeit, welche den Verfall des Bürgerthums sah, war auch Zeuge der stufenweisen Niedertretung des Bauernstandes. Schon im 15. Jahrhundert hatten die Edelleute sich zu vollen Gebietern über die auf ihren Gütern lebenden Bauern gemacht und den Unterschied zwischen den Sclaven und den freier gestellten Kmetonen, der in älterer Zeit bestanden hatte, verwischt. Die Herren übten volle Patrimonialgerichtsbarkeit über ihre Bauern aus und wehrten alle Versuche der königlichen Macht, sich in die bäuerlichen Verhältnisse zu mischen, eifrig ab. Im Jahre 1496 wurde der Bauer an die Scholle gefesselt, der schweifende Bauer durfte von jedem Edelmann eingefangen und zur Arbeit für ihn gezwungen werden. Sigismund II. August musste 1566 auf jede Einmischung in die Eigenthumsverhältnisse des Adels verzichten, selbst die letzten, wenn auch nur zum Schein nach dem Gesetz vorhandenen Rechte der königlichen Autorität dem Bauer gegenüber, das letzte Band zwischen dem Bauernstande und dem Staate, zu dem er gehörte, wurde vernichtet — es gab für die grosse

Masse des polnischen Volks weder König noch Staat mehr. Die auferlegte Arbeit war uneingeschränkt, Gut und Leben des Bauern standen unter dem ausschliesslichen Willen seines Herrn. Wurde der entlaufene Bauer wieder ergriffen, so war für sein Entweichen nicht er, sondern derjenige verantwortlich, der ihn bei sich aufgenommen hatte. Für das Vergehen eines Bauern gegen einen Dritten ward nicht er, sondern sein Herr durch die Klage zur Verantwortung gezogen. Der Bauer sah über sich nur noch den Edelmann, sein Patrimonialgericht, seine Verwalter und Pächter. Kaum irgendwo anders in Europa ist die Sclaverei des Bauernstandes zu solcher Schärfe ausgebildet worden, als in Polen.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun noch den Verhältnissen der Kirche zu. — Wir bemerkten schon, wie der Adel die wachsende Macht des Klerus für sich zu gewinnen strebte. Er trat seit dem 15. Jahrhundert in die kirchlichen Aemter und Würden und verschmolz so die eigenen mit den kirchlichen Interessen. Kasimir IV. erlangte von der Curie das Recht, von sich aus die Bisthümer zu besetzen, ein seltenes und schwerwiegendes Privileg, welches der königlichen Macht wesentliche Dienste hätte leisten können. Leider aber war die Stellung des Adels zu jener Zeit bereits zu fest gegründet, als dass die Krone jenes Privileg hätte ausnutzen können. Der Adel gestattete nicht das Aufkommen einer rivalisirenden, das Königthum kräftigenden Gewalt, er hinderte erfolgreich jede bürgerliche Bischofsernennung und trat selbst unter die Wohlthat des Besetzungsrechtes; waren früher, als die Ernennung noch von Rom aus erfolgte, nichtadelige Bischöfe eine häufige Erscheinung, so ward nun der Bischofsstuhl mit den daran hängenden sehr reichen Pfründen und dem einträglichen Zehnten das ausschliesslich adelige Gebiet des Ehrgeizes und der Habsucht. Die Bisthümer wurden wie die andern, weltlichen Würden vergeben, sie wurden nominell vom Könige, thatsächlich vom Adel verwaltete Senatorenstellen. Nur der Adel, nicht die Krone erntete die Früchte jener Wohlthat des Besetzungsrechtes.

Im Innern hat die Kirche in Polen mancherlei Wandlungen erlebt. Wir sahen schon oben, wie die Katholicität hier früher als im westlichen Europa in Gegensatz trat zur Akatholicität, vertreten in der orientalischen Kirche. Dennoch hat Polen während langer Zeit sich ausgezeichnet durch seinen Geist der Duldung gegenüber andern Bekenntnissen. Es hat zwar auch seine Inquisition gehabt wie andere Länder in jener Periode. Dieselbe hat jedoch hier nie einen so blutigen Arm gehabt als anderswo, und als sie begann sich gegen den Adel zu wenden, trat derselbe ihr rasch entgegen und bewirkte im Jahre 1562 ihre Aufhebung. Eben um diese Zeit stand Polen allen Bekenntnissen offen. Griechen, Hussiten und böhmische Brüder, Socinianer, Calvinisten und Lutheraner hatten die Anhänger Roms nach allen Seiten hin durchsetzt: der Adel nannte sich als Körperschaft öffentlich selbst »dissidentes de religione«. In die Wahlcapitulationen wurde für den Eid des Herrschers die Formel aufgenommen, dass derselbe den Frieden unter den Dissidenten aufrecht halten wolle, Katholiken wie Dissidenten wurden gleiche bürgerliche Rechte zugesichert. Kurz vorher hatte eine Synode zu Sandomir sogar den Versuch gewagt, alle Glaubensbekenntnisse des Landes in einem gemeinschaftlichen polnischen Bekenntnisse zu vereinigen. Aber der Gipfel der Toleranz war kaum erreicht, als die Reaction eintrat. Die Gegenreformation, von Rom ausgehend, erfasste auch Polen und fand hier einen Fürsten auf dem Thron, der ein kraftvoller Kriegsherr, aber ein schwacher und kurzsichtiger Herrscher war. Stefan Batori beugte sich dem römischen Willen. Die Wirkungen jener Thätigkeit, welche Paul III. und der gewaltige Paul IV. entfalteten, fachten einen Kampf an, der alles Verlorene der Curie wieder zurückgewinnen sollte. Schon Paul IV. hatte einen Legaten entsendet, den schwankenden König Sigismund II. August in seiner alten Religion zu befestigen. Pius IV. machte grössere Anstrengungen, den Protestantismus, der in Polen bereits die Oberhand über den Katholicismus gewonnen hatte, zu bekämpfen. Sigismund und dann auch der Primas von Polen, Erzbischof von Gnesen, der erste Würdenträger

nach dem Könige, wurden von ihren häretischen Neigungen zurückgewonnen, und mit raschen Schritten drang die Gegenreformation nun vorwärts. Die Nachfolger Sigismunds, Heinrich von Anjou und besonders Stefan Batori, gaben der Ausbreitung der neugeschmiedeten päpstlichen Waffe, des Jesuitenordens, Raum, und der grosse Gegenreformator Anton Possevin begann seine Thätigkeit. Es entstanden die Jesuitencollegien zu Krakau, Grodno, Pultusk. Der neue Kalender wurde eingeführt, die Beschlüsse des tridentiner Concils kamen meist zur Ausführung. Katholisirenden Erwägungen unter den Parteien des Adels, vor Allem des mächtigen Jan Zamojski verdankte dann Sigismund III. zumeist seine Erhebung auf den Thron; und er hielt was man von ihm erwartet hatte. Als der Protestantismus im Uebergewicht war, hatte er sogar in die oberen geistlichen Würden und Bisthümer Eingang gefunden; jetzt wurden dieselben gesäubert und Sigismund schloss alle Akatholiken von den Aemtern, die er zu vergeben hatte, aus. Dieser Aemter aber gab es gegen 20,000 [1], weshalb es begreiflich ist, welche ungeheuren Erfolge der Katholicismus diesem Schritt zu danken hatte. Alle früher einmal katholisch gewesenen Kirchen wurden ohne Rücksicht auf das Bekenntniss der Eingepfarrten den Katholiken wieder zurückgegeben, der vor Kurzem noch versprochene Schutz der Dissidenten ward eine leere Phrase. Nicht blos die Protestanten standen unter dem Druck der jesuitischen Propaganda, sondern auch auf die Griechen war es abgesehen, und so wurde ein Theil der polnisch-orientalischen Kirche in der Union von 1595 mit der occidentalischen vereinigt. Da der Unterricht bald in die Hände der Jesuiten fiel, so sog die junge Generation des Adels in deren Collegien den Geist der Unduldsamkeit ein, der in dem Polen des 17. und 18. Jahrhunderts hervortritt. Die dissidentischen Edelleute wurden von allen Aemtern ausgeschlossen, bald schützte sie das formell gleiche Recht vor dem Richter nicht mehr gegen Unbilden, sie verloren die meisten adligen Rechte.

1 Vgl. Ranke, die römischen Päpste in den letzten 4 Jahrhunderten.

Im Jahre 1719 wurden sie aus dem Reichstage gewiesen, endlich 1733 fast aller bürgerlichen Rechte beraubt, nur noch der Aufenthalt im Lande ward ihnen gestattet.

Die Kirche und das Mönchswesen haben einen ungeheuren Einfluss auf die unglückliche Entwickelung des polnischen Staats ausgeübt. Indessen kann man nicht sagen, dass sie allein die Schuld tragen an der tiefen Erniedrigung, zu der die polnische Gesellschaft hinabsank und welche zuletzt den polnischen Staat auflöste. Nicht sie haben den Keim des Verfalls gepflanzt, aber sie haben sein Wachsthum, seine verderblich zersetzenden Kräfte in ungewöhnlichem Maasse entwickelt und gesteigert. Der Katholicismus und ganz vorzüglich das Jesuitenthum traten in Polen auf einen Boden, der ihnen wunderbar günstig war und gerade die gefährlichen, schlimmen Seiten dieser Körperschaften zu besonders üppiger Entwickelung trieb. In Deutschland, England, Frankreich haben die geistlichen Orden eine Volksmoral vorgefunden, auf welche sie freilich mit mehr oder weniger Erfolg einwirkten und sie in ihrem Sinne umformten. Sie vermochten aber den Volkscharakter nicht so sclavisch zu unterjochen, dass derselbe nicht zu Zeiten von selbständigen Regungen zu selbständigem Denken und zu willenskräftigem Handeln sich emporraffte, sie vermochten den Geist nicht soweit zu entmannen, dass er allem eignen Leben, aller eignen, freien Wissenschaft und Arbeit entsagte und sich völlig in das Getriebe kirchlich-klerikalen Wesens einfügte. In Polen hingegen fanden diese Orden einen Volkscharakter, der von der Natur, wenn man so sagen darf, mit einer ganz eigenthümlichen Weichheit, Formlosigkeit, Empfänglichkeit ausgestattet war.

Gleich allen slawischen Stämmen war und ist der Pole vorwiegend sinnlich angelegt: leicht zugänglich dem Reiz der Erscheinung, rasch ergriffen von den Eindrücken der äusseren Form, leicht gemodelt unter der Wirkung auf Auge, Ohr, Gefühl, und so der wechselvollen Macht der Aussenwelt mehr als andere Volksstämme ausgesetzt. Rasch und lebhaft ist seine Empfindung und im Rausch ihres Wechsels geniesst er die Anregungen und Bethätigungen seiner sinnlichen Natur, ordnet

er den flüchtigen Gebilden, die ihn beherrschen, völlig seine ganze Persönlichkeit unter. Gutmüthig, theilnehmend, vertrauensvoll, ist er stets bereit Gutes zu thun soweit sein Gefühl durch den unmittelbaren Anblick der Noth geweckt wird. Umgekehrt wieder lässt ihm seine erregbare Phantasie dasjenige leicht erreichbar scheinen, wozu seine Lust, sein Herz ihn drängt. Feuriges Temperament, rasches Fassungsvermögen und viel Talent der Wiedergabe, fein im Empfinden, aber ohne Dauer der Empfindung, schnell im Denken, aber ohne Tiefe und Energie in der Denkweise. Alles das gehört zu den Bedingungen für die Liebenswürdigkeit in der persönlichen Erscheinung, die man dem Polen stets nachgerühmt hat. Er ist stets ein angenehmer Gesellschafter und stets äusserst gesellig gewesen, und in fernen Jahrhunderten schon rühmen deutsche Ritter die Gastfreiheit der Polen (vgl. Hans von Schweinichens Schilderungen). Leichtlebig ist der Pole, verträgt die Sorge nicht und schüttelt sie bald ab, im Rausch der Sinne an der Tafel, im Tanz, in der Liebe. Reich mit Talenten ausgestattet vertieft er sich nur schwer in's Innerste der Kunst; von feinem Ohr für Musik, regem Sinn für bildende Kunst — besitzt er doch nur geringe schöpferische Kraft. Lebhafter Formensinn in der Plastik und ebenso in der Sprache, daher grosse Leichtigkeit in der Erlernung fremder Mundarten und ebendaher bedeutende Gabe der Rede. Im 17. Jahrhundert sprach man in der vornehmen polnischen Welt eben so gut und allgemein das Italienische, als nachher im 18. Jahrhundert das Französische, und bis in die neueste Zeit war das Lateinische die offizielle Sprache neben der polnischen, die erst etwa seit dem 16. Jahrhundert sich zur Schriftsprache erhoben hatte. Der Glanz der Rhetorik in dem polnischen Reichstage ist bekannt, aber eben so der Schaden, den diese Rhetorik nur zu häufig dem Staate verursachte. Um rednerisch zu glänzen, wurde die kostbarste Zeit vergeudet, die ernsteste Sache verrathen, wurde die Politik und die Wahrheit durch Phrase und schwunghafte Lüge erstickt. Alle Mittel des Schauspielers waren hier geläufig und mit der grössten Sorgfalt wurde auf äussere Haltung und Pantomime geachtet. Denn

maasslose Eitelkeit, verbunden mit jenem leidenschaftlichen Wechsel der Empfindung, machen den Polen bald zu einem Helden an Muth, bald zu einem Zwerg an Verzagtheit, lassen ihn jetzt von Patriotismus und Tugend überströmen und dann wieder in die Tiefe des Lasters hinabsinken.

Jäh und unvermittelt sind die Gegensätze, in denen der Pole sich bewegt. Der der Aussenwelt eigene schnelle Wechsel spiegelt sich in seiner Seele und erlaubt ihm nicht, dauernd an einem Dinge zu haften, sich zu vertiefen in die Betrachtung eines Gegenstandes, eine wohlerwogene und nachhaltige Vorstellung zu gewinnen. Geistige Sammlung, ruhiges Denken, philosophische Abstraction, ein Stillestehen inmitten der Flucht der Erscheinungen und Fortarbeiten in dem Raume des individuellen und ideellen Geistes — das sind Gegensätze zu der Natur des Polen. Daher entbehrt er derjenigen Eigenschaften, welche die Früchte gerade dieser Thätigkeit sind. Ihm fehlen die festen, aus der umsichtigen Beurtheilung der Dinge erwachsenden Normen, die ihn im Leben für die Behandlung gewisser Verhältnisse sicher leiten könnten, die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen aus ganze Gebiete menschlicher Thätigkeit in einheitlicher, gleichförmiger Weise betrachtet werden könnten, die Grundsätze, die der tiefer und nachhaltiger denkende Mensch aus der einzelnen Erfahrung schöpft und dann systematisch verwerthet: der Pole verdichtet seine Gedanken nicht zu solchen Grundsätzen und denkt daher von Fall zu Fall, schwankt daher von Gegenstand zu Gegenstand, hält daher heute für richtig, was ihm gestern falsch, morgen für gut, was ihm heute böse erschien. Er wird leicht überredet durch oratorisches Blendwerk und überredet sich leicht durch Bilder erwachter Leidenschaften. Unter dem Einfluss des Affects verschwindet vor seinem Auge die Gefahr, die sittlichen Bedenken schweigen, ja die gröbsten Verbrechen schrecken ihn von dem Anstürmen an das ersehnte Ziel nicht ab. Das eben Gegenwärtige beherrscht den Polen. Er verschliesst seine Hand und sein Herz dem Bettler nicht, der in Lumpen gehüllt ihn anspricht; aber für die anderen Hunderttausende, die in dem

Staate des Adels das gleiche Mitleid beanspruchen durften, sprach keine Stimme im Herzen des Edelmannes, denn ihm fehlte das Gedankenband von der Erscheinung dieses Elenden zur Vorstellung der Noth derjenigen, die er nicht sah. Und derselbe Mangel machte den Polen unfähig, in anderen Dingen die Bedürfnisse des Individuums von denen der Gesellschaft und des Staates in ihrem Wesen zu unterscheiden, die staatlichen Dinge als solche zu begreifen. Was ihn zunächst umgab, was er mit Auge, Ohr und Hand erreichen konnte, das bildete den Kreis seiner politischen Beobachtungen und Sorgen; was drüber hinauslag: das Gemeinwesen, das Reich, die Regierung als solche, die Rechtspflege, die Kirche, die Landesvertheidigung als solche, davon hatte der Edelmann, dem die Staatshoheit angeboren war, keine Empfindung, keine Vorstellung, also auch dafür kein Interesse, kein Verständniss. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, eine Staatsform zu schaffen, die so aller staatlichen Idee bar war als die polnische mit ihrer Million adliger Souveräne!

Man wird vielleicht den Idealismus entgegenhalten, mit welchem der Pole seit einem Jahrhundert seiner nationalen Freiheit zustrebt. Es ist wahr, der Pole liebt sein Vaterland, seine Freiheit. Aber steht das denn etwa im Widerspruch zu dem vorhin Gesagten? Der Pole begeistert sich für Vaterland, Freiheit, Nation, wie er sich für ein schönes Weib oder für den Glanz von Paris begeistert, wie er ausser sich geräth von einer fesselnden Rede, von mächtigem Gesang. Phantasie, Gefühl, Stolz, nationales Empfinden sind die Bestandtheile jenes Idealismus: man braucht jedoch nur zu beobachten, in welchen Formen sich die Idee ihm praktisch gestaltet und welche Wege er einschlägt, um sie ins Werk zu setzen, um zu bemerken, wie geringen Antheil an dem polnischen Patriotismus die politischen Abstractionen haben, welche aus einer objectiven Reflexion, aus der Verbindung von klarer Anschauung der Wirklichkeit mit festen Lehren der Erfahrung erwachsen. Es ist der Idealismus des Gefühls, nicht der Vernunft, der sich hier zeigt.

Aus dem Vorherrschen der sinnlichen Momente in der slawischen Natur fliesst einmal die geringe Befähigung, die ideellen Grundlagen des staatlichen Lebens sich zu eigen zu machen; und dann die Passivität als Grundzug der sinnlichen Natur. Das Wesen des Polen ist von Grund aus receptiv und leidend. — Der Charakter des Slawen fordert eine Staatsform, welche die Einheit des Staates auf dem dem Slawen eigenthümlichen Boden der vorherrschenden Sinnlichkeit zur Erscheinung bringt. Der Slawe bedarf so sehr als nur irgend ein anderer Volksstamm eines festgeordneten Staatswesens; aber damit ihm dasselbe stets gegenwärtig sei und ihn beeinflusse, muss es in möglichst greifbarer Gestalt sich ihm darstellen. Der Nordamerikaner, der Engländer trägt den Staatsbegriff, wenn auch unbewusst, stets in sich und denkt und handelt darnach staatlich: dem Slawen geht dieser Begriff alsbald verloren, wenn er ihn nicht mehr verkörpert vor sich sieht, und ohne es zu wollen oder sich dessen bewusst zu sein, wirkt er gegen die Staatseinheit, weil ein augenblickliches ihm patriotisch scheinendes Gefühl ihn fortreisst. Dieses Gefühl ist ihm der Gipfel seiner Politik, und hat dasselbe seine verderbliche Wirkung gegen die ihm unsichtbare Staatsmacht erfüllt, so beschönigt er es durch den Namen der Freiheit. Diejenige Verkörperung der Staatseinheit, welche am leichtesten und stetigsten den Sinnen zugänglich ist, ist die absolute Monarchie, und so ist sie diejenige Staatsform, welche dem Slawen, dem Polen naturgemäss sich am meisten anpasst. Nie ist der Pole, trotz allen Strohfeuers zu Ehren französischer Revolutionen und ihrer Freiheits- und Gleichheitsphrasen, wirklich demokratisch, nie auch nur republikanisch gesinnt gewesen, ihm gingen stets alle Bedingungen dazu ab. Wo aber die Einheit des Staates sich ihm in nackter Realität gegenüberstellte, da begriff er sie und da zeigte er den ihm natürlichen monarchistischen Sinn. In den Zeiten der grössten Entfesselung der sogenannten republikanischen Freiheit, während der loderndsten Begeisterung für den Convent der grossen französischen Revolution ist es den Polen nicht eingefallen, ihren König, der doch nur Scheinherrscher

war, wirklich zu beseitigen, sondern sie haben ihm vielmehr eine Ehrfurcht bewahrt, wie sie in streng monarchischen Staaten solchen Fürsten gegenüber kaum wäre bewahrt worden. Während man für die Helden der Gironde schwärmte, hegte man die tiefste Verehrung für König Friedrich Wilhelm II. und zweifelte die kurze Zeit des guten Einvernehmens mit ihm nicht einen Augenblick an seiner Versicherung, dass er der redlichste Mann seines Reiches sein wolle. Noch 1793, als die französischen Ideen scheinbar und, wie die Nachbarmächte fortwährend behaupteten, in bedrohlicher Weise den öffentlichen Geist in Polen demokratisirt hatten, rief auf dem Reichstage zu Grodno der Landbote Kimbar dem Könige zu: »Zeige jetzt dem Weltall, dass Gott es war, der Dich zum Könige bestimmt hat.« Und diese Göttlichkeit des Königthums kehrte wiederholt in der Auffassung der Polen bei ihren Königswahlen wieder, während sie zugleich ihre Volksfreiheit über Alles erhoben. Bei allen Wirren, bei den wüthendsten Parteikämpfen um das Königthum und um die Person des Herrschers hat es keinen Jacob Clément, keinen Catilina und keinen Brutus in Polen gegeben und die stürmischsten Sitzungen des Reichstages ahndeten die Ausschreitungen gegen die königliche Würde. Mit bemerkenswerther Pietät hing der Pole an seiner Dynastie, mochte sie die der Piasten oder die der Jagellonen, ja selbst die der Wettiner sein. Die piastische Erbtochter Elisabeth brachte die Krone an Ludwig von Ungarn; Hedwig war der »König« von Polen, als sie sich mit Jagello von Litthauen vermählte; von der Hand Anna's, der letzten Erbin der Jagellonen, machte der Adel hartnäckig die Königswahl Heinrich's von Anjou und dann ebenso hartnäckig die Stefan Batori's abhängig; und als fremde Gewalt die Wettiner von der Erbfolge ausschloss, äusserte sich die Anhänglichkeit an dieses für Polen so unheilvolle Haus bis zuletzt in bestimmtester Weise.

Nicht wegen des republikanischen, sondern trotz des monarchischen Volkscharakters hat sich in Polen eine Republik herangebildet, die freilich auch den Stempel dieser Entstehung an sich trug. Die Zeit polnischer Blüthe fällt zusammen mit den

Perioden starker Gewalthaber, wie Boleslaw II., Boleslaw III., Wladislaw Lokietek, Kasimir der Grosse. Die lange Reihe der späteren Herrscher zeigte keinen einzigen starken Charakter bei längerer Regierungsdauer, und dieser Mangel prägt sich deutlich in dem beginnenden Zerfall aus. Starke Autokraten, selbst Despoten haben die Slawen immer besser ertragen, als Schwächlinge. Diese sind ihnen stets gefährlicher gewesen als den Nationen des Westens und so haben in Russland Schwächlinge ihre Mängel mit dem Tode gebüsst, Despoten sind Volkshelden geworden. Schwache und schlechte Herrscher, häufiges Interregnum und Wechsel der Dynastien haben das Emporwuchern der staatsfeindlichen Eigenschaften der Polen begünstigt und die politische Unfähigkeit dieses Volkes hat die Mängel nicht wieder auszugleichen vermocht. Als im Westen der Absolutismus die feudale Zersplitterung niedertrat, sassen auf dem polnischen Thron meist energielose Fürsten und weiche Wollüstlinge. Während dort im dreissigjährigen Kriege unter den Händen eines Richelieu, Wallenstein, Gustav Adolf die stehenden Heere erstanden, die das Fundament der fürstlichen Macht wurden, war das Kriegswesen in Polen durch die Pacta conventa von 1573 dem Könige aus der Hand gewunden, und Herrscher wie Sigismund III. und die letzten Wasa's waren nicht geeignet, die fehlende Macht zu usurpiren. Die aus dem Mittelalter überkommene allgemeine Wehrpflicht des Adels mit ihrer ungenügenden Organisation; der zersetzende Hoheitsbegriff dieses politisirenden adligen Heeres; der Mangel jedes Stützpunktes ausserhalb des Adels, von dem aus die königliche Gewalt, ohne dass ein besonders hervorragender Charakter erforderlich gewesen wäre, einen militärischen Körper hätte schaffen können; die geringen Staatseinnahmen, die durch die Hand des Königs gingen und die, wenn auch gegen das Gesetz, zur Anmiethung von Soldtruppen hätten gebraucht werden können, — die Verkettung dieser und noch mancher anderer Umstände trug dazu bei, dem polnischen Königthum und seinen schwachen Vertretern den Weg zum Absolutismus zu versperren, der allein zum Heil des Ganzen dienlich war. So gelang es denn auch dem

kräftigen Sobieski nicht, diese grosse und für Polen unendlich beklagenswerthe Lücke auszufüllen. Das Schwert, das den Staat hätte einen und retten können, war und blieb ein gefährliches Spielzeug in der kindischen Hand des Edelmannes und verrostete darin so sehr, dass es auch nach aussen hin, wo es früher mit Ruhm geführt worden war, unbrauchbar ward. Bei einer Einwohnerzahl von etwa 11 Millionen durfte Wladislaw IV. nicht mehr als 1200 Mann Truppen halten, ein Contingent, welches kaum ausreichte, seine Leibwache zu bilden; und im Laufe des 18. Jahrhunderts, von 1717 bis 1791 erreichte das Heer nie die Ziffer von 18,000 Mann. Die Furcht, dass der König in auswärtigen Kriegen sich eine ihm ergebene Truppe schaffen könnte, die die Freiheiten des Adels zu bedrohen im Stande sei, bewog diesen in den kritischen Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, ängstlich kriegerischen Unternehmungen nach aussen auszuweichen, zu denen Geschichte und geographische Lage, ja das klarste Gebot der Selbsterhaltung Polen drängten. Dennoch hätte die Abneigung des Adels allein die Bildung eines brauchbaren stehenden Heeres eben so wenig als in anderen Staaten aufhalten können, wenn nicht die angedeuteten besonderen Hindernisse und später, damit zusammenhängend, der Einspruch der heranwachsenden russischen Uebermacht hinzugetreten wären. Gerade hier in Polen bedurfte die staatliche Autorität mehr als anderswo der physischen Gewalt, um ihrer Stellung in den Augen dieses unpolitischen Volkes Anerkennung zu verschaffen und zu erhalten. Die wenigen tausend Mann, die bis zuletzt unter den Waffen standen und über die der König noch dazu gesetzlich keine Gewalt hatte, wogen nichts einer Adelsnation gegenüber, in der Jeder sich gewöhnt hatte, sich für ein geborenes Feldherrntalent zu halten. So hat denn der Mangel eines stehenden Heeres in ganz hervorragendem Maasse Polens Verfall und Untergang befördert.

Ueberblicken wir noch einmal die vortretenden Gründe des Sinkens einer Nation, die ehemals die weitesten Grenzen unter den europäischen Staaten beherrschte und eine Zeit lang be-

rufen schien, auf viele Jahrhunderte hin die Entwickelung des europäischen Ostens ausschliesslich zu bestimmen.

Die Periode polnischer Grösse fällt mit der Zeit der Theilfürstenthümer und der Vereinigung derselben in der Hand gewaltiger Krieger und Autokraten zusammen. Als die moskauschen Fürsten unter dem mongolischen Joche seufzten, einten sich die westlichen Slawen unter ihren besten Herrschern zu einer Monarchie, welche ihre innere Kraft noch nach der Vertreibung der Mongolen dem auftretenden moskauischen Rivalen gegenüber lange in glücklichen Kriegen äusserte und erfolgreich in die Politik des Abendlandes eingriff. Während aber die russischen Fürstenthümer ihrerseits nun zu einem despotischen Einheitsstaat zusammenwuchsen, ging Polen einen umgekehrten Gang. Der Stamm der Piasten erlosch und die Krone wanderte von einem Haupte zum andern, und jedesmal blieb in den Händen der Magnaten, die sie dem neuen Herrscher aufsetzten, ein Stück dieser Krone zurück. Ein Edelstein nach dem andern rieb sich von dem festgefügten Herrscherdiadem Boleslaw's des Gewaltigen ab und fiel in die eigennützigen Hände der Händler, welche mit diesem Diadem wucherten. Und diese Juwelen, die der Adel, gierig nach materiellem Gewinn und eingebildeter Freiheit, aus der Krone brach, verloren alsbald ihren Glanz und Werth in den Händen dieses Adels. Denn die Gewalt, die er sich zueignete, verstand er nicht zu ordnen, zu organisiren, im öffentlichen Interesse zu handhaben; sie vermehrte nur die Masse der auflösenden Kräfte, die dem Starken und Geschickten nützen, dem Schwachen und Verständnisslosen aber nur schaden konnten, und jemehr der Adel durch die staatliche Macht, die er an sich riss, sich zu stärken glaubte, um so ohnmächtiger wurde er in seiner staatlichen Gesammtheit.

Als der orientalische Tyrann Iwan der Grausame auf dem Grossfürstenstuhl zu Moskau sass, da war die polnische Krone bereits so armselig geworden, dass sie als Wahlkrone ihrem Träger mehr als Fessel, denn als Inbegriff der Macht aufs Haupt gesetzt wurde. Noch einmal raffte sich der kriegerische Geist der Polen unter einem hervorragenden Führer empor,

Stefan Batori gelang es zum letztenmal, dem moskauischen Erbfeinde seinen Frieden zu dictiren. Dann durchdrang ein neues, schädliches Element den geschwächten Staatskörper Polens und zerfrass das Mark des Volkes. Die staatlichen Rücksichten traten im staatlichen Leben bei Seite, die religiösen Ziele wurden maassgebend und neben der zersetzenden Herrschaft des souverän gewordenen Adels untergrub das Ordenswesen und vor Allem der Jesuitismus die Grundsteine der staatlichen Kraft. Seitdem ging es mit Gesellschaft und Staat in raschem Laufe bergab. Die Pest des Jesuitenthums entsittlichte bis zum Aeussersten den einst so stolzen Volksgeist und die Freiheit der adligen Republik schlug unter theatralischem Gepränge und in kindischer Befriedigung über die Kraft des eigenen selbstmörderischen Armes die hohlen Formen des Staates allmählich in Scherben.

Das Jesuitenthum auf der einen, die adlige Freiheit auf der andern Seite haben Polen getödtet. Nirgend war jemals ein Volk so wenig geeignet republikanische Freiheit zu ertragen und nirgend ist sie so sehr missbraucht worden. Nur straffe monarchische Gewalt — wir wiederholen es — vermochte und vermag die natürlichen Anlagen des Slawen in einer wohlthätigen Richtung zu erhalten und vielleicht allmählich in ihm die Grundzüge staatlichen Wesens zu entwickeln. Die lange Leidensgeschichte der polnischen Republik weist einen so erschreckenden Mangel aller politischen Fähigkeiten auf, wie er sonst nur bei den rohesten Völkern gefunden wird. Der Pole versteht weder Gesetze zu machen, noch sie zu achten und zu halten, weder das Recht zu entwickeln, noch es sich anzueignen, weder zu organisiren noch das Organisirte zu vervollkommnen, es zu verwerthen; er täuscht sich selbst über seine Fähigkeiten und Absichten und entbehrt jeglichen Scharfblicks für die politischen Verhältnisse der Nachbarstaaten, er hält sich für den geborenen Diplomaten, dessen äusseres Wesen er sich völlig aneignet, er glaubt stets zu täuschen und ist stets der Getäuschte, er sieht nur das Besondere, Persönliche und hat kein Auge für das Allgemeine, Oeffentliche. Man kann kaum eine

längere Reihe politischer Fehlgriffe in der Geschichte finden, als diese Versammlung überkluger Diplomaten und redegewandter Politiker des Reichstages von 1788 bis 1792 sich zu Schulden kommen liessen. Man kann kaum eine gesetzgebende Gewalt finden, die so blind gewesen wäre gegen die wahren Bedürfnisse des Landes, als die polnischen Reichstage. Es lässt sich kaum eine Verwaltung denken, welche so durchweg das Gepräge der Unfähigkeit an sich getragen hätte, als die polnische unter der Adelsherrschaft. In der That, es ist wahr, was in der letzten Zeit ihrer Selbständigkeit die Polen in ihrer slawischen Gabe, momentan intuitiv die eigenen Fehler gelegentlich mit grosser Schärfe, aber leider meist ohne praktische Verwerthung zu erkennen, von sich sagten: »Nierządem Polska stoi«, die Unordnung hält Polen aufrecht. Diese Erkenntniss aber konnte ihnen die Eigenschaften nicht verleihen, deren sie bedurften, um eine staatliche Ordnung herzustellen. Wenn man die Anforderungen mustert, welche Montesquieu an die Aristokratie stellt und wenn man sie mit den Erfahrungen in Polen vergleicht, dann erstaunt man über den klaffenden Widerspruch zwischen jener Theorie und dieser Verwirklichung, noch mehr aber über die grelle Beleuchtung, welche auf das traurige Bild der sterbenden Republik von jenem Lichte herabfällt, und es erneuert sich die Bewunderung für den Scharfblick, mit welchem dieser grosse Geist die staatlichen Dinge erfasste. Wie für die Demokratie, so verlangt Montesquieu[1] auch für die Aristokratie die Tugend des Volkes, der herrschenden Classe. Wo sollte diese sonst ihren Halt finden? »Diejenigen, welche die Gesetze gegen ihre Genossen erfüllen lassen müssen, werden sogleich merken, dass sie gegen sich selbst handeln«. Die Gesetze werden leicht befolgt gegen die untergebene Classe, das Volk. »Aber so leicht es dieser (adligen) Körperschaft ist, die andern in Schranken zu halten, so schwer ist es, dass sie sich selbst in Schranken halte. . . . . Die öffentlichen Verbrechen werden bestraft werden können, weil das die Sache

1 Montesquieu, Geist d. Gesetze, I, B. 3. Cap. 4.

Aller ist: die privaten Verbrechen werden hier nicht bestraft werden, weil es die Sache Aller ist, sie nicht zu bestrafen..... Eine solche Körperschaft kann sich nur auf zweierlei Weise in Schranken halten; entweder durch eine grosse Tugend, welche macht, dass die Edelleute in gewissem Maasse ihrem Volke sich gleichstellen, was eine grosse Republik hervorbringen kann; oder durch eine geringere Tugend, welche eine gewisse Mässigung ist, die die Edelleute wenigstens unter einander selbst gleich macht, was ihre Erhaltung bewirkt. Die Mässigung ist also die Seele dieser Staatsformen. Ich meine diejenige, welche auf die Tugend gegründet ist, nicht diejenige, welche aus einer Trägheit und Faulheit der Seele entspringt«.

II.

Landschaft, Bevölkerung, Bauer.

Wer heute mit aufmerksamem Auge die ehemals polnischen Landestheile durchstreift, der wird nicht selten auf Denkmäler einer Zeit stossen, in der die Regierung der polnischen Könige eine Macht, die Ordnung der öffentlichen Verhältnisse eine Kraft und ein System zeigten, in der der Culturstand in manchen Zweigen des Volkslebens eine Höhe erreicht hatte, wie sie die spätere Zeit dieses Staates nicht wieder gesehen hat. Es war die Periode der polnischen Blüthe unter den Sigmunden, an die wir bald durch Ueberreste alter Strassenbauten, bald durch ausführliche Kataster über die Bauern und deren gesetzlich normirte Leistungen für diesen oder jenen Herren, bald durch genaue topographische Arbeiten und dergleichen erinnert werden, nicht zu gedenken der mancherlei Zeugnisse der Kunst und Litteratur, die über jene Periode in zahlreichen Strahlen ein helleres Licht vor den Augen des Forschers ergiessen.

Damals, im 16. Jahrhundert, hatten glückliche Kriege der letzten Jagellonen dem polnischen Staate einen äussern Glanz, hatten geistige Strebungen ihm im Innern einen Aufschwung verliehen, wodurch das nationale Bewusstsein des Polen befriedigt wurde. Damals war aber auch der Keim gepflanzt worden zu jener Zügellosigkeit einer hochfahrenden Aristokratie, die mit ihrer Freiheitsschwelgerei dem Staate selbst die Spitze abbrach.

Keinem grossen Culturvolke ist es vergönnt gewesen, in ununterbrochen stätigem Gange die Höhe der Entwickelung zu erreichen, die ihm einen Platz unter den Vorkämpfern des Menschengeistes anweist. Ueberall sehen wir die Periode des

Schaffens und des Wachsens von Zeitabschnitten unterbrochen, die nicht blos ein Stillstehen, sondern ein Zurückgehen bedeuten, und denen zumeist gewaltsame Zerstörungen, Krieg oder Eroberung oder Revolution zu Grunde liegen.

Nicht minder verderblich aber als diese gewaltsamen Erschütterungen wirkt das zehrende Gift fessellosen ständischen Eigennutzes auf den Staatskörper. Das Zeitalter der Sigmunde ward zum Bergwerke, aus dem der Adel wohl das Gold für seine Herrschsucht und verschwenderischen Genuss grub, aber zugleich auch das Gift mit herübernahm, welches den Staat unter den sächsischen Königen zerfrass. Denn jener besseren Zeit folgte bald die Zeit der Wahlkämpfe um die Königskrone, der Streit der Wasa's um die Erbfolge, endlich die Periode der wüsten Wirthschaft unter den Wettinern, von der einst beim Adel das Sprüchwort ging: »Unter den Sachsen löste sich der Leibgurt«. Die wilde Horde der rohen Schlachta, geführt von den zügellosen Magnaten, fuhr im Lande umher, zerstörend, nicht bauend, ein Feind allen Gesetzes und stätigen Schaffens. Es stand diesem Adel und seinen ebenbürtigen Nachkommen wohl an, diese Periode wildester Ausschweifung das goldene Zeitalter Polens zu nennen: denn eisern war es für jeden, der nicht zur Schlachta gehörte. Wer aber weiter schaute, konnte eine Zeit nur beklagen, die die Quelle des Goldes, die Productionskraft des Reichs selbst, verwüstete.

Einem verwilderten, verwahrlosten Lande sah Stanislaw August im Jahre 1764 sich zum Könige gesetzt. Unendliche Wälder bedeckten in düsterer Einförmigkeit überall die Landschaft und zogen sich damals bis dicht vor die Thore Warschaus hin. Kaum fahrbare Wege verbanden die wenigen und elenden Städte mit einander und führten dann und wann an der halbverfaulten Strohhütte des Bauern oder dem grauen Gehöft des niederen Edelmanns, des Schlachtiz, oder dem anspruchsvoll vordrängenden »Palast« des Magnaten vorüber. In den ungeheuren Sümpfen der östlichen Landestheile, wohl den grössten des damaligen Europa, hausten unumschränkt die Riesen der Wildniss, denen der deutsche Jäger an Weser und

Rhein 700 Jahre früher mit Armbrust und Wurfspeer die Heimat bestritt: der Auerochs, der Bär, das Elenn, der Wolf, das Wildschwein, die Otter, der Biber. Ein kaltes, hartes Klima vertheidigte besonders im Osten und Norden das unwirthliche Land gegen die schwachen Angriffe vordringender Cultur und legte Zeugniss ab für die Wahrhaftigkeit der Chronisten, welche von dem Schrecken des eisigen Litthauen aus der Zeit Jagello's im 14. Jahrhundert uns erzählen, dass das Land 10 Monate des Jahres in der Erstarrung des Winters gefangen lag und nur 2 kurze Sommermonate hindurch die Erde den Sonnenstrahlen sich erschloss. Weiter im Westen und Süden, in den alten Provinzen von Kleinpolen, in Podolien, Wolhynien und der Ukraine schlug regeres Leben in Natur und Bevölkerung, mischten sich wechselvoller die Elemente der Civilisation und bildeten hier den hauptsächlichen Mittelpunkt des polnisch nationalen Lebens. Dort auch ist daher die Heimat der meisten von den Zeitgenossen Stanislaw Augusts, deren zahlreichen Aufzeichnungen wir heute die Kenntniss damaliger polnischer Zustände verdanken.

Lebensvoll sind die Bilder, die uns aus diesen Aufzeichnungen entgegentreten. Sie werden uns gewöhnlich dargeboten in dem Rahmen von Selbstbiographieen, deren weicher und etwas wehmüthiger Grundton leicht erklärt wird aus dem Grundcharakter des Polen einerseits und dann aus den trüben Erinnerungen, die sich für jeden Polen an jene für sein Vaterland so bedeutungsvolle, so schmerzliche Zeit des Unterganges heften. Mit grosser Wahrheit und Einfachheit geschrieben sind diese Memoiren reichhaltige Quellen für die Betrachtung von Sitten und Zuständen aller Art, die in ihrer Eigenthümlichkeit für uns Deutsche oft fremd, abstossend, oft auch durch die einfache Wahrheit des menschlichen Empfindens anziehend, immer aber für die Beurtheilung der ethischen Bedingungen einer bedeutenden Epoche in dem Leben unseres Nachbarvolkes lehrreich sein werden. Der Gesammteindruck, den diese Memoirenschreiber uns von Land und Leuten übermitteln, ist der einer tiefen Rohheit, die sich hauptsächlich in dem immer wiederkehrenden

grellen Gegensatz von Reichthum und Elend, überfeiner Cultur und thierischer Verkommenheit, glänzenden Ideen moderner Staatsweisheit und widerlicher Fäulniss im öffentlichen Leben kund thut. Ehe wir die polnische Gesellschaft in ihrem weitaus bedeutendsten Bestandtheil, dem Adel, genauer kennen lernen, wollen wir Unterlage und Umgebung desselben in Augenschein nehmen.

Nach den Verlusten, welche unter Johann Kasimir im schwedischen Kriege des 17. Jahrhunderts das Reich getroffen hatten, berechnete man die Ausdehnung desselben auf etwa 21,400 Quadratmeilen. Die Natur hatte mit nicht kärglicher Hand hier auf die mächtige, zwischen Baltischem und Schwarzem Meer, zwischen den Höhen der Karpathen und den Niederungen des Dnjestr ausgebreitete Fläche ihre Gaben verstreut. Vergleicht man jene Niederungen mit den Ebenen, auf welchen das heutige Preussen erwachsen ist, so ist man versucht, Polen für ein reiches Land zu erklären. Reich eben nur durch seine natürliche Mitgift. Im Norden und Nordosten verdeckten die endlosen Waldungen Litthauens, welche erst in neuerer Zeit mehr und mehr dem Landbau wichen, den fruchtbaren Boden, während im Osten noch heute die ungeheuren Sümpfe und Wildnisse von der vollkommenen Jungfräulichkeit der Natur Zeugniss ablegen, die vor hundert Jahren halbe Provinzen gefesselt hielt. Dort, in den Quellengebieten der grossen Ströme, des Bug, des Pripet, des Dnjepr und Niemen, hatte der Kampf zwischen Wasser und Festland gleichsam noch nicht sein Ende erreicht, hatte er jeden Versuch besserer Perioden der polnischen Geschichte, menschliche Ordnung und Gesetz auszubreiten, noch immer vereitelt. Viele Meilen weit gab es da weder Weg noch Steg, kein menschlicher Fuss vermochte dort Boden zu fassen, nur der Winter, durch die weithin stockenden Wasser übermässig verlängert, erlaubte den fast nie ganz aufthauenden Boden zur Verbindung zwischen den seltenen menschlichen Ansiedelungen zu benutzen. Noch heute sind diese riesigen Sümpfe des »Waldlandes«, der Polesje oder Podlachiens, von welchem der Pripet und der Bug das überflüssige Wasser trägen

Laufs abführen, der sichere Schlupfwinkel, darinnen Elenn, Bär, Luchs, Biber und vor Allem der Auerochs ungestört hausen.

Westlich, im Königreich Polen erst begann die Cultur sich ihrer Herrschaft sicherer zu zeigen. Hatten die Zeiten der Zerstörung hier in Gross- und Kleinpolen auch Vieles zu Grunde gehen lassen, so konnte die Nähe Deutschlands doch immer wieder an einzelnen Punkten befruchtend wirken und der leichtere Verkehr, der Handel auf der Weichsel und über Danzig nach dem Auslande hin gaben der Production immer wieder neuen Anstoss. Besseres Klima und dichtere Bevölkerung thaten das Ihre hinzu, um das Weichselgebiet zu dem Mittelpunkt des polnischen Reichs, der wirthschaftlichen und geistigen Cultur zu machen. Am reichsten gesegnet durch Fruchtbarkeit waren die südlichen litthauischen Wojewodschaften, Rothrussland, Wolhynien, Podolien, Ukraine, Kiew. Der üppigste Kornboden dehnte sich dort zwischen den Flussgebieten des Bug und Dnjestr weithin aus, mächtige Eichenwaldungen warteten der Hände, welche hier den Handel durch das Schwarze Meer eröffnen sollten, ein milderer Himmel liess die Sorglosigkeit des Menschen weniger vermissen, als weiter im Norden.

Auf dieser grossen Fläche wohnten vor der ersten Theilung ungefähr 14 Millionen Menschen, zum grössten Theil Polen dann Litthauer, russische Volksstämme, Juden, Deutsche. Nach der ersten Theilung berechneten manche die Einwohnerzahl auf etwa 9 Millionen, andere auf noch weniger, auf 8, ja 7 Millionen. Die 600 bis 700 Köpfe, welche durchschnittlich die Quadratmeile zählte, vertheilten sich natürlich verschieden je nach der höheren Cultur der Provinzen. Aber auch wo die Bevölkerung am dichtesten sass, etwa 800 auf die Quadratmeile, gab sie dem Lande doch nicht das Gepräge, welches etwa im heutigen Polen von einer gleich dichten Volksmenge oder vor hundert Jahren in Gegenden des westlichen Europa mit derselben Dichtigkeitsziffer hervorgebracht würde. Die 800 Menschen stellten damals in Polen eben eine andere, sehr viel geringere Menge an Culturkraft dar.

Hören wir, wie ein vielerfahrener Reisender, der Engländer

Coxe, im J. 1778 einen Landstrich schildert, welcher jedenfalls im Ganzen zu den bewohnteren des Reiches zu rechnen war. Die Reise ging von Krakau nach Warschau. »In meinem Leben — sagt er — habe ich keinen an interessanten Auftritten so ganz nackten und öden Weg angetroffen, als den von Krakau nach Warschau. Auf der ganzen langen Reise dahin ist nicht ein einziger Gegenstand, der den aufmerksamsten, forschendsten Reisenden auch nur auf einen Augenblick an sich ziehen kann. — Der grösste Theil dieses Weges war, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, fast durchweg flaches Land, und dieses war meistens mit ungeheuren Strecken dicker, finsterer Wälder bewachsen. Auch wo der Horizont etwas offener war, wurde er allemal wieder von Wäldern bekränzt. Die Stämme dieser Wälder bestehen meist aus Fichten und Weisstannen, mit Buchen, Birken und kleinen Eichen vermengt. Wo hier und da eine Lücke zwischen den Wäldern war, sahen wir etwas Viehweide und an einigen Plätzen etwas wenigen und schlechten Getreidebau. — Wenn ich nicht selbst diese Reise gemacht hätte, so hätte ich mir kaum jemals einen Begriff von einer so ganz öden und traurigen Landschaft machen können. Eine todte Stille und Einsamkeit herrschte auf der ganzen weiten Strecke; nur wenige Regungen eines bewohnten und noch wenigere eines gesitteten Landes kamen zum Vorschein. Auf der ganzen Landstrasse von Krakau bis Warschau, einem Wege von ungefähr 45 deutschen Meilen, trafen wir nicht mehr als zwei Kutschen und ungefähr ein Dutzend Karren an. Auch die Menschenwohnungen waren sehr dünn auf diesem Fleck Landes. Einige wenige zerstreute Dörfer, deren Häuser alle von Holz sind, liegen in grossen Entfernungen eines vom andern und ihr elendes Aussehen stimmt mit dem wüsten Zustande der um sie her liegenden Landschaft genau überein. In diesen Haufen von zerstreuten Hütten, welches die einzigen Plätze sind, wo Reisende aufgenommen werden, befinden sich elende sogenannte Wirthshäuser, welche Juden gehören, aber nicht die mindeste Einrichtung oder Anstalt zu einiger Bequemlichkeit haben. Wir konnten selten ein anderes Zimmer haben als dasjenige,

worin die ganze Familie des Hauses lebte, und was die Lebensmittel betrifft, so waren Eier und Milch unsere grössten Leckerbissen, die wir aber nicht allenthalben erhalten konnten. Statt der Betten hatten wir Stroh auf den Boden ausgebreitet und schätzten uns noch glücklich, wenn wir es nur frisch bekommen konnten. In der That, so wenig verzärtelt wir auch waren, so sehr wir durch langwierige Gewohnheit schon mit allen Arten von Ungemach bekannt waren, so befanden wir uns in diesem Lande des Jammers doch in grosser Verlegenheit. In den meisten übrigen Ländern reisten wir während der Nacht nicht, damit kein wichtiger Gegenstand unserer Beobachtung entgehen könne; aber hier hielten wir es für besser, unsere Reise ununterbrochen fortzusetzen, als uns dem ekelhaften Ungemach preiszugeben, das wir in diesen Scheunen voll Unflats und Elends ausstehen mussten: und wir können mit gutem Grunde hoffen, dass das Dunkel der Nacht uns nichts Anderes entzogen hat, als die Ansicht finsterer Wälder, unbedeutender Kornfelder und unglücklicher Menschen.

Die Eingeborenen dieser Landschaft waren ärmer, niedergeschlagener und elender als irgend ein Volk, das wir auf unseren Reisen angetroffen haben. Wo wir immer mit unseren Wagen hielten, drängten sie sich schaarenweise um uns her und bettelten mit den unterwürfigsten Gebärden um Almosen. Die Strassen verriethen so wenig Spuren menschlichen Fleisses, als das Land, durch welches sie führten. Wo sie sandig waren, da ging es noch am besten; in anderen Gegenden waren sie kaum zu befahren, und auf sumpfigen Gründen, wo unausweichlich so viel daran muss gearbeitet werden, dass die Wagen nicht versinken, sind sie mit Knütteln und Baumästen belegt, die ohne jede Ordnung über die Oberfläche hingeworfen werden, oder bestehen aus kreuzweise übereinander gelegten Baumstrünken.«

Vervollständigen wir nun noch in etwas dieses allgemeine Landschaftsbild, indem wir Coxe in Warschau einkehren lassen und uns gleich durch das entgegengesetzte Stadtthor wieder weiter ins Land begeben.

Dreiviertel Stunden von der Hauptstadt schon beginnt wieder der Wald, der uns nun fast ununterbrochen sieben Meilen weit umgiebt. Einst waren diese Wälder mehr als jetzt von menschlichem Anbau zurückgedrängt worden. Der Verfall der letzten Periode hatte manches Gebiet menschlicher Arbeit wieder überwuchern lassen von Baum und Strauch, die hier, wo sie den grösseren Theil des gesammten Gebietes bedeckten, kaum irgend einen Werth hatten. So erzählt es uns nämlich der Zeitgenosse Staszic. »Die grössere Hälfte Polens«, sagt er, »nehmen diese undurchbrochenen, schwarzen Wälder ein, wo die Sonne nicht durchscheint, sondern die jeder nützlichen Schöpfung feindselige Feuchtigkeit ihre hässlichen Ungethüme mehrt. Dort hat der Mensch keinen Zutritt, findet das arbeitsame Zugvieh keine Nahrung. Gleich beim Eintritt schreckt das durchdringende Geheul der Wölfe zurück, tiefer sind nur die räuberischen Fährten der Bärentatzen sichtbar. Hier liegen weit ausgestreckt, der Blätter und Rinde entkleidet, Aeste und Stämme, da erheben sich aus den verfaulten Bäumen Gräber über Gräbern und zeigen ein Bild des Todes. Ein gewisses Grauen erfasst uns. Zugleich winden und schlingen sich in dieser allgemeinen Fäulniss der Körper Schlangen, Nattern, Eidechsen, oder liegen gekrümmt da; andere, giftgeschwollen, kriechen langsam hin, Scheusale einer wilden Natur, nicht Früchte guter Ordnung.... Seit hundert Jahren gleich breit und lang stehen da, vom Recht geschützt, wenn auch nutzlos, die Wälder. Niemand verletzt sie, ausser dass der mitternächtliche Sturm sich in das Herz des Forstes wirft, dort mit der stärksten Eiche ein Ringen beginnt, sie mehrmals herabbeugt nach Süden und Norden, endlich dieselbe plötzlich, mit den Wurzeln nach oben reissend, zu Boden schleudert mit ungeheurem Dröhnen«.

Verfolgen wir nun weiter durch den Wald unsere Strasse, die bald breiter wird und besonders an sandigen Stellen in eine Menge Fäden auseinanderläuft, um nach einer Viertelstunde sich wieder zu einen, bald so schmal wird, dass eben nur die beiden tief in den Lehm geschnittenen Geleise Raum haben. An einer offenen Stelle des dunklen Forstes steht ein einsames

Haus am Wege, dessen grosses Thor in der vorspringenden rechten Seite andeutet, dass wir ein Wirthshaus vor uns haben. Es wird angehalten; der zerlumpte, nur mit Hemd und Hose von Leinen bekleidete Bursche, der unser Postillon ist, springt vom Pferde, klopft an eine der zerbrochenen blinden kleinen Scheiben, welche die Fenster vorstellen, und aus der niedrigen Thür tritt der Wirth, ein schwarzbärtiger Jude mit langem dunklen Rock, dessen Fettkruste ihn wie Seide glänzen lässt. Es ist der Unterhändler und Hehler aller Strolche, die in dem nächsten Waldrevier ihr Wesen treiben. Trotz des Schmutzes, trotz der dumpfen Luft treten wir in den Krug ein und schauen uns, weil der kühle Septembermorgen uns durchfröstelt hat, in gebückter Stellung um. Da sitzt eine alte Jüdin, den Kopf mit einem Turban von rothwollenem Stoff bedeckt, und schaukelt ein Kind in der am Schwebebaum hängenden Wiege. Eine Ziege knuspert an ihrem buntgeflickten alten Rocke, und als der Wirth ins Nebengemach, das Schlafzimmer, geht, um ein Glas zu holen, werden wir durch das Blöken des Kalbes überrascht, das dort aus seiner Ruhe gestört wird. Wir lassen dem Postillon seinen Trunk Branntwein geben, aber als wir für uns nach einigen Eiern fragen, erfahren wir, dass nicht einmal die vorhanden sind, ja, dass kein Essgeschirr für die Reisekost, die wir aus unserm Wagen langen, zu haben sei, weil die drei Teller des Hauses durch unsere Berührung für den Eigenthümer unbrauchbar würden. — Als wir endlich unsere Reise fortsetzen, bemerken wir dicht am Wege alte Gräben und Reste von Mauerwerk. Wo jetzt der Krug auf kleiner Lichtung steht, befanden sich vor etwa 130 Jahren die Baulichkeiten eines Edelhofes, dehnten sich weite Kornfelder, die in den schwedischen Kriegen zerstört wurden.

In trägem Schritt holpert der Wagen durch den Wald weiter, bis wir endlich in die Ebene hinausgelangen. Auf dem unebenen Boden ist hier und da ein Stück Feld zu sehen, auf die erhöhten trockenen Stellen beschränkt, ohne irgend einen Graben, mit dünnen niederen Gersten- und Haferhalmen besetzt, theilweise auch bereits von der leichten Last durch die Schnitter

befreit. Rund um die elenden Felder steht das Wasser ohne Abfluss; selbst das Gras kann unter dem wuchernden Moose nicht gedeihen; einige Kühe, die aussehen, als hätte der Gerber sich schon an ihnen zum Theil versucht, einige Ziegen und langbeinige Schweine waten in den Tümpeln umher. Sie gehören zu dem Städtchen, durch welches unser Weg uns nun führt. Es sind etwa hundert Häuser, alle von Holz mit Strohdächern, nur das höchste, die Synagoge, ist mit Schindeln gedeckt. Auf erhöhtem Platz steht die unter diesem Gesindel stolz aufstrebende Kirche aus Backsteinen mit spitzem Thurm, die freilich schon an vielen Stellen baufällig und gänzlich des Mörtels entblösst ist. Hohe schöne Eichen, Ulmen und Ahorne umgeben sie und gewähren uns einen kurzen angenehmeren Anblick, der uns aufathmen lässt. Der Wagen schleicht mühsam durch den schuhtiefen Koth, halbnackte Kinder verfolgen uns bettelnd, neugierig treten aus den Hütten die jüdischen und polnischen Bewohner hervor. Von dem Hügel jenseits werfen wir noch einen Blick zurück: der See am Fusse des Orts, die hohe Kirche, etwa um 1600 durch Jesuiten in der Zeit der Gegenreformation erbaut, das bunte Laub der sie umgebenden Bäume erfreuen uns, gestatten eine Erholung von dem einförmigen Grau, das auf dem Orte und weit und breit sonst lagert.

Einige Stunden weiter kommen wir an einem Bauerndorfe vorbei, das in der Abenddämmerung aussieht wie eine Anzahl Erdhaufen, und sich lang und schmal bis zum viereckigen, von Linden eingefassten Garten des Hofes erstreckt, in welchem der Gebieter des Bodens und des Dorfes wohnt. Ein steinernes Wohnhaus mit Schindeldach zeigt, dass hier ein wohlhabenderer Herr aus dem mittleren Adel haust. Zahlreiche struppige Hunde, darunter auch ein Paar guter Bracken, dem Gutsbesitzer gehörig, umheulen wüthend unser Gefährt, einige von der Arbeit heimkehrende Bauern bleiben am Wegrande stehen, beugen sich fast bis zur Erde und murmeln den Gruss. »Gelobt sei Jesus Christus!« klingt es wie Ironie aus den mageren blassen Lippen, und »in Ewigkeit, Amen!« antwortet der Gegrüsste. »Je mehr ich sie betrachte«, sagt ein Beobachter, »um so weniger weiss

ich, wofür sie Gott loben«. Am Ende des Dorfes, wo auf niedrigem Hügel ein Wald hoher Kreuze den Friedhof anzeigt, lüftet unser kleiner Rosselenker vor einem roth und weiss angestrichenen, in dreieckigem Holzkasten hoch thronenden St. Georg andachtsvoll die Schaaffellmütze.

Je mehr wir uns dem Grossherzogthum Litthauen nähern, um so häufiger begegnen uns Juden, um so elender wird das Aussehen der Landbevölkerung. Hier, in Litthauen, ist der Hauptsitz des israelitischen Einwanderers. Im Uebrigen bleibt der Charakter der Landschaft derselbe eintönige, wilde, armselige. Nur die schönbewaldeten Ufer der zahlreichen Flüsse und Bäche gewähren zuweilen einen malerischen Anblick. Aber auch hier hat blos die Natur ihr Verdienst: kein Kahn belebt den Fluss, keine Brücke führt hinüber, nur hier und da zeigen sich noch Spuren steinerner Brücken aus alter Zeit; eine leichte, gefährliche Fähre bringt uns mit Noth ans andere Ufer. — Drüben aber wollen wir den Wagen verlassen, um uns im Innern dieser abschreckenden Behausungen der grossen Volksmasse des Reiches umzuschauen.

Im Mittelalter, zur Zeit der deutschen Volkskraft, waren in die polnischen Gebiete deutsche Ansiedler in beträchtlicher Zahl eingedrungen.[1] Sie kamen als freie Leute herein und blieben auch dem Rechte nach frei; sie setzten sich meist in Dörfern links der Weichsel, theils als Grundeigner, theils als Zinsner und Kolonen verschiedener Art, fest, geschützt durch deutsches Recht und Privilegien. Das Statut Kasimirs des Grossen vom Jahre 1347 wendet ihnen seine besondere Aufmerksamkeit zu. Aber die nationalen Kämpfe der Jagellonen, dann mehr noch die Periode der reinen Adelsherrschaft lasteten auch auf ihnen schwer; das formelle Recht schützte wenig gegen die Willkür und nur mit Mühe erhielt sich ein Theil der alten Einwanderer in seiner Freiheit bis in die letzte Zeit.

Die grosse Masse der Bevölkerung bildete der uransässige Bauer polnischen, litthauischen, russischen Stammes. Wir haben

1 Vgl. Grevenitz, Der Bauer in Polen.

seine Geschichte in ihren Hauptpunkten bereits angedeutet: anfangs in mässiger Abhängigkeit, von Gesetzen geschützt, scheint er sich eines erheblichen Wohlstandes erfreut zu haben. Um 1496 trat eine Wendung ein, als unter Johann Albert »wegen des überhand genommenen Wohllebens« dem Bauer Schranken in seiner Bewegung gezogen wurden. Sein Loos entschied sich, als um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Adel die Verbindung zwischen der Krone und den Bauern Faden um Faden zu zerreissen anfing. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wussten Krone und Gesetz nichts mehr von diesem Stande. Die Bauern der königlichen Güter genossen noch längere Zeit eine verhältnissmässig bessere Lage; völlig rechtlos und schutzlos waren die Leibeigenen des Adels und der Geistlichkeit. Wiederholt, schon seit dem 16. Jahrhundert, waren Stimmen laut geworden, die eine Entfesselung verlangten, aber vergeblich: im Jahre 1790 noch finden wir die bäuerliche Sclaverei in vollem Bestande.

Der Bauer wohnte meist zusammen in Dörfern von verschiedener Grösse. Das Dorf und seine Insassen — wir begrenzen uns auf die grosse Masse derjenigen Bauern, die dem Adel und der Geistlichkeit unterthan waren — gehörten diesem Herrn oder jenem Kloster zu. Für die ihm angewiesene Feldmark nebst Wiese und Wald frohnte der Bauer von einem bis zu sechs Tagen wöchentlich. Meist ging sein Grundstück auf seine Blutsverwandten, auch die Weiber, in der Erbfolge über. Zum Bau der Häuser gab der Herr das Holz her und half beim Bauen. Die Häuser waren stets von Holz; sie waren mit Stroh gedeckt, im Königreich meist mit einem Schornstein versehen, in Litthauen mit blossen Rauchfängen, manchmal fehlten auch diese. Der Anzug des Bauern bestand im Königreich aus einem selbstgewebten und selbstgefertigten Tuchrock und einem Schaafpelz ohne Ueberzug; die Kinder gingen fast nackt, bis sie arbeiten konnten; in Litthauen waren ein grauer, loser Kittel und der Schaafpelz, an den Füssen Lumpen und drüber die »Apostel«, Schuhe aus Weidenrinde, üblich.

Der Acker wurde meist mit Ochsen bestellt. In Polen

pflügte man den gutsherrlichen Acker mit einem Pfluge zu zwei bis sechs Ochsen; das ganze Gespann stellte der Herr. Er tauschte die alten Ochsen gegen junge um und kaufte, wenn sie fehlten, die Pferde für die Bauern. In Litthauen ackerte man mit dem Hakenpfluge zu zwei Ochsen, in Rothrussland mit einem Pferde, aber dem des Bauern. Der Herr führte die Aufsicht über die Gespanne. »Reich ist schon die Hütte, welche in Kronpolen ihren zweiten Pflug ausser dem herrschaftlichen hat und ein anderes, wenn auch nur halbes Gespann; in Litthauen ist der ein wohlhabender Bauer, der zwei Joch Ochsen, drei Kühe, an Jungvieh fünf, an Schaafen etwa zwanzig und an Schweinen drei hat, aber das ist selten. Viele giebt es mit einem Ochsen und einem Kalbe«. Die keinen eigenen Acker zur Bestellung hatten, dienten ohne Gespann. Ausserdem mussten Eier, Pilze, Beeren, Honig, Wild geliefert, musste gelegentlich dem Herrn auch zur Gewaltthat Folge geleistet werden. Der Pfarrer fordert seinen Zins, der landstreichende Bettler, gefährlich durch den rothen Hahn, thut das Gleiche.

Und das Wenige, was sein Eigen war, was zur Gewohnheit und zu der kargen Ausfüllung seines Lebens gehörte, in welchem Zustande der Verkommenheit war es!

Coxe hielt Polen für das Land der grössten Armuth in Europa, und in diesem ärmsten Lande war der Bauer der ärmste Bewohner. In Hemd und Hose von gröbstem Leinen, barfüssig, im Winter in ein Schaaffell gehüllt, kroch er träge und stumpfsinnig hinter seinem, mit einem kleinen zottigen, mageren Klepper bespannten elenden Werkzeuge her, womit er seinen unkrautreichen Acker nothdürftig aufkratzte, um davon die spärlichen Wintervorräthe zu ernten, die er brauchte, kaum genügend, um seine Familie und sein Vieh zu ernähren. Mit demselben Werkzeuge schleppte er sich oft meilenweit zu dem Hofe seines Grundherrn, um dort in derselben elenden Weise das ausgedehnte, aber kraft- und fruchtarme Feld zu quälen, so lange der Befehl des Edelmanns ihn dazu nöthigte. »Der Bauer hat ein wildes Aussehen, dunkles, verbranntes, fast schwarzes Gesicht, magere Wangen, eingefallene Augen, die der Begegnung mit dem Blicke des

Beobachters ausweichen. Der Bart verdeckt das Antlitz, der Wuchs ist eher niedrig als hoch; er geht langsam ohne Eile, die allgemeine Apathie macht ihn untauglich gleich sehr zu grosser Freude als zur Empfindung des Leidens; aus dem engen Kreise seiner Ideen gerissen, vermag er nichts mehr zu begreifen, erstarrt er beinahe. Die Schläge, welche ihm drohen, oder die Belohnung, die ihm winkt, sind ihm beide gleichgültig«.

»Vor meinem Auge«, schreibt der Zeitgenosse Staszic, »stehen fünf Sechstheile des polnischen Volkes. Ich sehe Millionen unglücklicher Geschöpfe, halbnackt, bedeckt mit Fellen und rauhem Tuche, von Schmutz und Rauch entstellt, mit tiefliegenden Augen, kurzathmig, mürrisch, verkommen, verdummt; sie empfinden wenig, denken wenig, kaum erkennt man in ihnen die vernünftige Seele. Sie haben mehr das Ansehen von Thieren als von Menschen. Ihre gewöhnliche Speise ist Brod mit Spreu gemischt, den vierten Theil des Jahres über nur Kräuter. Sie trinken Wasser und Branntwein, sie wohnen in Erdhütten oder Wohnungen, die mit dem Erdboden fast in gleicher Höhe stehen; dorthin dringt keine Sonne durch, Rauch und Ausdünstungen ersticken darin den Menschen und tödten ihn oft im kindlichen Alter. Erschöpft von der Tagesarbeit schläft dort der Hausvater zusammen mit seinen nackten Kindern auf faulem Stroh, auf demselben Lager, auf dem seine Kuh mit ihrem Kalbe steht und das Schwein mit seinen Ferkeln liegt«. Und ein andrer Autor sagt von der Masse des Landvolks: »Diese unterscheiden sich wenig vom Vieh, haben keinerlei Eigenthum, leben von einem Tage zum andern, faulen in Schmutz und Dürftigkeit; aus Mangel an Licht und Lebensmitteln geht die Hälfte ihrer Nachkommenschaft zu Grunde, welche die Bevölkerung erhöhen würde, und zuletzt gehen auch sie selbst unter durch Hunger, wenn ein Jahr des Misswachses kommt. Man muss bekennen, dass, welches Loos Polen auch treffen sollte, ihr Zustand sich nicht verschlimmern kann«.[1]

»Es ist kaum begreiflich, wie eingeschränkt die Bedürfnisse

1 Les Paradoxes, 1775.

des litthauischen Bauern sind« — erzählt ein Anderer aus den womöglich noch schlimmeren Verhältnissen, die er in dem Grossfürstenthum sah. »Ihre Wagen sind ohne Eisen zusammengefügt, ihre Pferdezäume sind gewöhnlich nur aus Baumrinden oder Aesten zusammengeflochten. Zur Verfertigung ihrer Hütten, ihres Hausgeräths und ihrer Wagen haben sie kein anderes Werkzeug als eine Axt.... Ihre Hütten sind aus Baumstrünken, die einer auf dem andern liegen, und sehen aufgerichteten Holzhaufen ähnlich, die mit einem Wetterdach gedeckt sind.... Die polnischen Bauern sind kriechend und sclavisch in ihren Ehrenbezeugungen, sie neigten sich bis zur Erde, zogen ihre Hüte oder die mit Pelz gefütterten Filzkappen ab und behielten sie so lange in der Hand, bis wir ihnen aus dem Gesicht waren; auf den ersten Anblick unseres Wagens hielten sie mit ihren Karren still«.

»Ihr kennt das nicht«, ruft ein Pole[1] seinen Mitbürgern zu, »was anderwärts das Volk genannt wird; eure Bauern sind in der allerschwersten Sclaverei; die Herren schonen sie weniger als ihre Pferde, geben sie der Habgier der Pächter zur Beute und diese opfern sie barbarisch ihrer Gier. Zum Thier herabgesunken verstehen sie nicht einmal den Boden zu pflegen, obwohl das ihre einzige Beschäftigung ist. Es giebt bei ihnen keine Seele, es giebt keine Empfindung, das eigene Haus sogar lässt sie gleichgültig. Sie blicken ruhig auf die Feuersbrunst hin, die es verzehrt... Der Herr muss es wieder aufbauen, sie brauchen selbst sich dabei nicht zu bemühen. Welche Dienste kann der Staat von solchen Leuten erwarten?«

Hie und da war das Bewusstsein der Unwürdigkeit und auch des Nachtheils solcher Zustände in einzelnen Magnaten erwacht; diese suchten dann durch Gerechtigkeit, Anleitung und Verbesserung der materiellen Lage ihrer Leibeigenen den Vorbildern nachzustreben, welche sie aus anderen Ländern mitgebracht hatten. Brzostowski schaffte auf seinen ausgedehnten Besitzungen 1769 die Frohne ab, errichtete einen mässigen Zins

1 L'horoscope politique de la Pologne, 1779.

in Geld und gab seiner Bauerschaft eine Art parlamentarischer Verfassung mit Oberhaus (der Erbherr und sein Rath) und Unterhaus (das Volk), unter einem von ihm ernannten Präsidenten.[1] Andere Pane, die Zamojski, der Kanzler Chreptowicz, Stanisław Poniatowski gaben ihren Bauern die Freiheit, Felix Potocki gründete in den nach Hunderten zählenden Dörfern seines Besitzes einen Wohlstand, eine Sauberkeit und Ordnung, welche von der Mitwelt bewundert wurden. Im J. 1773 verwandte sich sogar die Curie für den Bauernstand.[2] Klemens XIV. rieth in einem Schreiben an den König demselben, statt, wie letzterer beabsichtigte, neue Colonisten nach Polen zu ziehen, lieber die polnischen Bauern zu befreien. Aber noch war die Stunde nicht gekommen, noch lag die Staatsgewalt zu machtlos da und der Adel war zu sicher seiner eigenen Freiheit, um an die Freiheit Anderer zu denken. Noch schwelgte man in der Erinnerung an die goldene Zeit der Sachsen, wo Adel und sächsische Beamte um die Wette den Bauer und den Bürger plünderten, die Hochfluth der adligen Vampyrschaaren, eine Missregierung in allen Zweigen des Staatslebens, wie sie ärger kaum gedacht werden kann. Vorzüglich aber war sie die äusserste Zuchtruthe des Bauern, die Vorbereitung seines tiefsten Elends, in welchem die Krisis des Staats ihn vorfand. Ein sächsischer Kammerherr und erster Sekretär des Ministers Brühl unter August dem Dritten, Goltz, der später auf seinen grossen Besitzungen in Polen sich durch freisinnige Behandlung seiner Leibeigenen auszeichnete, erzählte eine bezeichnende Anekdote von seinem früheren Vorgesetzten. Brühl war bekannt durch seinen Kleiderluxus, seine unersättliche Lust an modischen Trachten, an prunkendem Putz. Er pflegte eine Kleidung nie öfter als zweimal anzulegen und seine Sammlung von solchen abgelegten Kleidungsstücken wuchs dadurch zu unglaublichem Umfang. Er liebte es, diese Sammlung von Fracks, Hüten, Westen, Stiefeln seine Gäste sehen zu

1 Kraszewski, Polen zur Zeit der drei Theilungen, Bd. III. S. 63 (poln.)
2 Vgl. Kraszewski, Bd. I, S. 115.

lassen, und freute sich ihres Staunens, wenn er sie in den Räumen umherführte, die diese Schätze bargen. Einst wanderte er hier mit dem englischen Gesandten umher, welcher seiner Verwunderung über diese Reihen von Zeugnissen modischer Laune Ausdruck gab und endlich vor einem Schrank, in welchem viele Dutzende emeritirter Stiefelpaare geordnet waren, ausrief: „Nun wundere ich mich nicht, dass das ganze niedere Volk Polens barfuss geht, da ich seine Fussbekleidung bei dem Minister sehe«.

Nirgends ist der Bauer tiefer, fast unter das Wesen des Menschen hinabgedrückt worden, als in Polen, wenngleich auch seine Genossen im übrigen Europa um jene Zeit noch überall auf der untersten Stufe standen. Nur der Grad des leiblichen und geistigen Elends unterschied den polnischen Bauer von demjenigen des Westens, wie er seiner Zeit überall unter dem Drucke der Hörigkeit hinbrütete; nichts Eigenthümliches war an diesem halbwilden Wesen zu bemerken, für welches der Staat nicht existirte, dessen Geist kaum die Kraft besass, einen Vergleich anzustellen zwischen der verfallenen Hütte, in der er mit langborstigen Schweinen und dürren, wolligen Kühen ein gemeinsam viehisches Leben zubrachte, und dem Hause des Grundherrn, welchem er eben zum Grusse beide Füsse geküsst hatte. Denn in diesem Zustande der Knechtung geht immer nicht blos das Persönliche dem Einzelnen verloren, er wird nicht nur von Eigenthum, Eigenwillen, geistiger Kraft und was sonst der Mensch sein individuell Eigenes nennt, entblösst, sondern es wird der Leibeigene auch Desjenigen beraubt, was das Erbtheil des Volkes ausmacht, zu dem er gehört — er wird ausgeschlossen von Sitten und Sein, von Charakter und Art seiner Nation. Der Sclave ist überall kosmopolitisch.

III.

Städtewesen.

Geographen und Geschichtsschreiber zählen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Städte und Flecken Polens nach einigen Hunderten. Wir wissen nicht quellenmässig, ob ihre Zahl seit dem 13. Jahrhundert sich vermehrt oder vermindert hatte, sind aber geneigt, das Erstere anzunehmen.

Denn wenn auch ein Städtewesen, wie wir es verstehen, dort nur so lange geblüht hat, als es von fremdem deutschen Element getragen und unter kulmer oder magdeburger Recht geschützt sich entwickeln konnte, so mag die Zahl städtischer Niederlassungen im Mittelalter doch hinter der Menge der Ortschaften zurückgeblieben sein, welche man später mit dem Namen und zum Theil auch mit dem Recht von Städten schmückte. Jenes deutsche Städtewesen, wenn auch mit dem abenteuernden Charakter des Colonistenthums ausgestattet, wenn auch eng und hart im Innern, wenn auch blos auf Erwerb, auf Abwehr fremder Eingriffe, auf Erlangung von Vorrechten und auf schroffe Absonderung bedacht, es war immerhin ein arbeitender, schaffender Factor im Lande, es brachte Werthe hervor, deren das Land bedurfte, es trieb die bürgerliche Nahrung ohne freilich volles polnisches Bürgerthum zu sein. Es vermittelte nicht blos den Austausch vorhandener Waaren, sondern erzeugte als Gewerke aller Art selbst Waaren für den Handel. Aber der Deutsche konnte nicht und kann nicht schaffen ohne Sicherheit und Recht; darum liess der Einwanderer damals sich in Polen nur da nieder, wo magdeburger oder kulmer Recht bestand

oder die Verleihung versprochen wurde; darum mehrte sich wohl die Bürgerschaft in den vorhandenen Städten, aber es wurden nur schwer neue gegründet, schwerer wenigstens als in späterer Zeit, wo das Judenthum die Rolle der Städtegründung mit weit geringeren Anforderungen an verbrieften Rechtsschutz übernahm. Der Jude mag nicht jünger in Polen sein als der Deutsche. Aber seit dem 14. Jahrhundert etwa begann der in grösserer Menge eingewanderte israelitische Stamm dem deutschen immer erfolgreicher in den Städten Concurrenz zu machen. Die deutschfeindliche Richtung der Jagellonen hemmte zuerst die deutsche Einwanderung; dann, im 16. Jahrhundert, füllte die anschwellende Gewalt des Adels immer mehr den Raum des Rechtsstaates aus und engte den deutschen Städter ein. Die deutschrechtlichen Orte begannen langsam zu sinken, sie hielten wohl noch lange ihre Gerechtsame äusserlich aufrecht, ohne aber den Geist zu bewahren, der sie belebt hätte. Später wurde dann vielen Städten ihr deutsches Recht genommen, so den meisten Ortschaften Litthauens im Jahre 1776. Aber die Lebensbedingung des deutschen Bürgers, Recht und Gesetz, forderte der Jude nicht. Er war nicht Handwerker, sondern blos Handelsmann, daher beweglicher, befähigter in jedem Augenblick der Gewalt aus dem Wege zu gehen, wo sie drohte, und dahin zu wandern, wo die List nichts zu fürchten hatte als ihresgleichen. So siedelte sich der Jude in den Dörfern an, überall wo es was zu kaufen und verkaufen gab; ohne alle Bedürfnisse für Körper und Geist verlangte er kein Heim, wie der Deutsche; er hing nur an dem Genossen seines Stammes und seiner Religion und am Gelde; der Eine zog den Andern nach sich, und jeder von diesem Volke war dem polnischen Edelmann lieber als irgend ein Deutscher. Der Jude wurde gross zugleich mit dem Edelmann in Polen, zugleich mit der Zuchtlosigkeit und der Rechtlosigkeit des Adelsstaates.

Das deutsche Recht gewährte längst nicht mehr den Schutz, um dessen willen es einst so hoch geschätzt wurde. Einen durchgreifenden Gegensatz bildete es freilich zu den undeutschen Städten, welche auf adligem oder dem Grunde der todten Hand

lagen. Hier herrschten adlige Gerichtsbarkeit und Willkür ziemlich schrankenlos, weshalb diese Orte denn auch nie aufblühen konnten. Die sogenannten königlichen Städte, etwa 400 an der Zahl, welche wirkliches Stadtrecht besassen und vom Könige ihre Existenzberechtigung nahmen, verwalteten und richteten nach deutschem Recht sich selbst. Aber wie in vielen Dingen war auch hier die Macht vom Könige grossentheils auf Reichstag und Adel übergegangen. Im Reichstage hatten die Städte keine Vertretung: anfangs, im 15. Jahrhundert, glaubten sie dessen nicht zu bedürfen, die Ausgaben sparen zu können; später fanden sie die Thüren verschlossen. Nun drückte der Starost, wohl im Namen des Königs, aber im Geiste des selbstherrlichen Adels, oft schwer auf die Freiheit dieser Städte. In den adligen Gerichten konnten die Bürger oft nicht zu ihrem Recht kommen, und doch mussten sie es nur zu oft gegen die Zuchtlosigkeit des Adels dort suchen. Von jeder anderen als der städtischen Laufbahn waren sie ausgeschlossen; das Eigenthum an Grund und Boden war ihnen untersagt, die Aemter, die nicht städtischen Behörden und Gerichte waren ihnen verschlossen. Die Steuern, welche sie dem Staate zahlten, wie Rauchfangsteuer, Schoss, Schanksteuer, Kopfgeld, lasteten nicht allzu schwer auf den Städten königlichen Rechts, aber der Erwerb war eben auch im Verhältniss gering, das deutsche Recht mit Magistrat, Voigt und Schöffen, Bürgermeistern und Schulzen vermochte die Ordnung in der Stadt gegenüber der Unordnung im Staate nicht zu erhalten, vermochte die Verarmung in den Städten nicht aufzuhalten, weil rund umher Alles verarmte.

Um die Zeit der Wahl Stanislaw Augusts zum Könige war der Verfall der Städte bereits längst vollendet. Die vielen Namen, welche angeführt werden und meist heute noch fortleben, gehörten Ortschaften an, die bis auf wenige kaum etwas von städtischem Gepräge an sich trugen. Es gab im ganzen Reich nur vier oder fünf Städte mit gemauerten Häusern, wie das alte Krakau, Warschau, Danzig, Lemberg, Thorn. In einigen anderen, wie Posen, Lublin, Grodno, Wilna, Kowno, lagen einzelne steinerne Adelspaläste und Klöster bunt hineingeworfen

in die Masse hölzerner kleiner Gebäude. Die vielen hundert anderen Ortschaften waren dem Aeussern und Innern nach nichts als grössere oder kleinere Dörfer, deren Bevölkerung sich nur selten über 1000 Köpfe erhob. Ihr Aussehen war sehr gleichförmig. An einer grösseren Strasse lagerte sich weithin eine gleichmässig graue Masse elender Häuschen. Nirgends Pflaster, nirgends Polizei, jedes Haus warf seinen Unrath vor der Thür aus und wehrte sich, wie es ging, gegen eindringendes Wasser. Auf dem höchsten Punkt stand die Kirche, von Bäumen umgeben und von singenden Bettlern. Ein freier Platz in der Mitte der Stadt sammelte einmal in der Woche die Marktgäste, welche herbeikamen, um so viel zu verkaufen, als nöthig war zur Bezahlung der Zeche im Kruge. An Schenken fehlte es nicht, an ordentlichen Wirthshäusern überall. In der Schenke sass der Jude, und auf dem Markte eilte er umher. Die meisten Häuser waren von ihm bewohnt, die unumgänglichsten Gewerbe wurden von ihm betrieben, so weit er sie für sich brauchte. Im Kahal vereinigt verwaltete er seine Gemeindeangelegenheiten selbst, hatte seinen Richter und zahlte seine Gemeindeabgaben. Selten nur sah man ein besseres Haus, darin ein fremdländischer Handwerker seinem Erwerb nachging. Was der Städter, der kleine Schlachtiz, der Bauer brauchte, verfertigten sie sich selbst, es bedurfte keiner Kunstfertigkeit, keines grossen Geschickes dazu. Nur der reiche Adel verlangte Arbeit von geschickterer Hand, und diese war fast stets unpolnisch. Der jüdische Händler kaufte die Producte der nächsten Nachbarschaft und versandte sie weiter an den Geschäftsfreund, bis sie an die Weichsel gelangten und dem Warschauer oder Danziger Grosshändler in die Hände kamen.

»Das Bürgerthum, so lesen wir, ist in Polen ein Stand, welcher blos dem Namen nach besteht, wenn man damit nicht die 4 bis 500 Kaufleute in den 4 oder 5 gemauerten Städten der Republik und die 40 bis 50,000 Handwerker, zum grössten Theil Schneider, Schuster, Weber, Schlosser, in den Dörfern wohnend, die in Polen Städte genannt werden, bezeichnen will. Diese Handwerker sind meist so arm als die Bauern und den Bedrückungen

der Pane ausgesetzt«.[1] Und ein Anderer ruft seinen Landsleuten zu: »Das, was man anderwärts Bürgerthum nennt, der mittlere Stand, ist bei Euch eine gänzlich unbekannte Sache. In den Städten der Krone führen wenige Bürger einen armseligen Handel. Alles was ein wenig Schlauheit, ein wenig Betriebsamkeit verlangt, geht in die Hände Fremder über. In den Städten des Adels sind die Bürger eine nichtsnutzige Schaar, welche nicht einmal weiss, dass sie von der Knechtschaft befreit ist. Sie beschäftigen sich mit den elendesten Gewerben, und hören auf zu arbeiten, sobald sie genug erworben haben zum Schnaps, welcher unglücklicher Weise zu billig ist. Ohne die Juden würdet Ihr nichts haben. Diese, der bürgerlichen Rechte entbehrend, erheben von Euch eine Steuer«.[2]

Weiter sagt ein Dritter:[3] »Was sich in Polen Bürgerthum nennt, besteht ungefähr aus den Kaufleuten in Warschau und Krakau, denn in den Orten, die es den Polen beliebt Städte zu nennen, begegnet man blos Juden, wenigen griechischen Kaufleuten, Armeniern, Italienern, Franzosen und Deutschen. Alle diese, welche in den kleinen Städtchen das Bürgerrecht erlangen, statt Staatsbürger zu sein, sind für Polen eine Landplage; statt sich mit den allgemeinen Interessen zu verschmelzen, fühlen sie, dass alle ihre Interessen sich kreuzen und widersetzen sich. Ihrer Aller Ziel ist auf Kosten der Polen ein kleines Vermögen zu sammeln und es über die Grenze zu bringen. Alle Mittel sind ihnen recht um dazu zu gelangen. Aus Leuten, die so getrennt sind durch Interessen, Gewohnheiten, Sitten, sogar durch die Sprache, nützliche Staatsbürger machen zu wollen, ihnen befehlen zu wollen, sich von dem Lande loszusagen — heisst Unmögliches wünschen«.

In den grösseren Städten gab es lange besondere Judenviertel, die von dem eigentlichen städtischen Bürgerthum abgesondert waren. So namentlich in Krakau, das von Alters her

1 Les Paradoxes.

2 L'horoscope etc.

3 Mehée, Hist. de la revol. de Pologne.

durch Privilegien der Könige gegen das Eindringen des jüdischen Elements geschützt wurde. Hier waren die Juden auf die Vorstadt Kasimir jenseit der sogenannten alten Weichsel, eines trockenen Canals, beschränkt, durften in der Innenstadt weder Handel treiben, noch sogar sich blicken lassen. Dennoch sammelten sie sich zu beträchtlicher Menge an, zu Zeiten mehr als die Hälfte der städtischen Volkszahl erreichend, und lebten von kleinem, meist schmutzigem Erwerb. Der Durchreisende wurde von Schaaren überfallen, die ihm irgend welchen Handel anboten, während die nackte Jugend bettelnd nebenher lief. — Krakau war und ist das nationale Heiligthum der Polen. Hatte man das Judenviertel im Rücken, so war es die einzige Stadt Polens mit westeuropäischem Gepräge. »Niemand von uns, sagt ein Erzähler, kann ohne grosse Bewegung diesen Stammvater nicht blos aller unserer Städte, sondern des ganzen Landes erblicken«. Es war freilich in gewissem Sinne der Stammsitz des Polenthums. Die alte Königsstadt umschloss alle die Erinnerungen an die Zeit nationaler Grösse. Aber doch war es gerade dieser Geist der Dauer, der Festigkeit, was im übrigen Polen nicht wieder zu finden war, was Krakau so sehr unterschied von den anderen Städten. Die Reste des alten Jagellonenschlosses, die alten und reichen Kirchen, die gothische Bauart, der historische Anstrich selbst waren Krakau besonders eigen vor Warschau, Lemberg und den Anderen. Es hatte früher eine bedeutende Einwohnerzahl gehabt, bis zu 70 und 80,000, war aber dann durch den nordischen Krieg und neuerdings während der Kämpfe der Russen gegen die Conföderirten von Bar arg mitgenommen worden, so dass seine Bevölkerung um 1778 auf etwa 16000, darunter die Vorstädte, namentlich auch Kasimir mit 6000 Juden eingerechnet, angegeben wird. Im 16. Jahrhundert hatte es durch seine Universität eine kurze Zeit lang mehr als blos polnische Bedeutung, es strömte damals der rege Geist abendländischer Wissenschaft voll und frisch durch die Hörsäle dieser Hochschule und reihte sie würdig als östlichste Pflanzstätte an die geistigen Centren Deutschlands, Frankreichs, Englands an. Jetzt, unter Stanislaw

August, begann man eben an der Wiederbelebung der Universität zu arbeiten.

»Die Stadt Krakau ist nach alter Weise gebaut: die Giebel der Häuser gehen zur Strasse hin, die Häuser sind eingeengt und eines ans andere gedrängt, die Dächer werden nur von einander geschieden durch mächtige Rinnen, weit hervorragend, aus denen sich auf die Vorübergehenden Ströme ergiessen, wenn es regnet. Die Stadt sieht jedoch aus, als ob sie einst reich gewesen sei und bewahrt bis auf den heutigen Tag ein wohlhäbiges Aeussere.«[1] Die Lage an der Weichsel, die Nähe Oestreichs und Ungarns machten es zu einem Handelsplatz, der nie seine Anziehungskraft ganz verlor. Der bedeutende Handel mit ungarischem Wein, dem Lieblingsgetränk der wohlhabenden Polen, ging meist über Krakau, weshalb die zahlreichen Krakauer Keller berühmt waren. Handel und Gewerbe waren aber auch hier meist in fremden Händen. Der Adel, obwohl voll Hochachtung für die Mutterstadt der Nation, scheint indessen, wenigstens seit der sächsischen Zeit, sich hier weniger als anderwärts heimisch gefühlt zu haben. Dazu mag eben beigetragen haben, dass hier das Bürgerthum selbständiger als in anderen Städten in seinen guten Häusern sass; dass der Adel nicht unangefochten die erste Rolle spielen konnte; dass die Lage der Stadt dem vergnügungslustigen Provinzialbewohner nicht so bequem war, als Warschau, oder Lemberg, oder Lublin; endlich dass Dresden mit seinem Hofleben ein zu starkes Uebergewicht erlangte.

Lemberg stand äusserlich und seinen Bewohnern nach unter Krakau. Aber es hatte seine glänzenden Perioden gehabt und war »für Polen mehr oder minder das was Moskau für Russland ist.« Seit undenklichen Zeiten wurden hier die Güterakten des Adels, die Grundbücher aufbewahrt und oft zogen die grossen Händel der Grundbesitzer viele Familien hier zusammen. Auch später, nach der Theilung, sah Lemberg noch den Glanz des Volkes in seinen Mauern, wie z. B. in den Jahren 1795 und 1796, wo nach der Zerstörung

---

1 Engestroem, Denkwürdigkeiten, S. 35.

des Reichs der Adel hier sich am freiesten von fremdem Druck versammelte und fühlte. Lublin, Grodno, Wilna, in gewöhnlicher Zeit öde, elende Orte, hatten ihre Glanzperioden, wann die Sitzungen des höchsten Tribunals zu Lublin, der Reichstag zu Grodno, die Winterfeste der litthauischen Grossen zu Wilna diese Städte plötzlich von Menschen und Wohlleben überströmen machten. Dann legten sie wie mit einem Zauberschlage plötzlich den ganzen Flitter, das Lärmen, die ruhelose Lebendigkeit von Schaubühnen an, auf denen Wochen hindurch die tollsten Stücke athemlos abgespielt wurden, bis die Saison vorüber war, der Vorhang fiel und wieder die alte Stille in dem alten Unrath brütete. Wie unbedeutend sonst diese Hauptcentren der Provinzen waren, geht schon daraus hervor, dass z. B. Lublin kaum 3000, Posen etwa 5000, Grodno und Kowno unter 3000, nur Wilna etwa 20000 Einwohner zählten. Sie waren vollkommen Provinzialstädte und konnten auf keinerlei eigenes städtisches Leben Anspruch machen; jeder Einwohner hing mit allen Fasern seiner Interessen an diesem oder jenem Magnaten oder an der Masse der Bauern und lebte oder verkümmerte mit ihnen. Da gab es weder Pflaster noch Fusssteg, noch Laternen; in den geringeren Orten fehlte es selbst an Marktplätzen, an besonderen Läden für Lebensmittel, Brod und Korn, die Bettelei sass an allen Ecken. »Ein altes Weib sitzt im Strassenkoth mit Mehl und Kartoffeln, ein Greis im Rinnstein singt Lieder, der Unterrock der Panna Marcyanna ist mit Theer besudelt ... Ein fanatischer Stutzer fliegt auf einem Pferde herbei, reitet einen Menschen nieder und saust davon. Wo, gegen wen, wann ist hier Gerechtigkeit zu erlangen?...«[1]

Das Gewerbe lag gänzlich darnieder. Der mittlere Adel befriedigte seine geringen Bedürfnisse aus den Städten durch die wenigen unwissenden Handwerker, die dort mit möglichstem äussern Schein und möglichst billigem und geringem Gehalt ihre Erzeugnisse herstellten und feilboten. Alles, was zur verzehrenden Classe gehörte, Adel und höhere Geistlichkeit, verlangte unter

1 Gedanken eines durchs Fenster auf die Gasse Schauenden, Warschau 1791.

Stanislaw August mehr denn je von ausländischen Schneidern, Schustern, Wagenbauern, Sattlern, Baumeistern, Tischlern bedient zu werden. Sobald im Herbst der Adel in die grösseren Provinzialstädte strömte, eilten aus Warschau und von jenseits der Grenze die französischen Haarkünstler, Handschuhmacher u. s. w. herbei, die deutschen Wagenbauer schleppten ihre Wagen hin und errichteten vorübergehend einen Laden, liessen sich die höchsten Preise zahlen und verschwanden wieder mit dem Adel. Wer söllte auch ein Gewerbe treiben? Der Bauer war unfrei oder zu arm und zu ungebildet, um hinauszugehen zur Erlernung eines Handwerks nach Deutschland, wo man es lernen konnte. Der Edelmann verlor seinen Betteladel, wenn er sein Ross und seinen Säbel, das einzige Eigenthum vielleicht, vertauschen wollte gegen Elle und Scheere. Das bürgerliche Gewerbe war ihm gesetzlich verboten, und natürlich verachtete er es. Es gab keine Polen, die diesen Beruf hätten ergreifen können. Was fremde Handwerker nicht im Lande selbst erzeugen konnten, wurde aus dem Auslande eingeführt.

Noch schlimmer war es mit der Industrie bestellt. Die geringe landwirthschaftliche Bier-, Meth- und Branntweinproduction konnte man kaum als solche rechnen. Fabriken gab es nicht, schwache Versuche in dieser Richtung missglückten. Stanislaw August suchte auch hier belebend einzuwirken, indem er seinen Freund Tiesenhausen in Litthauen bei der Anlage verschiedener Fabriken unterstützte. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, diese Versuche näher zu beschauen, welche mit grossen Kosten eine kurze Blüthe aufweisen, aber kaum eine weitere oder nachhaltige Wirkung ausübten. Im Anschluss an diese Versuche errichteten dann ein paar Magnaten in der Nähe Warschaus auch ihrerseits zwei oder drei Fabriken.

Der Handel Polens hatte einst ein weites Absatzgebiet, Polen war eine Kornkammer Europas gewesen. Der Rückgang der gesammten Cultur hatte auch hier die Adern immer schwächer pulsiren lassen, die Production eingeschränkt, den Verkehr gelähmt. Da keine Landstrassen in stets fahrbarem Zustande mehr vorhanden waren, so war die Zufuhr sehr theuer,

meist nur im Winter mit Schlitten möglich. Die Wasserstrassen, an denen Polen reich ist, wurden benutzt, soweit die Natur es erlaubte. Die Weichsel, der Niemen, die Düna brachten die Producte der nördlichen, mittleren und östlichen Provinzen im Frühjahr bei hohem Wasserstande in die Ostsee. Wie wenig aber auf eine Hebung des Verkehrs geachtet wurde, geht daraus hervor, dass die Netze stets für einen nicht schiffbaren Fluss gehalten wurde bis der Netzedistrict an Preussen kam und sich alsbald ohne Mühe mit Kähnen bedeckte. Ebenso träge war man im Südwesten gegenüber dem Dnjestr und Bug. Gerade die reichsten Provinzen lagen dort, eine Benutzung dieser Flüsse musste von hohem Werth für sie sein. Auch wurden von Ausländern Pläne zur Schiffbarmachung entworfen, aber man liess sie bald wieder fallen ohne sie geprüft zu haben, abgeschreckt durch unbedeutende Schwierigkeiten. So blieb denn das Schwarze Meer, dieser natürliche Absatzweg Polens, verschlossen.

Der hauptsächliche Ausfuhrartikel war natürlich das Getreide, dann Holz, Pottasche, Hanf, Flachs, Vieh, Theer, Talg, Honig, Leder. Eingeführt wurden alle besseren Manufacturwaaren, Tuche, Seidenzeuge, Baumwollenzeuge, Leinewand, dann Wein, Eisen- und Stahlwaaren, Zinn, Kupfer, Edelmetall, Glas u. s. w. — Die Production an Rohstoffen war nicht blos im Verhältniss zu früheren Jahrhunderten herabgegangen, sondern sank noch immer. Dabei war die Folge der schlechten Verkehrswege, dass oft die eine Provinz Ueberfluss an Korn hatte, während in der andern Hunger herrschte, oder dass die eine ihre Vorräthe rasch über Danzig oder Memel hin verkauft hatte und dann selbst von dem Hinterlande die Nothdurft nicht erhalten konnte, so dass das Brod hier gelegentlich weit theurer war als in dem Lande, wohin das Korn versandt worden war.

Der Haupthandel ging nach England die Weichsel hinab über Danzig. Daher die Zähigkeit, mit welcher seit der ersten Theilung Danzig gegen die preussischen Wünsche gehalten wurde, daher auch der Eifer, mit dem der Minister Pitt die Forderung Preussens nach Abtretung dieses Hafens unterstützte.

Er hoffte in deutschen Händen diesen Hafen noch ausgiebiger für den englischen Handel werden zu sehen, um so mehr als Preussen zur Unterstützung seiner Wünsche die polnischen Waaren, welche durch sein seit 1772 erworbenes Gebiet die Weichsel hinabgingen, mit sehr hohen Zöllen belegte. Trotz dieser Zölle blieb der Danziger Handel noch recht erheblich. Der dortige preussische Resident berichtet beispielsweise über das Jahr 1784 einige Angaben, welche indessen nicht den Durchschnitt darstellen, da dieses Jahr infolge besonders starker Nachfrage nach Getreide von auswärts ein ausserordentlich günstiges Handelsjahr war.[1] An Schiffen im Hafen waren eingegangen 839, davon aus England 272, Dänemark 166, Schweden 149, Holland 113; von ihnen mit Ballast 534, mit Stückgut 103, Heringen 71, Salz 28. Ausgegangen waren 831 Schiffe, davon mit Korn nach England 520, Dänemark 125, Schweden 119, Holland 47; mit Holz waren 205, mit Stückgut 40, mit Asche 35 ausgegangen.

Die Gesammteinfuhr an Getreide aus den Provinzen nach Danzig in jenem Jahre betrug in Lasten: an Weizen 15,112, Roggen 21,071, Gerste 4049, Hafer 1049. Dieses Getreide war zum weitaus grössten Theil die Weichsel herabgekommen, auf 1308 polnischen Fahrzeugen. Die Preise waren in diesem Jahre wegen der starken Nachfrage um Einiges höher als gewöhnlich. Sie betrugen in Gulden Danziger Währung für die Last Weizen 400 bis 460 fl., Roggen 205 bis 220 fl., Gerste 200 fl., Erbsen 280 bis 300 fl., Hafer 140 bis 150 fl. Dabei war der Wechselcours auf London für zwei Monate $25^{4}/_{5}$ fl. für das Pfund Sterling. Die hauptsächlichen Ausfuhrartikel waren Getreide und Pottasche, welche letztere meist nach England und Frankreich ging.

Aus dem Umstande, dass die Zahl der mit Ballast einlaufenden Schiffe eine sehr grosse und seit Jahren im Verhältniss zur Gesammtzahl der Schiffe wachsende war, geht hervor, dass der Handel mit seewärts einkommenden Waaren im Sinken

1 Geh. Preuss. Staats-Archiv.

begriffen war. Diese Erscheinung erklärte sich zum Theil durch das Aufblühen des Elbinger Hafens mit seinem Einfuhrhandel. Mehr aber noch dadurch, dass im Jahre 1784 bereits das Emporkommen Warschaus mit seinem Gewerbe und Handel sich fühlbar machte, endlich wohl auch durch die im Lande damals eben wachsende Erkenntniss von der Nothwendigkeit sich einzuschränken, eine Erkenntniss, welche freilich nicht lange vorhielt. Uebrigens zeigt sich die besondere Gunst der Handelsconjunctur von 1784 für Danzig in den weit geringeren Ausfuhrziffern der vorhergehenden Jahre, wo die Weizen- und Roggenausfuhr des Jahres 1782 z. B. blos je 3456 und 3977 Last betragen hatte, freilich unter dem lähmenden Einfluss des damaligen englischen Seekrieges.

Wenn man eine kurze Zeit lang die Einsicht hatte, dass man über seine Mittel lebte, so überwog doch bald wieder die schrankenlose Hingabe an Genüsse, deren Befriedigungsmittel nur durch verschwenderisches Geld aus der Fremde herbeigeschafft werden konnten. Die sächsiche Zeit mit dem Hofleben im französischen Stil steckte diesen Polen zu sehr im Blute, welches selbst so viel natürliches Verständniss für verfeinerten sinnlichen Genuss in sich trug. Fast sämmtliche Mittel des Genusses, selbst des Wohllebens kamen aus dem Auslande, auch die Waaren, deren Verfertigung nur geringere Kenntniss und Sorgfalt erforderte, wurden importirt. Wie der Wein meist aus Ungarn, der Tabak aus der Türkei, Moldau, Ungarn kamen, so auch das bessere Bier aus Sachsen und England. Es war daher nicht zu verwundern, wenn der Werth der Einfuhr denjenigen der Ausfuhr seit vielen Jahren bedeutend überwog. Aus den Jahren 1776 und 1777, wo Polen auf etwa 8 Millionen Einwohner herabgesetzt worden war, wird uns dieser Ueberschuss in der Handelsbilanz auf $26\frac{1}{2}$ und $17\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, oder nach unserem Gelde — den polnischen Gulden gleich einer halben Mark gerechnet — auf $13\frac{1}{4}$ und $8\frac{3}{4}$ Mill. Mark angegeben.[1] In diesen Jahren betrug nämlich die gesammte Einfuhr des

1 Büsching's Magazin Bd. XVI.

Reiches etwa 48½ und 47½ Mill. Gulden, und die Ausfuhr 22 und 30 Millionen. Dass die Einfuhr hauptsächlich in Luxusartikeln bestand, zum Mindesten in Waaren, welche blos die Bedürfnisse der wohlhabenden Classen und zwar unproductive Bedürfnisse befriedigten, darf man aus mancherlei Angaben entnehmen. So wird uns erzählt, ein einziger Bankier in Warschau, Peter Blanc, habe damals jährlich 9 Mill. Gulden für Luxuswaaren ins Ausland geschickt. Im Jahre 1779 sandten die warschauer Bankiers monatlich allein nach Frankreich für von dort eingeführte Waaren 1 Mill. Gulden und die Bilanz des Handels ergab einen Unterschuss der Ausfuhr von 20 Millionen für dieses Jahr. An Tabak, dessen Verbrauch unter dem Monopol des Fiscus stand, wurde jährlich etwa für 3 Mill. Gulden im Lande verkauft. Dabei ist zu bedenken, dass um diese Zeit der Aufwand der höheren Classen nicht seine Höhe erreicht hatte, welche vielmehr erst zehn Jahre später während des langen Reichstages eintrat.

Dass der Handel wie die ganze bürgerliche Nahrung auf keinem soliden Boden ruhte, geht aus den gesammten Zuständen des Landes in natürlicher Folge hervor. Wie sollte der Handwerker reell arbeiten, wo der Durchschnitt der Consumenten seine Vermögensverhältnisse höchst unreell betrieb, wo das Prunken mit dem Schein so in der Natur des Käufers lag, wo die Genusssucht stets nach neuen Einkäufen trachtete, aber selten sich um die Bezahlung kümmerte? Zudem war die Justiz langsam und nur zu oft abhängig von den Magnaten, und da der Pole nicht blos den Process nicht scheute, sondern ihn oft um seiner selbst willen suchte, so hatte das Gewerbe, der Handel einen schlimmen Stand. Daher arbeitete der Handwerker theuer, verkaufte der Kaufmann theuer, liessen sich der Bankier und der jüdische Wucherer sehr hohe Procente bezahlen. Uebervortheilung, Betrug wurden zur Nothwehr, wurden häufig wie ein berechtigtes Spiel angesehen.

So entsteht für uns kein erfreuliches Bild des damaligen polnischen Städtewesens. Was an Bürgerthum vorhanden war, wurde in der Mehrzahl nicht von dem Vollgefühl staatlicher

Zugehörigkeit getragen, welches auch für diese beweglichste der Volksclassen zu einer gesunden und befruchtenden Entwickelung nothwendig ist. Viel fremdländischer Auswurf schmarotzte hier solange es ging; viele Unternehmer aus den benachbarten Gegenden des Westens scharrten hier rasch mit guten oder üblen Mitteln so viel zusammen als die Trägheit, Unkenntniss und der Leichtsinn der Polen ihnen gestattete, und zogen dann mit einem guten Stück polnischen Volksvermögens beladen wieder hinaus; viele länger eingesessene fremde und viele polnische Bürger hatten in dem zuchtlosen Treiben des Adels die bürgerliche Zucht ebenfalls abgeworfen, wanden sich zwischen der adligen Willkür und der adligen Verschwendung hindurch, arbeiteten möglichst wenig und schlecht, lebten von heute auf morgen bald reich, bald elend. — Auch die geringe Menge des eigentlichen Bürgerthums entbehrte der bürgerlichen Grundlagen und Eigenschaften, die sie nützlich macht, der Arbeitsamkeit und Ordnung, und so kann man in Wahrheit sagen, dass Polen im 18. Jahrhundert kein Bürgerthum mehr aufzuweisen hatte.

IV.

Finanzen, Heer, Justiz, Kirche.

Der Blick, welchen wir auf die bürgerliche Nahrung und auf den Handel warfen, genügt, um uns zu sagen, dass das Volksvermögen Polens kein grosses sein konnte. Büsching stellt in seinem Magazin eine freilich ziemlich gewagte Berechnung des gesammten Volksvermögens des damaligen Polen auf und erhält als Gesammtwerth der jährlichen Production die Summe von etwa 552 Millionen Mark. Nimmt man die Einwohnerzahl auf 8 Millionen Köpfe an, so würde sich die jährliche Durchschnittseinnahme auf blos 69 Mark für den Kopf beziffern, eine Summe, die freilich die Armuth des Landes bekunden müsste. Büsching berechnet den jährlichen Unterhalt auf den Kopf indessen blos auf 43 Mark. Dabei sank das Volksvermögen von Jahr zu Jahr, so dass man im Jahre 1779 die Einbusse an baarem Gelde seit 1764 auf den fünften Theil der in diesem Jahr vorhanden gewesenen Summe anschlug. Es folgert sich hieraus leicht, dass die Staatseinkünfte ebenfalls nicht grosse sein konnten.

Im Jahre 1768 betrugen die Einkünfte Kronpolens etwa $5^1/_2$ Million Mark, die Ausgaben $8^1/_2$ Millionen, die Litthauens 1,800,000 und 3,200,000 Mark. Die erste Theilung beraubte den Staat beinahe der Hälfte seiner Einkünfte, nämlich der in den abgetretenen Provinzen befindlichen domanialen Güter, Starosteien, ferner der Zölle auf der Weichsel nach Danzig hin, insbesondere aber der Salzwerke von Bochnia und Wieliczka, die allein etwa 1,750,000 Mark eingetragen hatten. Panin berechnete den Ausfall durch die Abtretung der Salzwerke auf

über eine Million Mark, was indessen zu gering gegriffen war. Diese berühmten Salzwerke waren ein Hauptschatz der Krone Polens gewesen. Sie versorgten das ganze Reich und konnten noch ins Ausland einen beträchtlichen Handel unterhalten, während der Staat den vierten Theil seiner Einkünfte aus ihnen zog. Dabei muss man im Auge behalten, dass der Adel zu seinen vielen merkwürdigen Vorrechten auch dasjenige erobert hatte, seinen Salzbedarf nicht blos abgabenfrei, sondern unentgeltlich zu erhalten. Das hatte natürlich zur Folge, dass der Adel selbst damit handelte und also das Staatsgut zum adligen Monopol machte. Seit die Salzwerke in österreichischen Besitz übergegangen waren, eröffnete Preussen eine erfolgreiche Concurrenz durch Salzeinfuhr von seewärts.

Die Starosteien hatten als königliche Güter die Bestimmung Staatsausgaben zu decken. Aber seit lange waren sie dazu verwandt worden, »den Eifer der Bürger« anzuspornen und zu belohnen, nämlich dem Adel für wirkliche oder, was häufiger war, vermeintliche dem Könige oder Staat geleistete Dienste verliehen zu werden. Eigentlich sollten die Beliehenen den vierten Theil der Einkünfte dem Staat erstatten, allein das unterblieb zum grössten Theil, und so hatte der Adel denn diese Güter in steter fast unentgeltlicher Nutzung. Wurde eines frei, so war alsbald eine Schaar von Leuten da, auf deren Wünsche der König Rücksicht nehmen, die er sich gewinnen musste. Einem einflussreichen Magnaten ward dann die Starostei überlassen. Im Jahre 1775 erst wurden diese Güter aus königlichen zu eigentlichen staatlichen Gütern gemacht und sollten nun gegen ordentliche Pacht vergeben werden, was eine wahre Empörung im Adel hervorrief. Dann, 1791, begann man sogar einzelne zu verkaufen.

Es gab verschiedene Steuern und Auflagen: die alte Grundsteuer von den adligen Dörfern freilich war im Laufe des 17. Jahrhunderts irgend wie verloren gegangen; dafür bestand die Rauchfangsteuer, welche in den Städten mit 2 bis 8 Mark, in den Dörfern mit bis $3^1/_2$ Mark vom Rauchfang auch den ärmsten Hausstand belastete; dann der Schoss, eine Gebäude-

steuer. Die Getränke zahlten Zapfengeld; es gab Tabakssteuer, Stempeltaxe, Zölle, von denen letzteren bis 1775 der Adel sich ebenfalls zu befreien gewusst hatte. Eine bedeutende Summe brachte das Kopfgeld der Juden auf, seit 1775 auf $1^1/_2$ Mark festgesetzt. Die hohe Geistlichkeit steuerte etwa 300,000 Mark bei.

Sieht man die Staatsfinanzen genauer an, so zeigt sich alsbald, dass diejenigen Einnahmequellen, welche überhaupt etwas Erkleckliches abwerfen konnten, dem Staate im Laufe der Zeit entwendet waren, indem sie nämlich vom Adel in seine eigene Tasche aufgefangen wurden. Wir sahen schon, wie der Adel längst die alte Hufesteuer immer weiter herabgesetzt hatte, wie er die Grundsteuer von seinen Dörfern hatte verschwinden gemacht, wie er die Salzeinkünfte abfing, wie er endlich die letzte Steuer, welche hätte ergiebig sein können, die Grenzzölle, vereitelte. Denn was über die Grenze an verzollbaren Gegenständen kam, wurde fast blos von den wohlhabenden Classen gekauft, d. h. vom Adel, und da dieser sich die Zollfreiheit erobert hatte, so konnten die Zölle natürlich nichts einbringen. Was blieb nun an Objecten für die Besteuerung noch übrig? Man kann Steuern zuletzt nur erheben vom Kapital oder von dem Erwerb. Das Kapital hatte der Adel und die Geistlichkeit, und die waren befreit. Den Erwerb, die arbeitenden Classen hatte der Adel fast ausschliesslich sich unterthan gemacht. So viel er nun nicht selbst ihnen abnahm, so viel mochte der Staat wohl noch herausdrücken, aber das war eben heillos wenig. Der Jude producirte nicht selbst, sondern erwarb, indem er die Producte durch seine Finger gleiten liess und einen Theil von ihnen dabei zurückbehielt. Dieser Theil war aber immer noch theils der Erwerb der untersten Classe, der Bauern und Arbeiter, theils die Rente des adligen und kirchlichen Kapitals. Wenn der Staat von den Juden ein Kopfgeld erhob, so blieb dieses daher doch eine mittelbar vorzüglich von der Arbeit des Bauern erhobene Steuer. Die Rauchfangsteuer lag ebenfalls hauptsächlich auf der untersten Classe, so dass die directe Steuer fast blos die ärmsten Volksschichten ergriff. Eben dasselbe that die wichtigste indirecte Steuer, die Salzsteuer, weil der Adel sie

nicht zahlte. Nur einige der eigentlichen Luxussteuern, wie die auf fremde Getränke und auf Tabak, trug auch der Edelmann. Die mittelalterliche specifisch adlige Staatsleistung des Heerbannes war wie überall so auch hier allmählich als solche abgekommen. Der Adel sah es nicht mehr als eine Pflicht, sondern als ein Recht an, Kriegsdienste zu nehmen, als ein ständisches Ehrenrecht. Zudem leistete er diesen Dienst nicht wie früher umsonst, sondern bereicherte sich dadurch ohne Arbeit, nicht blos indem er die militärischen Aemter kaufte und verkaufte ohne wirklichen Dienst zu thun, sondern indem er die Staatsgelder, welche dazu ausgesetzt wurden, einfach ohne Gegenleistung empfing. Das Feldherrnamt war eines der einträglichsten Aemter des Reiches. Endlich hatte der Adel, wie wir sahen, das eigentlichste Vermögen des Staates, die Domänen, an sich gerissen, fast ohne dass dem Staat, der die »Quarta« eigentlich bekommen sollte, das Geringste von den Einkünften dieser Güter zufloss.

Es ist hiernach klar, dass die Staatseinnahmen nicht hoch sein konnten. Allein sie blieben auch hinter den geringen Erwartungen zurück, die man sich von ihnen machen durfte. Im Jahre 1719 beliefen sich die Einkünfte der Krone (Polen) auf 500,000, die von Litthauen auf 200,000 Gulden. Im Ganzen also 350,000 Mark oder 116,000 Thaler in einem Staate von vielleicht zehn Millionen Einwohnern, der freilich eben durch einen langen Krieg erschöpft worden war. Das macht etwa $3\frac{1}{2}$ Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung. Vor der ersten Theilung im Jahre 1768 betrugen die Einkünfte der Krone 10, die Litthauens 3 Mill. Gulden, also etwa 1 Gulden oder 50 Pfennige auf den Kopf. Das Budget wurde alle zwei Jahre dem zusammentretenden Reichstage vorgelegt zur Abnahme der Rechenschaft. Nach der Constitution von 1775 konnten die Jahreseinkünfte des Staates berechnet werden auf etwa 15 bis 16 Mill. Gulden. Aus den Verschlägen sehen wir, dass die zweijährigen Einnahmen der Krone Polen von 1776 und 1777 sich auf rund 23 Mill. Gulden beliefen, die von 1778 und 1779 auf $25\frac{3}{4}$ Mill. Gulden. Im Jahre 1780 nahm die Krone Polen 14, Litthauen 5 Millionen ein. Der Verschlag von 1782 und 1783 wies an zwei-

jährigen Einkünften auf in der Krone 26, im Grossfürstenthum $10^1/_4$ Millionen. Das folgende Jahrzweit brachte in der Krone $13^1/_3$, im Grossfürstenthume 5 Millionen jährlich.[1] Das Reich nahm also im Durchschnitt in diesen Jahren etwa 18 Mill. Gulden jährlich ein. Von diesen geringen Einkünften nun flossen in den Privatsäckel des Königs nicht weniger als 7 Mill. Gulden, welche zum grossen Theil aus den Salzwerken und den domanialen, besonders den königlichen Tafelgütern aufgebracht wurden. Nach der ersten Theilung wurde der König für den Verlust der Salzwerke und vieler Domänengüter entschädigt, indem ihm aus dem Reichsschatze der Ausfall mit $2^2/_3$ Mill. Gulden jährlich ersetzt wurde. Nach Abzug dieser 7 Millionen blieben für den Staat somit 9, später 11 Millionen jährlich übrig, d. h. $4^1/_2$ und $5^1/_2$ Mill. Mark. Davon wurde Alles bestritten. Und zwar entfielen auf die Ausgaben für das Heer nach der Constitution von 1776 jährlich $8^2/_3$ Mill., wovon die Krone $6^1/_3$ Mill. Gulden trug. Der Rest wurde dann auf Verwaltung, Justiz, Pensionen, Schuldentilgung u. s. w. verwandt, und man kann schon hieraus sich ein Urtheil bilden darüber, wie es mit der bürgerlichen Staatsmaschine aussah. Aeussere Staatsschulden wurden nicht gemacht, weil es schwer war, Jemanden zu finden, der einem so armseligen Staate hätte borgen wollen. Die wenigen hunderttausend Thaler, die Stanislaw August in Holland und Venedig aufbrachte, waren mehr private Schulden des Königs, als dem Reiche dargeliehen. Man gab eben nur so viel aus, als man hatte. Erst die verschwenderische Zeit des langen Reichstages brachte es auch zu einer Staatsschuld. Denn im Jahre 1790 rechnete der Grosssecretär von Litthauen dem Reichstage nach, dass sich ein Deficit von etwa 5 Mill. Gulden ergebe, welches durch Anleihen gedeckt werden musste.

Polen hatte in gewisser Beschränkung ein Volksheer. Der Adel war, wie überall seit dem Mittelalter, die W e h r k r a f t des Staates. Aber er blieb es hier länger als anderswo in

---

1 Mehée a. a. O.

Europa. Während Westeuropa vom adligen Heerbann zum Söldnerthum, dann seit dem dreissigjährigen Kriege vom Söldnerthum zum System der stehenden Heere fortging, blieb Polen bei dem mittelalterlichen Heerwesen stehen. Alles im Staat veränderte sich, natürlich auch der Adel, aber das Prinzip der adligen Heerfolge gestaltete sich blos so weit neu, als die materielle Unterlage, der Adel, sich änderte. Der Adel wuchs zu ungeheuren Massen an, bildete endlich das ganze rechtliche Volksthum des Reiches und behielt den Heerbann bei sich, weshalb man denn in diesem Sinne sagen kann, Polen habe ein Volksheer gehabt. Aber wie dieses Volk beschaffen war, so war auch dieses Volksheer. Mit der Verwilderung, der Zügellosigkeit der Schlachta gingen die Verwilderung und Zügellosigkeit des Heeres eng Hand in Hand. Das Soldatenthum war ein Ehrenrecht des Adels geworden, wie so Vieles in der Hand dieser regierenden Nation zu einem ständischen Rechte wurde, so dass dieses Heer sich selbst regierte nach Gutdünken.

Anderwärts hat der Kriegsdienst blos dem Stande, der sich ihm widmete, geschadet, aber dem Staat genützt. In dem tüchtigsten Militärstaat der Neuzeit, Preussen, haben die Kurfürsten den widerspenstigen Landadel erst gebrochen, dann seine gute Kraft sich und dem Staate dienstbar gemacht. Seine Könige, vornehmlich Friedrich der Grosse in den langen Kriegsjahren, fanden in dem preussischen Adel ihre beste Kraft. Friedrich Wilhelm III. und die spätere Zeit folgten dem Princip und bildeten es aus. Der preussische Adel wurde systematisch erzogen zum Kriegsdienst; der König war als Kriegsherr der vorzüglichste Schutzherr des Adels, er umgab diesen mit Ehren und Würden soweit er in den Kriegsdienst trat; des »Königs Rock« war der geachtetste Rock im Lande, war das hochgeschätzte Erbkleid des Edelmannes. Er hat es mit hohen Ehren getragen. Aber der Staat, dessen erster Diener sein grösster König war, war nicht dazu angethan, diesen Beruf als einen blossen Beruf der Ehre, des Vorrechts anzusehen: über den äusseren Ehren, die er brachte, stand die Pflicht, die strengste, vollste Pflicht gegen den Staat. Der Adel gab für

diese Soldatenehre, die ihm zur Standesehre geworden war, sein Bestes, Leben und Gut, hin. Er diente im vollsten Sinne dem Staat. Ja, er opferte sich ihm zugleich auf. Während die neue Zeit der Industrie und des Erwerbes, die Zeit der Geldherrschaft, an jeden Einzelnen die Forderung stellte, die ganze Persönlichkeit in den Kampf um die Güter des Geistes und des materiellen Werths, welche immer gewaltiger die Herrschaft des socialen und des staatlichen Lebens an sich reissen, zu werfen; während die nachdrängenden unteren Volksclassen mit der ganzen Anstrengung, welcher die Muskeln der frischen Jugendkraft fähig sind, um die Mittel moderner Herrschaft ringen; während mit dem 18. Lebensjahre der Sohn der anderen Stände sein Auge fest darauf richtet, die geistigen oder materiellen Mittel zur Mehrung seiner eigenen und damit der Machtstellung seiner Volksclasse zu erwerben: schliesst der preussische Edelmann meist um dieselbe Zeit seine bürgerliche Lehrzeit ab, weiht sich aus traditioneller Ehrfurcht, aus Neigung, oft aus Zwang und Noth, oft aus Unbedachtsamkeit und Faulheit dem Dienste, der seine Vorfahren einst zugleich mit dem Staate gross gemacht; nimmt er mit des Königs Rock und dessen Ehren all die Pflichten auf sich, die ihm anhaften; verschreibt er sein Leben dem Staat, aber nicht blos das, sondern seine bürgerliche Arbeit und Erwerbskraft; verzichtet er darauf, seine Gaben auszubilden zum Beruf, der seiner einst vielleicht als Landmann harrt, der ihm einst vielleicht in politischer Laufbahn bevorsteht; verzichtet er darauf sich zu entwickeln zu der Arbeitskraft, welche unsere Zeit von Jedem verlangt, der seinen geistigen und Vermögensschatz, seine Macht in der bürgerlichen Gesellschaft vermehren will; verzichtet er darauf, sich und seinen Stand zu vertheidigen gegen die anstürmende Menge der übrigen Volksclassen durch gleiche Arbeit, gleich angestrengtes Schaffen; übernimmt er die Pflicht, sein geschmälertes Erbe auszunutzen zur Wahrung des Scheins, als sei der Adel und der Soldat für alle Zukunft der Stellung im Staate sicher, welche sie einst genossen, mit einem Wort: schmälert er immer mehr die Mittel, welche allein auf die Dauer ihm seine bürger-

liche Stellung im Staate erhalten können, opfert er sich täglich einzeln und als Stand dem Staat, der ihn nicht in seinem Niedergange halten wird, den Volksclassen, welche seinem Niedergange zujauchzen. Das ist die heutige Stellung des Adels zum preussischen, zum deutschen Staat und Volk, eine Stellung, deren tragische Bedeutung vielleicht erst erkannt werden wird von dem Adel, wann die Fluthen der neuen Welt über ihm zusammenschlagen werden. Der preussische Adel richtet sich durch das Kriegshandwerk zu Grunde, aber für das übrige Volk, für den Staat; der polnische Adel nutzte wie den Staat, so das Kriegshandwerk nur für sich aus und richtete den Staat zu Grunde.

Es gab freilich in Polen lange schon ein stehendes Heer, wenn auch eben so lange in wenig zureichendem Stande. Denn das Volksheer, die adlige Landwehr, liess sich nur schwer auf die Beine bringen und war thatsächlich lange nicht mehr aufgerufen worden. Man hatte dann ein kleines Soldheer geschaffen, welches mit dem 17. Jahrhundert die eigentliche Armee bildete oder bilden sollte. Sie wurde aber zum Spielzeug herabgedrückt als nach dem nordischen Kriege Russlands schwere Hand sich zuerst dauernd auf Polen legte. Seit 1717 durfte die Armee die Zahl von 18,000 Mann nicht überschreiten, in der That aber blieb sie sogar weit unter dieser Ziffer und erreichte lange kaum die Höhe von 8000 Mann. Sie war in zwei militärische Körper getheilt, die polnische und die deutsche Abtheilung, oder das polnische und das fremde »Autoramentum«. Jene bestand blos aus Reiterei und dort trat ausschliesslich die Schlachta, der Adel, ein; die deutsche Armee, die früher auch deutsches Commando hatte, bestand aus Fussvolk und Reiterei, und da es für den edelgeborenen Schlachtiz unangemessen war, Fussdienste zu leisten, so war stets nur das Officiercorps dieser Heeresabtheilung adelig. Der Schlachtiz hielt sich für einen geborenen Krieger, weshalb es in der Armee weder militärische Uebungen noch Studien gab; von einer Kriegswissenschaft war keine Rede. Die Officierstellen, besonders aber die oberen militärischen Posten waren einträgliche Sinecuren gleich den oberen Aemtern des Civildienstes, mit denen

ein häufiger Handel getrieben wurde und die man in den höheren Graden von Untergebenen verwalten liess. Den Officieren wurde es gestattet, ihren Aufenthalt sich frei zu wählen, und sie lebten daher sorglos auf ihren Gütern oder bei guten Freunden, ungestört durch militärischen Dienst. Dieses Leben, die glänzenden Uniformen, Rang und Orden lockten die wohlhabendere Jugend zum Eintritt in die Armee. Es gab daher in den Regimentern meist eben so viele Officiere als Soldaten. Die Soldaten des Fussvolks wurden gewaltsam oder für Geld geworben, weshalb diese Regimenter Ansammlungen von Taugenichtsen aller Art waren. Die Regimenter waren in Fähnlein eingetheilt, aber äusserst verschieden in der Grösse, meist blos etwa 200 Mann stark. Schon unter August III. finden wir Regimenter ohne Soldaten: ein Cavallerieregiment jener Zeit bestand aus 180 Mann, zerfiel in 6 Fähnlein, und jedes Fähnlein zählte je 30 Officiere. Der Kriegsdienst musste ja von dem Krieger von Beruf, dem Schlachtiz, gethan werden; aber wie vertrug sichs mit der Würde des Schlachtiz, Soldat zu werden? Also wurde er gleich Offizier. So finden wir auch im J. 1776 noch das litthauische Heer bestehend aus 1271 Officieren und 3298 Unterofficieren und Gemeinen. Staszic, der es erzählt, fügt hinzu: »ich lache nicht, scherze nicht, so ist es in Wirklichkeit«. Es war ein Sammelplatz für putzsüchtige Junker.

An der Spitze stand der Hetman, in der Krone der Kron-Grosshetman, in Litthauen der Feldhetman. Der Hetman herrschte, wie wir schon sahen, bis zum J. 1768 ohne Einschränkung. Er stellte die Officiere an, oder verkaufte vielmehr gewöhnlich die Stellen, die dann von den Inhabern mit Genehmigung des Hetman weiter verhandelt werden konnten. Der gewöhnliche Preis war die vierfache Jahresgage. Der Hetman hatte schon seit 1590, besonders seit 1717 bis 1768 schrankenlose Macht über die Armee, auch über Leben und Tod, ja der Fahneneid selbst wurde nicht dem Könige, sondern ihm geleistet. Da er dem Reichstage fast nie Rechenschaft über die Gelder ablegte, so war er auch hierin ohne Beschränkung. Seine Macht

aber wurde niemals zur festen Organisation des Heeres, sondern meist zum eigenen Vortheil ausgenutzt. Dasselbe thaten denn auch die Regimentsführer, Obersten, Rittmeister, Capitäne, welche für den praktischen Dienst meist Stellvertreter aufbrachten. Auf die Tauglichkeit ward nicht geachtet. Wincenz Potocki, der nie Pulver gerochen, wie man sagte, kaufte das beste Regiment um 30,000 Dukaten (270,000 Mk.). K. N. Sapieha wurde mit 15 Jahren General der litthauischen Artillerie, welche freilich nur eine Gesammtstärke von etwa 100 Mann hatte. Solche Heerführer wurden dann noch gelegentlich hoch pensionirt, wenn sie ihre Stellen verkauft hatten. F. Potocki z. B. kaufte etwa um 1780 von Stempkowski die Stelle eines Regimentsführers und wurde dadurch sofort Generallieutenant. Stempkowski selbst aber erhielt als pensionirter Generallieutenant 36,000 G. oder 18,000 Mk.

Im Jahre 1775 wurde die Nationalcavallerie an Stelle der alten Reiterei neu eingerichtet. Aber sie zeigte keinen besseren Charakter, sondern wurde eine Blumenlese von geputzten Nichtsthuern. Sie bestand blos aus dem Adel und zerfiel in das adlige Offiziercorps, die »Kameraden«, und die Gemeinen, die »Linienreiter«. Jede Schwadron, Fähnlein genannt, bestand aus 14 adligen Kameraden und ebensovielen nichtadligen Reitern. »Die Kameraden waren begüterte Leute, Söhne von Gutsbesitzern, die nicht in der Front dienten und für sich je zwei Soldaten als Ersatzmänner stellten, die sogenannte »Doppelzahl« mit Pferden und Ausrüstung. Der Kamerad erhielt für sie vom Staatsschatz 1000 Gulden (500 Mk.), wovon er sie nährte und unterhielt.«[1] Der älteste Wachtmeister nannte sich »Statthalter«. Das Fähnlein hatte einen Rittmeister, einen Lieutenant und einen Fähnrich. Diese waren meist Magnaten, Wojewoden, Castellane, Unterkämmerer, Leute ohne jede Kenntniss vom Soldatenwesen, die blos um des Titels und der Uniform willen dienten, denn die Stufe des Rittmeisters entsprach (in der übrigen Armee) dem General, der Lieutenant war Obrist, der

[1] Kraszewski a. a. O. I, 233.

Fähnrich Obristlieutenant u. s. w. Einmal nur im Jahre fuhren die Lieutenants, Fähnriche und alle Oberofficiere zum Fähnlein zusammen, zur sogenannten Ritterversammlung, zur Auszahlung der Löhnung. Die Offiziere kamen gewöhnlich im Sechsgespann an, mit grossem Hof, und gaben Feste und Bälle, obwohl sie nicht einmal das Commando verstanden. Die Ränge waren käuflich, für die Rittmeisterschaft wurde bis zu 2000 Dukaten (18,000 Mk.) gezahlt, für die Lieutenantschaft 1000, die Fähnrichschaft 500, die Statthalterschaft 250, für den Titel eines Kameraden 100«.

Die Nationalcavallerie war an die Stelle der früheren buntscheckigen Reiterei getreten. Es waren Husarenfähnlein und Panzerreiter, beides mehr für den Schmuck als die Schlacht ausgestattete Reitergattungen. Die Aufnahme unter die »Kameraden« hing von dem guten Willen derselben ab. Sie hatten grosse Vorrechte, denn sie bestanden aus dem eingeborenen Adel, welcher nöthigenfalls die Generäle des fremdländischen Autoramentum unter sein Commando nahm. Der Kamerad hatte überall Zutritt, selbst zu den Gemächern des Königs. Der Reichstag verbot im Jahre 1786 die Anstellung Nichtadliger in allen Officierstellen und militärischen Aemtern, was aber durch den nächsten Reichstag wieder aufgehoben wurde.

Als die Gefahr eines Entscheidungskampfes gegen die Nachbarn heranrückte, wurden allerlei Versuche gemacht, das Heer zu vermehren und zu verbessern. Allein der Erfolg blieb sehr gering. Als Stanislaw August 1764 König wurde, zählte das Heer nominell etwa 16,000 Mann, die Artillerie 500. Wie es in Wahrheit stand, sieht man daraus, dass noch 1775, wo der nominelle Bestand 30,000 Mann war, in Wirklichkeit blos 15,000 Mann unter den Fahnen standen. 1782 stieg die Zahl auf etwa 17,500 Mann, 1784 auf etwa 18,000 Mann, 1786 auf 18,600 Mann. Von letzteren waren 8000 Mann Reiter.

Verschiedene Magnaten, wie Potocki, Radziwill u. A., hatten ihre eigenen Regimenter mit eigenen Uniformen, in denen sie Stellen nach Willkür besetzten. Diese Herren hielten nicht selten soviel Haustruppen, dass diese im Verhältniss zum Reichs-

heer für den Kriegsfall sehr stark ins Gewicht fallen konnten. Im Frieden aber waren diese Haustruppen oft eine ebensolche Landplage wie das Reichsheer, so z. B. das berüchtigte, aus Strolchen und Abenteurern zusammengesetzte Regiment des Fürsten Massalski. Daher bildete das Heer eine Musterkarte von Trachten. »Wenn man«, erzählt ein Franzose jener Zeit, »bei der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Uniformen, die man bemerkt, stehen bleibt, so sollte man glauben, dass die polnische Armee wenigstens 200,000 Mann stark sein müsste. Indessen ist sie nur auf 30,000 Mann angesetzt (1791). Zwar machen diese 30,000 Mann vielleicht 1000 verschiedene Corps oder Regimenter aus« (was indessen übertrieben ist), »aber einige derselben haben nur 15, 40 oder 50 Mann, andere nur Officiere und keine Soldaten.... Ich habe gesagt, dass die militärischen Ehrenstellen in Polen herabgewürdigt und verschwendet werden; und ich will gestehen, dass ich Unrecht habe, wenn man mir beweist, es sei falsch, dass M . . ., vordem Läufer des Grafen von . . ., jetzt commandirender Obrist des zweiten Regiments der Republik ist; dass der Titularobrist . . . Koch bei dem Grafen von . . . war; dass der Obrist und Generaladjutant . . . Stallknecht war; dass der Obrist . . . Komödiant und der Obristlieutenant . . . und der Major . . . Bediente gewesen sind.[1] Ein Hauslehrer«, erzählt er weiter, »der alle Welt in Uniform sah und diese Garderobe für billiger hielt, bat um ein Officierspatent und wurde sofort Obristlieutenant. Ein Schauspieler, den man zu sehr ärgerte, drohte abzudanken und — Officier zu werden u. s. w.« »Unter der Gewalt der Hetmane«, sagt ein Anderer[2], »waren glückliche Zeiten für den Soldaten, als er ohne Disciplin, ohne Gehorsam, ohne Kleidung, ohne Uebungen, ohne Thätigkeit die Oberhand hatte über den Landbewohner. . . . Und so war es damals die höchste militärische Wissenschaft, wenn der General, besoldet und durch nichts beschäftigt, in seinem Hause oder im Auslande umherlungerte, wenn der

[1] Mehée a. a. O.

[2] Vgl.: Der Pole im Reisemantel.

Officier auf Execution vom Bauer Quittungsgelder oder Groschengebühren gewandt eintrieb und damit gross that, wenn er als Assistent bei den Tribunalen den Becher glatt auf das Wohl des Marschalls oder des Deputirten leerte, oder einen zum Präsentiren der Schüsseln an den herrschaftlichen Tischen wohl abgerichteten Soldaten hatte. Der Soldat aber untersiegelte den erfundenen Pass oder die Ordre mit einem Thaler und zog dem armen Bäuerlein fast das Hemd vom Leibe«.

Mit dem übrigen Kriegswesen stand es nicht besser. Das Arsenal zu Warschau war ziemlich leer. Kurz vor dem Entscheidungskampf besuchte ein Schriftsteller dasselbe und fand beim Eintritt vorerst über zehn Zimmer in ausgesuchtem Geschmack möblirt, dann ebenso viel Ställe, Schuppen, Küchen, Bedientenwohnungen, und einige Miethwohnungen, wo früher Wein und Bier verschenkt worden war. Endlich wurde auf seine Fragen eine Hinterthür geöffnet und er trat in einen Raum, wo einige schwedische eiserne Mörser, völlig mit Rost bedeckt und untauglich, einige neu gegossene Kanonen, einige andere uralte Waffen lagen. Was sonst an Eisen da gewesen war, hatte man für Rechnung des Schatzes verkauft; das Holzwerk, Lafetten u. s. w. benutzte der »Oberzeugwart« seit lange als Heizmaterial und »fürchtete selbst den strengsten Winter um deswillen nicht mehr«.

Die Casernen in Warschau, zum Theil erst von Stanislaw August erbaut, befanden sich um dieselbe Zeit in dem kläglichsten Zustande. Nur die Officiere hatten den ersten und zweiten Stock in ihnen eingenommen und sich da nach Gutdünken bequeme Wohnungen hergerichtet. Die einzige Festung im Lande, Kamieniec in Podolien, war völlig vernachlässigt; das Pulver, dessen man bedurfte, wurde oft von den nächsten russischen Regimentern gekauft, Niemand kümmerte sich um das, was dort vorging.

In besserem Stande war die von Stanislaw August angelegte Pflanzstätte für militärische Bildung, das Kadettencorps. Ihm wurde vom Könige und andern Grossen besondere Aufmerksamkeit zugewandt, der Reichstag scheute auch bedeutende

Kosten für dasselbe nicht. Im Jahre 1786 wies der Rechenschaftsbericht über die Reichsfinanzen 300,000 Gulden für das Kadettencorps auf, zwei Jahre später ebensoviel.

Zu all diesen Anzeichen der vollkommensten Auflösung des Heerwesens kommt nun noch die innere Organisation der Truppen, oder vielmehr der Mangel jeder Organisation. Prinz Stanislaw Poniatowski erklärte 1788 im Reichstage, man könne nicht von einem Heer, sondern nur von einem Haufen, einer Bande reden. Ein Entrüstungsschrei des Reichstags antwortete ihm, aber er hatte ohne Zweifel Recht. Jezierski sagte bald darauf ziemlich dasselbe in seiner Rede, indem er berichtete, wie diese Truppen ihren »Einritt« in die Edelhöfe machten, um Mitternacht die Dörfer umzingelten, ohne Rücksicht auf Aecker und Fabriken, auf Parade und Wuchs die Leute pressten, Proviant und Fuhren unentgeltlich requirirten, und Klagen gegen sie ohne Erfolg seien. Eine wilde Horde war es, die gegen Tataren und andere ohne Schlachtordnung kämpfende Reitervölker wohl noch zu gebrauchen war, nicht aber gegen taktisch gegliederte Truppen. »Die Schlachta, welche sich schlägt wie es ihr gefällt, wollte von keinem andern Gesetz wissen als von ihrem Muth und ihrer Freiheit«.

Trotzdem war und ist der Pole ein guter Soldat. Er war stets bereit, Blut und Leben für das Vaterland zu opfern, er war gewandt, feurig, ehrgeizig, tapfer. Aber er hielt es unter seiner Würde, von seinem Rosse zu steigen und dem Fussvolk anzugehören, selbst wenn es unzweifelhaft war, dass ohne Infanterie, diesen nothwendigsten Truppenkörper, Armee und Vaterland dem Untergang entgegeneilten. Er war begeistert von dem stolzen Bewusstsein für das Vaterland zu streiten und zu sterben, aber er war unfähig, seine adlige Freiheit einen Augenblick der militärischen Disciplin unterzuordnen, selbst wenn über der Unordnung im Heere und dem herkömmlichen Zwist der Führer Alles zu Grunde ging. Er stürmte kühn in die Schlacht, aber er verschmähte jede Einengung seiner persönlichen Ungebundenheit, jeden Zwang gegen diese zügellose Begeisterung. Alle Versuche, die polnischen Heere zu taktisch

festgefügten und brauchbaren Körpern umzuwandeln, wie sie z. B. von französischen Officieren im Lager der Conföderirten von Bar vielfach und mit grosser Anstrengung gemacht worden, haben dieses ächt polnische Wesen, diesen Mangel an Selbstbeherrschung, diese wilde Zügellosigkeit nicht beseitigen können, die der Kampfesweise früherer Jahrhunderte vielleicht genügen konnte, jede geordnete Kriegführung der neueren Zeit aber unmöglich machte.

Berühren wir mit kurzen Worten noch ein paar andere Organe des Staats, deren innere Arbeit wir später näher kennen lernen werden.

Zu den besseren Staatseinrichtungen des damaligen Polen gehörte seine Rechtsverwaltung. Zu unterst standen, ausser den deutschrechtlichen Gemeinden, deren Schulzen und Vögte wir schon kennen lernten, die Landgerichte und Grodgerichte, welche letztere unter dem königlichen Starost, Aeltesten, standen. Sie hatten drei- oder viermal jährlich Cadenzen für Civil- und Strafsachen, waren collegialisch eingerichtet, wie auch die übrigen polnischen Gerichte, und hatten neben den eigentlichen Rechtsstreitigkeiten auch viele Verwaltungsangelegenheiten, wie Hypotheken, Vormundschaftssachen u. dgl. zu erledigen. Ueber ihnen standen als Berufungsinstanzen die obersten Tribunale, eines für die Krone, ein zweites für das Grossfürstenthum. Jenes tagte einmal jährlich in Lublin und einmal in Petrikau, dieses ebenso in Grodno und Wilna. Das Tribunal der Krone bestand aus 9 geistlichen Beisitzern und 21 weltlichen Geschworenen, aus welchen letzteren der Marschall des Tribunals erwählt wurde. Die Glieder hiessen Deputirte. Ferner gab es die Referendargerichte, welche für die königlichen Güter, und die Assessorialgerichte, aus den Canzlern des Reichs bestehend, welche für das deutsche Recht der Städte, für den Fiskus, die Dissidenten u. a. m. bestellt waren. Von ihnen ward an die Relationsgerichte appellirt, die aus Senatoren und Fachjuristen bestanden. Zuoberst stand endlich das Reichstagsgericht, welches vornehmlich über staatliche Streitsachen strafrechtlicher und anderer Natur, aber ausserdem über alle möglichen an

dasselbe gelangenden Beschwerden und Berufungen von den übrigen Gerichten aburtheilte. Es wurde vom Senat, in späterer Zeit unter Zuziehung von Landboten, gebildet.

Der Bauer hatte, wie wir schon sahen, keinen Gerichtsstand als seinen Herrn, der ihn ohne Berufung richtete. Andererseits war der Adel strafrechtlich bis in die letzte Zeit hinein keiner andern Strafe als der Geldbusse unterworfen. Nirgend ist das Wergeld solange in Kraft geblieben als hier, während die Folter erst im Jahre 1776 förmlich abgeschafft wurde.

Der materielle Rechtsboden war das römische Recht. Da aber die Justiz lange in der Hand der Geistlichkeit gelegen hatte, so spielte das canonische Recht eine grosse Rolle. Die Advocatur hatte eine sehr bedeutende Stellung, sie war ein gesuchtes Amt des Adels. In jeder der vier Richtstätten der Tribunale bestanden Genossenschaften von je 30 und mehr geschworenen Anwälten, an den übrigen Gerichten wimmelte es von Processführern.

Natürlich hatte die Justiz dem allgemeinen Zerfall nicht entgehen können. Bestechlichkeit war überall eingebürgert, vom Reichstagsgericht bis herab zum Landgericht. Besoldet waren in den Appellhöfen blos der Marschall mit 20,000 und ein geistlicher Deputirter mit 10,000 Gulden. Alle Uebrigen mussten sehen, im Laufe der Processe sich ihren Unterhalt zu erwerben, und sie thaten es denn auch weidlich. Es fehlte nicht an gefällten Urtheilen, wenn die Processe auch jahrelang sich hinschleppten: denn der Pole war ein fanatischer Processmacher. Aber hatte man sein Erkenntniss endlich in der Tasche, so war eine sehr grosse Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass es nie vollstreckt werden würde. Denn der verurtheilte Magnat kümmerte sich fast nie darum und jeder Andere widersetzte sich der Vollstreckung aufs Aeusserste. Von fünfzehn Urtheilen der Tribunale kam etwa eins zur Ausführung. Polizei gab es nicht. Es waren daher auch keine Leute vorhanden, die einen Verbrecher verfolgten. Der Beschädigte mochte sehen, wie er den Räuber oder gar Mörder ins Gefängniss brachte, und wie er ihn darin festhielt gegen Richter und Magnaten. Die Gerichte

der Städte waren noch schlimmer als die oben genannten Behörden, weil ihr elender Zustand die Städte zwang, Leute aus den untersten Classen zu Richtern zu machen.

Todesurtheile wurden nur selten verhängt, das leicht geweckte Mitleiden spielte eine zu häufige Rolle bei Processen um Hals und Hand. War ein Todesurtheil gefällt und der Verbrecher zur Stelle, so ward es mit grossen Förmlichkeiten verkündet, bei geöffneten Thüren des Tribunals. Auch dann noch hatte der Verurtheilte unter Umständen gute Aussicht davonzukommen, Dank einer ganz eigenthümlichen Rechtsbestimmmung. Es war dieses, wie uns erzählt wird, folgende[1]: Wenn der zur Hinrichtung geführte Verbrecher ledig war und unterwegs ein Mädchen ihm begegnete, das ein Handtuch über ihn warf, so ging der Zug nicht zum Richtplatz, sondern — schwenkte zur Kirche ab, der zur Hinrichtung begleitende Geistliche vollzog alsbald die Trauung, der Priester des Todes ward zum Segner der Liebe, der Verbrecher wurde nur mit der Ehe bestraft. Man sollte meinen, kein Volk der Welt habe jemals ein solches Vertrauen in die Gewalt des Ehestandes, eine solche hohe Achtung vor der Hausfrau gehabt.

Zu dieser Straflosigkeit trug vielleicht am meisten die Ausnahmestellung des Adels bei. Wir erwähnten bereits jenes Gesetzes »Neminem captivabimus«, welches der Adel so hoch hielt und mit der Habeascorpusacte Englands gleichzustellen liebte. Es verbot die Verhaftung eines Edelmannes vor erbrachtem Beweise seiner Schuld, mit Ausnahme des Falles, wo er beim gegenwärtigen Verbrechen ertappt wurde. Die Gegenwärtigkeit der That wurde später freilich auf ein Jahr und sechs Wochen ausgedehnt. Damit war dem Hauptübel aber nicht abgeholfen. Denn vorerst war es schwer, bei dem sittlichen Zustande der Richter und der Bereitwilligkeit mächtiger Magnaten, dem Bruder Schlachtiz Schutz zu gewähren, bis zur Verurtheilung zu gelangen. War das Urtheil gefällt, so kam es nicht selten vor, dass der schützende Magnat sich ins Mittel legte, indem er seine

[1] Ochocki, Denkwürdigkeiten, I, S. 183.

Haustruppen absandte und das gesammte Gericht, welches zur Execution schreiten wollte, einfach auseinander jagen liess. — Da keine Polizei bestand, so hätte die militärische Macht einschreiten müssen. Selbst hierzu reichten die 13,000 oder weniger Mann nicht aus, die der Staat hatte, während mancher Magnat einige tausend Mann ins Feld stellen konnte. Dann aber wartete der vom Urtheil Bedrohte dasselbe auch selten ab, sondern entfloh rechtzeitig. Das Todesurtheil über einen Edelmann zumal durfte blos der Reichstag aussprechen, wo allen Intriguen der Einfluss offen stand. Es war daher stets das Gerathenste, dass der Verletzte oder seine Angehörigen sich mit dem Verbrecher friedlich verglichen, wozu stets die Gelegenheit vorlag, da der Kläger jederzeit das eingeleitete Criminalverfahren einstellen durfte. So stand es mit der Strafgerichtsbarkeit. Nicht viel besser war es, wenn man zu seinem Recht in Forderungssachen, in Streitigkeiten um das Vermögen kommen wollte. Wie das Processverfahren thatsächlich beschaffen war, wird man sich aus dem Uebrigen ungefähr vorstellen können. Merkwürdig ist indessen besonders der Schluss dieses Rechtsverfahrens. War einer Partei durch Urtheil der Besitz einer Sache endlich zugesprochen, so blieb es doch Aufgabe des glücklichen Siegers, nun auch wirklich zu dem Seinen zu gelangen, denn der Staat, das Gericht boten ihm keine Mittel dazu dar. Da die meisten Processe zwischen Grundbesitzern, Landleuten, stattfanden, so konnte in den meisten Fällen nur die althergebrachte Sitte Platz greifen, durch »Einreiten« sich sein Gut zu holen. Man überfiel einfach den Gegner mit bewaffneter Macht und setzte sich gewaltsam in den Besitz des zugesprochenen Gegenstandes. Diese Einritte (Zajazdy) waren sehr gebräuchlich, und wir werden weiter unten noch Gelegenheit haben, auf sie zurückzukommen. Erst die Grodnosche Constitution von 1784 versuchte diesem Faustkampf Schranken zu setzen, aber nur mit geringem Erfolge. Denn noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts war das Einreiten ein verbreitetes und gewöhnliches Mittel, um in den rechtmässigen oder unrechtmässigen Besitz eines Grundstückes zu gelangen und dann als felix possessor

die Anstrengung der Klage von Seiten des Gegners zu erwarten.

Wie es im Innern der Gerichte aussah, davon Folgendes: »Alle unsere Archive sind grosse, ohne Ordnung zusammengeworfene Papierhaufen. Zu ihnen haben Tugend, Armuth und Gerechtigkeit selten Zutritt; denn sie wurden von Bettelei, Zeit, Gier und Hoffart rund umringt, und diese, beständig in ihnen forschend, vernichten die einen Documente, erzeugen die andern«. Und weiter: »Woher soll denn der Patron (Anwalt) immer ein verständiger und tiefer Politiker sein, da in den Tribunalen, Landgerichten, Grodgerichten . . . . . allgemein Bacchus und Venus regieren? Dort sind Saufgelage, Raufereien, Würfelspiel, früher auch Händel und Schlägereien mit den dienstthuenden Soldaten, an Stelle der Bibliotheken die Flasche, der Becher, die Schüssel, von Ragout mit Sauerkraut noch ungewaschene Teller, dazwischen Bündel umhergeworfener Papiere, mit Tabak, Getränken und Tunken so beschmiert und begossen, dass man sie nachher schwer lesen kann; dort sträuben sich Einem an den Schranken die Haare bei geschorenem Kopfe, und hier viel reden, in die Seiten kneifen, die Schnurrbärte und Gürtel ordnen, mit dem Finger das Gesetz anstossen und Papierschnitzel durch einander werfen . . . . . dazu gehört viel Verstand«[1].

---

[1] Glocke einer altpolnischen Fabrik, Warschau 1791.

V.

Geistlichkeit, Mönchswesen, Schule.[1]

Seit der Gegenreformation herrschte die katholische Kirche ohne Widerspruch in Polen. Ihr Einfluss auf Staat und Gesellschaft war gewaltig, ihre Machtmittel sehr bedeutend. Zu Zeiten hat ein Dritttheil des gesammten Grundeigenthums sich in der todten Hand befunden. Neben diesem Grundeigen floss der Geistlichkeit der Zehnte zu von den eingepfarrten Bauern. Diese Einkünfte sammelten sich aber in wenigen Händen: die Masse der anderen Weltgeistlichkeit lebte dürftig wie ihre Gemeindeglieder, von denen sie schmarotzte, die Klostergeistlichkeit faulenzte in den Klöstern. Besonders reich waren der Primas, der Erzbischof von Lemberg, die Bischöfe von Krakau, Kujavien, Wilna. Etwa 30 Prälaten und Aebte schwelgten in Wohlleben. Die kirchlichen Würdenträger, die Bischöfe, Erzbischöfe und ihr territoriales Oberhaupt, der Primas, nahmen schon vermöge ihrer Sitze im Senat eine hohe Stellung ein, und ihre grossen Einkünfte trugen dazu bei, ihren Einfluss ausserordentlich zu steigern. Bezeichnend für ihren Reichthum ist es, dass der Reichstag von 1788 festsetzte, die Einkünfte der Bisthümer sollten 100,000 Gulden nicht übersteigen, und von dem Ueberschuss ein grosses Einkommen für den Staat erwartete. Diese Kirchenfürsten hatten in keiner Hinsicht mehr das Ansehen ihres Amtes an sich, sie traten in Allem wie rein weltliche Würdenträger auf. Die geistlichen Functionen des Amtes überliessen sie niederen Amtsbrüdern; ihr Dasein war ausgefüllt von dem Beruf des grossen Pan, von Gastmählern und Gelagen, weltlichen Lustbarkeiten aller Art, und von der Politik ihrer adligen Staatshoheit. An der

[1] Vgl. Kollontaj, Stand der Bildung in Polen.

Spitze stand der Erzbischof von Gnesen, Primas von Polen, während des Interregnums Oberhaupt des Staates bis zur vollzogenen Königswahl. Er und der römische Nuntius geboten unumschränkt in kirchlichen Dingen, denn es bedurfte nicht einmal des königlichen Placet für die Verkündung päpstlicher Bullen, welches andere Staaten gegen Missbräuche Roms schützte. So konnte denn während der Kämpfe von 1768 und 1769 Rom seine Hand gewaltig in der Conföderation von Bar fühlbar machen. Im Jahre 1788 tauchte während der nationalen Erregung der Plan auf, Polen von Roms Herrschaft durch Errichtung eines eigenen Patriarchats, einer katholischen Nationalkirche zu befreien. Der Gedanke hatte sich an die Bestrebungen angelehnt, welche schon mehrfach, zuletzt bei Gelegenheit der Berathungen über den Codex Zamoiski's zur Sprache gekommen waren: den Staat im Staat, den die Kirche bildete, zu brechen. Es gelang auch dieses Mal nicht, ebensowenig wie früher. Der Nuntius Roms leitete die polnische Geistlichkeit, wie so oft, mit entscheidender Wirkung in diesen wichtigen Dingen. Seinem Eifer war eben auch die Verwerfung jenes Codex zuzuschreiben gewesen, des letzten Versuches, Polen ein geschriebenes, umfassendes Gesetzbuch zu geben. Er war Vorsitzender des höchsten geistlichen Gerichtshofes, dem sich das Gericht des Primas und weiter die Unterinstanzen der bischöflichen Tribunale anreihten. Nach canonischem Recht hatte die Geistlichkeit hier ihre besondere Justiz.

Polen war von Mönchen und Geistlichen angefüllt fast wie Spanien unter den Philippen. Ueberall drängten sie sich hinein. Jeder Edelmann von mittlerer Wohlhabenheit hatte seinen Hauscaplan, jeder Landjunker seinen geistlichen Berather, der seinem Gönner den Weg zum Himmel ebnete, seine Familienverhältnisse in Ordnung hielt, als Secretär die nöthigen Schreiben officieller Natur wie die Gelegenheitsschriften bei Taufe, Namenstag u. dgl. abfasste, der als Richter die Streitigkeiten der Bauern in patrimonialer Weise schlichtete. Der geistliche Stand recrutirte sich aus der Schlachta und der nichtadlige Geistliche wurde mit Verachtung selbst von seinen Amtsgenossen angesehen.

Das klerikal-religiöse Leben concentrirte sich vorzüglich in den Klöstern; hier allein wurde noch gepredigt neben dem todten Formeldienst des Rituals, hier übte die nichtbäuerliche Bevölkerung ihren religiösen Cultus aus. Der einfache Landpfarrer, der Hirt seiner bäuerlichen Dorfgemeinde, stand auf der untersten Stufe des Klerus, lebte unter seinen Gemeindeangehörigen, unwissend und roh wie diese, unfähig zur Erfüllung seiner Pflicht, den Unterricht in seiner Gemeinde zu verwalten, abergläubisch, arm und verkommen wie seine Umgebung.

In den Klöstern und der höheren Geistlichkeit war Wohlhabenheit, ja Reichthum verbreitet. Die Städte, besonders die Hauptstädte, wie Krakau, Warschau, Wilna, waren überfüllt von Klöstern der Dominikaner, Jesuiten, Bernhardiner, Franziskaner und des den Unirten eigenen Ordens der Basilianer. Vor dem Sturz des Jesuitenordens bestanden im Lande 973 Klöster, welche alles geistige Leben, alle Erziehung, männliche wie weibliche, beherrschten. Abgaben und Latifundien lieferten ihnen die Mittel zum Wohlleben und zur Verstärkung ihrer Macht; reiche Spenden, Vermächtnisse, Schenkungen flossen ihnen zu.

Den weitaus tiefgehendsten und gesichertsten Einfluss auf das gesammte Volksleben übten die Jesuiten aus. Und wenn die Schilderung des polnischen Volkscharakters, welche wir weiter oben zu geben versuchten, einigen Anspruch auf Wahrheit machen darf, so wird man den Unterschied begreifen, der dieses Feld der jesuitischen Thätigkeit von den westlichen Pflanzstätten ihres Geistes scheidet.

Als sie in Polen auftraten, da staunte das Volk die Wunder an, die allenthalben geschahen. Göttliche Erscheinungen und allerlei Visionen zeigten sich, Heilige tauchten auf, Kranke genasen auf wunderbare Weise, und die Leichtgläubigkeit der Polen nahm Alles willig an. Der Orden begann seinen Pomp zu entwickeln, derselbe aber verfehlte noch nie seine Wirkung auf den Polen. Schmeichelei äusserte den gewohnten Zauber auf das Selbstgefühl des Magnaten wie des einfachen Schlachtiz; die Genusssucht wurde von den Mönchen eher gefördert als ge-

hemmt, die Privilegien des Adels wurden geachtet, der Bauer verachtet und im Stumpfsinn erhalten, denn die Jesuiten fanden es leicht genug, sich den Eigenheiten des Volkes anzupassen und die Leitung in ihre Hände zu bekommen. Sie leuchteten voran durch Wohlthätigkeit gegen die Armen; sie trugen stets das Aussehen der Ehrenhaftigkeit, der Frömmigkeit, der Unterwürfigkeit; sie zeichneten sich aus durch die Macht der Rede auf der Kanzel und im Hause, sie arbeiteten in Zeiten grosser Seuchen für das Gemeinwohl, sie wahrten stets den äusseren Anstand und erhöhten ihn durch kirchlichen Glanz; sie verliehen am besten den Zöglingen ihrer Anstalten den äussern Anstrich wissenschaftlicher Bildung, der sie befähigte mit Phrasen zu gleissen. Alle die Schwächen und viele guten Seiten, die den Polen auszeichnen: seine sinnlichen Anlagen, sein gutmüthiges, im Grunde offenes Wesen, seine Zutraulichkeit, seine Geselligkeit, sein Aberglaube, sein Leichtsinn, seine Genusssucht, seine Neigung das Aeussere zu überschätzen und das Innere zu verkennen, seine Leidenschaftlichkeit und sein Mangel an Ausdauer — es sind gerade die Eigenschaften, welche dem Jesuiten die besten Handhaben zur Erlangung der Herrschaft und zur Einimpfung seiner Grundsätze gewähren. Und bald hatte der Orden beides erreicht. Die Jesuiten beherrschten den gesammten Unterricht wie unter den sächsischen Fürsten, so auch während der ersten Hälfte der Regierung Poniatowski's. Es fiel ihnen nicht eben schwer, zu dieser Herrschaft zu gelangen in einem Staat, der selbst für die Volksbildung nichts that, noch sich um die Thätigkeit Anderer kümmerte. Die Jesuiten wurden die privilegirten Lehrer des Adels, des einzigen Standes, der überhaupt Schulen hatte. Und der Adel überliess sich gern ihrer Erziehung, weil der Orden ein ausschliesslich adliger war. Gerade die Jesuiten hielten am strengsten darauf, nur Edelleute in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, oder höchstens unadelige Ausländer: wussten sie doch sehr wohl, wie hoch ihnen diese Ausschliesslichkeit in dem Adelsstaate angerechnet wurde. Sie waren der vornehmste Orden in Polen, sahen auf die übrigen herab und drückten sie überall herab, wo sie es

für nützlich hielten. Ihre alten Mittel wurden im Uebrigen natürlich angewandt: es wurden nur Leute von hervorragenden Geistesgaben, von gutem Namen oder von Vermögen aufgenommen. Der adlige Stand und der Reichthum erhöhten das Ansehen des Ordens in ausserordentlicher Weise.

Um so eingreifender wirkte die Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV. im Jahre 1773. Der Orden suchte sich anfangs zu widersetzen, musste aber endlich dem Nuntius Garampi und dem Reichstage weichen und suchte ein Asyl unter den Sceptern Friedrich's d. Gr. und Katharina's. In seine Erbschaft theilten sich unzählige Köpfe. Sein geistiger Einfluss ging in die Hände der Piaristen und des griechisch-katholischen und unirten Ordens der Basilianer über. Seine weltlichen Schätze riefen eine Schaar beutelustiger Magnaten vorerst zur Plünderung auf. Als erste warfen sich zwei Grosswürdenträger der Krone, der Reichstagsmarschall Fürst Adam Poninski und der Grosscanzler Mlodziejowski, auf die Nachlassenschaft. Der Orden hinterliess in Polen 138 Häuser, reich ausgestattet mit Liegenschaften, Schätzen an Metall und Kirchengeräth. An Gliedern zählte man kurz vor der Aufhebung 2340, an Missionaren 203, an Lehrern in den Schulen 463.[1] »Nach Auflösung des Jesuitenordens und Uebernahme ihres gesammten Vermögens durch die hierfür verordneten Lustratore in den Besitz der Republik begann ein unerhörtes Rauben von Allem, was unterschlagen oder erhascht werden konnte. Man raubte sogar Grundbesitz, hölzte Wälder ab, stahl Werthsachen, die Plünderung war eine empörende, offene, schamlose. Man verkaufte die Silbergeräthe, zerbrach das Kirchengeräth, Jeder ergriff was er konnte.« Der Reichstag hatte unter Zustimmung des Papstes beschlossen, die Nachlassenschaft zu einem Unterrichtsschatze zu machen, von dessen Zinsen fortan der Volksunterricht staatlich geregelt und unterhalten werden sollte. Gewiss eine vortreffliche und glückliche Bestimmung. Aber ehe das Erbe an den Erben gelangte, sorgten die Testamentsvoll-

[1] Kraszewski a. a. O. I, S. 108.

strecker für sich selbst. Der Grundbesitz sollte verpachtet werden, für die Vertheilung, Anlage des Besitzes, und die Verpachtung wurden besondere Commissionen niedergesetzt. Hier in diesen Commissionen war das Raubsystem zu Hause. »Den Augenblick benutzend setzten sich die Leute, welche eben die Macht und die Herrschaft in der Hand hatten, in die Vertheilungscommissionen, um Güter und Capitalien an sich selbst und ihre Clienten auszutheilen und die Helfershelfer zu füttern.... Am meisten zeichnete sich bei dieser Plünderung der lasterhafte Bischof Massalski aus, welcher bei der Vertheilung sich und seine Familie bedachte. Erst die Einsetzung der Educationscommission that der Räuberei Einhalt und rettete was die Räuber nicht hatten erhaschen können«. Aus dem Erlös von den kirchlichen Gefässen erhielt Fürst Anton Sulkowski 1½ Mill. Gulden, Fürst Massalski nahm 600,000, eben so viel der Kroncanzler Mlodziejowski. Andere rissen geringere Summen an sich, lauter Anhänger des Königs und die etwa zehn Personen, welche die Dinge in den Händen hatten.

»Was aus dem Silber der Jesuiten geworden ist, schreibt ein Zeitgenosse, ist entsetzlich zu gedenken; zuerst schmückte es die Tafeln und Rosse gewisser Personen, nachher ging es für Zahlungen aus, für Luxus, Gepränge.... es wurden Schulden daraufhin gemacht. Wenn an einem Ort einer von Denen, welche von den Jesuiten das Kirchengeräth an sich gebracht hatten, vorüberfuhr, so verbeugte sich der in der Strasse vorübergehende Bettler mit besonderer Verehrung vor seiner Kutsche. Fragte man ihn um den Grund, so antwortete er, er thue es, um seine Ehrfurcht zu bezeugen dem Silbergeräth auf dem Geschirr der Rosse, welches ehedem auf den Altären der Jesuiten gewesen sei«.

Nach all den ungeheuren Unterschlagungen Poninski's und Mlodziejowski's, welche Monstranzen, Kleinodien, Metall sofort aus den Kirchen zu sich herbeischleppen liessen, welche ohne Scheu sich selbst aus dem Uebrigbleibenden grosse Pensionen decretirten; nach den Summen, welche diese und Andere sonst stahlen und raubten durch schwindelhafte Anleihen u. dergl.,

blieb doch noch ein Capital an Silber von einer halben Million übrig. Der Werth des Erbes ward auf 32 Mill. Gulden berechnet. Die Einkünfte von dem für den Volksunterricht bestimmten Capital beliefen sich in den Jahren 1778 bis 1780 auf etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. Gulden jährlich.[1] Hiervon wurden freilich auf das eigentliche Schulwesen, nämlich für die Akademie, für Schulen und Lehrer blos etwa eine halbe Million verwandt, der Rest floss in verschiedenen kleinen Bächen zu anderen Zwecken fort.

Es lag eine gewisse Sühne in diesem Schicksal der jesuitischen Reichthümer darin, dass sie der 1768 gegründeten Educationscommission übergeben wurden, eine Einrichtung, durch welche der Staat die Volkserziehung, wenn auch ohne sein Verdienst, in seine Hände zurück bekam, die Volkserziehung, welche er mit so sträflichem Leichtsinn und zu so unberechenbarem Verderben eben jenen Jesuiten überlassen hatte. Es war ein lobenswerthes Unternehmen, diese Educationscommission, welche in der Folge auch mancherlei Anstrengungen machte, den Unterricht im Lande zu heben. Freilich beschränkten sich diese Anstrengungen auch jetzt noch immer auf die Ausbildung des Adels allein. Aber der Staat suchte doch wenigstens für diesen Stand in geistiger Beziehung etwas zu thun. Nur war es zu spät.

Die geistige und moralische Bildung Polens hatte zwei Jahrhunderte lang meist in der Hand der Jesuiten gelegen, so dass man sagen darf, die Polen seien geistig und sittlich als Volk das Werk des Ordens Jesu gewesen, als der Untergang hereinbrach. Wie die Erziehung gehandhabt ward, davon erzählen uns verschiedene Schriftsteller aus eigener Erfahrung.

Der Bauer ward natürlich mit keinerlei Schulbildung belastet. Wenn Jemand sich einfallen liess, derlei für wünschenswerth zu halten, auch blos für seine eigenen Hörigen, so murrten die Standesbrüder. Nur die Dissidenten, Calvinisten und Lutherische, liessen sich nicht abhalten, hier und da auch für ihre Bauern ein weniges zu thun, wie ihre adligen Schulen denn ebenfalls

[1] Büsching, Magazin, Bd. XVI.

eine gute Ausnahme von der Regel bildeten. Ihrer waren aber um die Zeit, von der wir reden, wenige, so dass ihre Schulen kaum in Betracht kamen. Die Gesammterziehung war katholisch-jesuitisch. Es ist demnach einleuchtend, dass die Gesammtbildung eine sehr niedere sein musste. Der Geist der Unduldsamkeit, welcher die Jesuiten auszeichnet, machte sich überall auch in dem Unterricht geltend, indem Anstalten, die vom Orden unabhängig waren, bekämpft wurden. Und wie im Gefolge der Jesuiten überall im Lande ihre Schulen entstanden, so setzte sich in ihnen auch dieser Geist der Unduldsamkeit fest und wurde ein Merkzeichen des jesuitischen Schulwesens. Die Akademie zu Krakau, von Kasimir d. Gr. gestiftet, wurde freilich schon von Jagello an die Kirche geschmiedet, indem er ihr Rectorat an das krakauer Bisthum knüpfte. Aber die Jesuiten waren noch nicht zufrieden mit dieser Abhängigkeit, Krakau war ihnen ein Dorn im Auge, gegen den sie dauernd anstrebten. Sie setzten es durch, dass ihnen für Litthauen schon im 16. Jahrhundert die Errichtung einer besondern Hochschule in Wilna gestattet ward, eben damals, als Krakau in seiner Blüthe stand und von einem Geiste mit Leipzig, Prag, Freiburg, Heidelberg, Wittenberg und den Hochschulen des Westens für kurze Zeit belebt war. Unter August III. rückten sie noch stärker gegen Krakau vor durch Eröffnung einer eigenen Akademie in Lemberg um 1760, trotz aller von Krakau dagegen unternommenen Kämpfe. Mehr auf der Seite Krakau's und abhängig von dieser Hochschule war die von Jan Zamojski 1594 gegründete Akademie von Zamość, die indessen schon im 17. Jahrhundert in Verfall gerieth.

Der Lehrgegenstände auf diesen Universitäten gab es eben so wenige als dürftige. Die Jesuitenakademien lehrten hauptsächlich theologische Disciplinen, dann Philosophie, Philologie, Mathematik, in Wilna seit Wladyslaw IV. auch Jurisprudenz, aber blos canonisches Recht. Medicin wurde blos in Krakau gelehrt, und hier in bedenklich schlechter Weise, denn die Facultät besass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts blos zwei Docenten, welche aber nicht lasen, sondern blos gelegent-

lich medicinische Handgriffe lehrten. Durch die Feindschaft der Jesuiten und die Achtlosigkeit der Regierung gerieth die krakauer Akademie immer mehr in Verfall. Die Lehrstühle wurden bald entweder gar nicht oder nur von unwissenden Elementarlehrern besetzt. In der juristischen Facultät war polnisches Recht unbekannt und ihre Schüler erlangten nicht einmal die Gewandtheit sophistischen Denkens, welche in den höheren Jesuitenschulen beigebracht wurde, so dass jene in der Praxis den Zöglingen der Jesuiten unterlagen. Die philosophische Facultät beschäftigte sich mit oratorischen und poetischen Verherrlichungen der reichen Magnaten, während diese selben Magnaten die Akademie plünderten, sie ihrer Pfründen und Einkünfte beraubten. Da in der so wichtigen medicinischen Facultät nicht docirt wurde, so lag die ärztliche Praxis im Lande ganz in den Händen von Juden, Deutschen, Ungarn, welche ihr Wissen im Auslande sich erworben hatten oder aber ohne Wissen als Charlatane und Adepten jener beiden an der Akademie angestellten Doctoren ihr Handwerk trieben. Am besten war es noch mit der theologischen Facultät bestellt.

Wie hier die oberflächlichste Dressur herrschte, so entbehrten alle diese Hochschulen jedes wissenschaftlichen Lebens. Und nicht besser war es in den Mittelschulen bestellt. Jesuiten, Piaristen und Zöglinge der unter Verwaltung der Akademie stehenden geistlichen Seminare stritten um die Herrschaft in den einzelnen Ortschaften, wo mittlere Anstalten bestanden. Der Geist dieser Anstalten war überall derselbe enge, formalistische, jesuitisch-mönchische. Wirkliche Wissenschaft wurde eifrig gemieden, tödtende Formeln dagegen wurden gewaltsam in die Köpfe der Jugend gepresst. Ein wichtiger Gegenstand der Erziehungsmethode und des Unterrichts waren die Lehren der katholischen Kirche und die Befestigung in dem römischen Glauben. Aber auch dieses Lehrfach, die Religion, der überall äusserlich die grösste Ehrfurcht und Sorgfalt gewidmet wurde, erhielt vorwiegend eine Richtung, die nur zum Cultus der Kirche, zum Gehorsam gegen ihre Satzungen und ihre Diener, die Geistlichen, hinleitete. Gerade hier war selbständiges

Denken noch mehr als anderswo verpönt. Das Lesen der Bibel war dem Schüler und Laien eben so streng verboten, als die neuen Lehren des Kopernikus, des einzigen grossen Gelehrten, dessen sich die Polen rühmen und mit dem sie den Himmel ihres sogenannten goldenen Zeitalters im 16. Jahrhundert zu schmücken lieben.[1] Nicht Ausbreitung des Wissens, sondern Abrichtung des Denkens, nicht Aufklärung, sondern Erziehung, nicht Entwickelung aller Fähigkeiten zu freiem Gebrauch, sondern Zubereitung, Gewöhnung derselben an die unbedingte Unterwerfung unter die Gebote des jesuitisch katholischen Klerus und seiner Spitze in Rom — das waren hier wie überall die Zwecke der Anstalten, welche im Lande sich ausbreiteten.

Im J. 1742 trat der Piaristenprovinzial Konarski als Reformator des Schulwesens auf. In Briefen, Abhandlungen und Reden legte er die Schäden des Unterrichtswesens dar, forderte zu ernster Inangriffnahme einer guten Volksbildung auf, eröffnete Convicte mit denselben Zwecken. Sein Einfluss besonders in der Warschauer adligen Schule und in anderen Anstalten der Piaristen war bedeutend. Er war der Vorgänger Stanislaw August's in dieser Richtung, unter seiner Leitung wurde der Same gestreut, welcher in den Händen des Königs dann weiter die Reihe tüchtiger Männer der letzten Zeit erwachsen liess, denen wir späterhin begegnen werden.

Eine Ausnahme von der allgemeinen Unwissenheit bildeten noch die Juden. Ihre Schule ist mit ihrer Religion in anderer engerer Weise verbunden als es bei der katholischen und anderen Confessionen der Fall ist. Das Lesen des Talmud und der heiligen Schrift ward und wird seitens der jüdischen Obern von den niedersten Juden verlangt, so dass schon damals wie noch heute die jüdische Bevölkerung sich auszeichnet durch die

[1] Die neuesten durch das hundertjährige Jubelfest des Kopernikus veranlassten Forschungen drohen auch diese einzige polnisch wissenschaftliche Koryphäe den Polen zu entreissen. Indessen ist bisher kein genügender voller Beweis gegen die polnische Herkunft des Kopernikus erbracht worden.

weit verbreitete Kenntniss des Lesens und Schreibens. Sie unterhielten ihre Gemeindeschulen, in grösseren Städten ihre Mittelschulen, und war die Bildung, welche von hier ausging, auch nur eine sehr elementare, so war sie doch in einer Volksschicht vorhanden, in deren Höhe das Polenthum auch des elementaren Wissens entbehrte.

Thun wir nun einen Blick in die hier doch vorzugsweise in Betracht kommenden Schulen der Polen, des Adels, wie sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts geleitet worden.

Die unterste Stufe war die Parochialschule. Hier begann man den Unterricht mit der lateinischen Grammatik des Alvarius oder des Donat. Hauptsache aber war der Catechismus, der Religionsunterricht. Dann ging es in die mönchischen Schulen der Jesuiten und Piaristen. Diese mönchischen Schulen hatten einen zweifachen Cursus: der eine, der sogenannte grammatische, umfasste drei Classen. In der untersten Classe, der Parva oder Infima, stellten die Schüler »adjectivum cum substantivo« und »casus nominum cum temporibus et modis verborum« zusammen. Dann kam die zweite Classe, Grammatik genannt. Es wurde gelehrt Grammatik und kleine Satzbildung. Dann kam die Syntaxis. Es folgte nun der zweite Cursus, man nannte ihn sehr euphemistisch den Cursus Humaniorum, bestehend in Poetik, dann Rhetorik. Lateinische Grammatik und einige lateinische Schriftsteller, geistlose Aneignung dieser Sprache für den Beruf des Lebens, das war so ziemlich die ganze Lehrmasse in diesen mittleren Anstalten, deren Zahl im 18. Jahrhundert bedeutend gestiegen war.

Weiter aufwärts, in den sogenannten Universitäten oder Akademien, kam man in die Philosophie, bestehend aus Dialektik, Physik, Logik, Metaphysik; nebenbei wurden auch Stunden in der Mathematik an Liebhaber ertheilt. Nach der Philosophie kam Theologie. — In den Akademieen wurde ausserdem gelegentlich gelehrt: Astronomie, Geographie, Geometrie, Kosmographie, Jurisprudenz und Medicin in der oben erwähnten Beschränkung.

Was das Studium der Philosophie betrifft[1], welches den Anspruch auf bedeutendes Wissen dem fertigen Schüler gewährte, so stützte sich dasselbe auf nicht mehr als zwei Patriarchen: Aristoteles und St. Thomas, denn auf allen Disputationen erläuterten die Streitenden nicht anders als »juxta mentem Aristotelis« oder »juxta mentem divi Thomae«. In den Akademieen musste jeder, der zum Doctor der Philosophie sich promoviren lassen wollte, einen Eid darauf ablegen, dass er nicht anders es halten und lehren werde, als nur juxta mentem divi Thomae. Diejenigen nun, welche der Meinung des Aristoteles anhingen, nannten sich Peripatetiker, und welche der des St. Thomas, nannten sich Thomisten.

Man sieht, es war das Lehrsystem, wie es die Scholastiker des 13. Jahrhunderts in den Grundzügen schon festgestellt hatten: der äusserste Formalismus von den jahrhundertalten Regeln der lateinischen Grammatik bis zum scholastischen Aristoteles. Das System war eingeführt worden von dem jesuitischen Pädagogen Aquaviva als eine Verbesserung des früheren Unterrichts. Allein der gesammte Charakter wie der Inhalt dieser Lehrmethode und dieses Lehrstoffes gehören völlig dem Mittelalter an, den Dressiranstalten der Obscuranten, wie sie sich in Spanien und Italien geformt hatten.

Auch der Westen Europas hat eine Periode gehabt, in der der gesammte Schatz des Wissens in den Händen des Priesterthums lag. In der höchsten Blüthezeit Roms herrschte der priesterliche Geist nicht blos über die Sitte der Völker, sondern auch über ihre Intelligenz, und man hat sich oft der Kirche zu Dank verpflichtet gehalten dafür, dass sie damals in dem allgemeinen Kampf kleiner, ideenloser Interessen neben dem grossen Einheitsprincip des Papstthums auch das weltlich-geistige Erbe der Völker in ihren festen Mauern herüberrettete. Vielleicht liesse sich ebenso gut der Dank in den Vorwurf umkehren, dass Rom mit seiner Eroberung der sittlichen Welt zugleich die geistige an sich riss, unterjochte, und dass der

[1] Kitowicz, Beschreibung der Sitten und Gebräuche, I, S. 18 ff.

Schatz, dessen Bewahrung es in Anspruch nahm, in seinen Händen arg verstümmelt und verkürzt auf die Nachwelt kam. Denn erst als im 14. Jahrhundert von Italien her die Wiedergeburt des Geistes hereinbrach, als der Kampf dann gegen die Scholastik auch ein Kampf gegen die Kirche ward, zeigte sich, in welchen Zustand der geistige Schatz des Alterthums in den Priesterhänden gerathen war. Polen nur hat als einziges Land abendländisch-römischer Cultur jene Wiedergeburt, jene Renaissance, wie man es technisch nennt, nie erlebt. Wenn sonst nichts in der Geschichte Polens Denkwürdiges für uns weiter verzeichnet stände, dieses Eine allein wäre eines eifrigen und eindringenden Studiums werth.

Polen blieb in der Scholastik stecken, es hat nie eine Renaissance gehabt. Man erwäge wohl was das bedeutet. Das Erwachen des Menschengeistes seit dem 14. Jahrhundert geschah mit dem Bewusstsein, in der Scholastik einem Lehrsystem unterworfen gewesen zu sein, welches von der Kirche allmählich nicht zur Entwickelung des Geistes, sondern zur Abtödtung desselben, zur Knebelung jeden Zweifels, jeder Forschung ausgebildet worden war. Man sah die ungeheure Fälschung der Errungenschaften des Heidenthums und begann sie immer genauer zu besehen. Man begann sie als Fälschung und als Fessel zu bekämpfen mit jenen selben Geisteswaffen des Heidenthums, welche die Kirche zu priesterlichen Weihgefässen umgearbeitet hatte. Die Reformation vollendete den Kampf des wiedererweckten Heidenthums mit ihren kirchlichen Waffen. Diese Bundesgenossenschaft des Kampfes setzte sich fort in den Frieden hinüber, soweit er eintrat. Die gesammte Bildung der neuen Zeit erhob sich auf dem Schlachtfelde, wo die Renaissance die römisch-scholastische Weisheit besiegt hatte. Eben da, von wo die Erniedrigung des Menschengeistes ausgegangen war, in Italien und unter den Augen des Feindes zu Rom, begann mit dem Cinquecento auch die Erneuerung. Sie ging ihren Weg durch Frankreich und Spanien nach England, sie drang östlich dann nach Holland und Deutschland vor in

immer steigender Fluth, sie warf vorläufig blos negirend, zerstörend die scholastischen Puppenschränke nieder, um dann wieder bauend in dem Humanismus und der Reformation eine breite Grundlage für Jahrhunderte zu legen. Als sie hier angelangt war, hatte die Wiedergeburt das Angesicht Europas verändert, man erkannte es kaum wieder, wie wann ein Pestkranker vom Lager erstanden ist und unter die Menschen zurückkehrt. Aber hier blieb die Wiedergeburt stehen ohne auch die östlichste Mark europäischer Cultur in Polen zu ergreifen. Zwar die Reformation der Kirche drang auch über die Oder und Weichsel vor. Allein es beschränkte sich die Bewegung fast ganz auf das kirchliche Gebiet, ohne dass die eigentliche Wurzel des neuen Lebensbaumes, das Studium des classischen Heidenthums und die Freiheit der geistigen Bewegung, welche damit verbunden war, hinüber gereicht hätte. Freilich, ganz äusserlich warf das Cinquecento Italiens so gut als die Renaissance Frankreichs ihren Schimmer auch dort hinüber: in den Modesprachen Polens, dem Italienischen im 17., dem Französischen im 18. Jahrhundert, zeigt sich die weitwirkende Autorität jener Geistesbewegung. Doch blieb die Wirkung in dem Aeusseren, der Sprache, stecken, und die Erziehung, die Bildung der Jugend und des Volkes blieben ausserhalb der Tragweite der Renaissance. Die Geisteswogen rollten nach Osten in trägerer Brandung aus und spritzten nur den Schaum der kirchlichen Reform hinüber in die slawischen Ebenen.

Die Renaissance der Kirche, die Reformation, wurde dann durch die Gegenreformation in Polen zu Grunde gerichtet. Und wie merkwürdig, dass hier die blosse kirchliche Rückeroberung genügte, um alle Spuren des geistigen Erwachens mit Eins fortzuwischen. Merkwürdig eben dadurch, dass in Polen allein eine Reformation der Kirche ohne eine Reformation des gesammten Geisteslebens ihren Einzug gehalten hatte. Es mangelte mit dem Bürgerthum das empfänglichste Element für solche geistige Reform, so dass die wenigen Anzeichen einer Theilnahme an der Bewegung der Zeit, wie namentlich das kurze geistige Aufflammen Krakaus, blos als Aus-

nahmen gelten können von der Regel, dass das Polenthum damals zuerst eine tiefgreifende Abwendung von dem europäischen Geistesleben begründete. Und da es einmal so war, da einmal nur das Glaubensleben sich geändert hatte, das übrige Denken und Wissen aber im Ganzen unverändert in den alten Formeln geblieben war, so konnte natürlich mit den gleichen Waffen des Glaubens allein ein vollständiger Sieg errungen werden. Die modernen Lehren Calvin's und Luther's entzündeten leicht die Gemüther der Polen. Aber während der Humanismus seine Siege feierte, während Reuchlin's und Melanchthon's philologische Werke das verstümmelte classische Alterthum wieder dem Verständniss erschlossen, Erasmus gegen die Scholastik zu Felde zog, Morus, Hutten, Bacon, Newton, Shakespeare und die ganze grosse Reihe der Heroen der neuen Zeit das Denken des Westens von Grund aus in neue Bahnen leiteten, schüttelte man in Polen immer weiter die knöchernen Thesen des scholastisch zerhackten Aristoteles durcheinander. Und als dann die Possevin mit dem streitbaren Heere der Jesuiten herbeikamen, da stob die leichte Blüthe des neuen Glaubens vor ihren schulgerechten Streichen wie Spreu auseinander und zeigte deutlich, wie wenig die Reformation des Glaubens und der Kirche wiegt, wo ihr die Wurzel ihrer Kraft, die Reform des Denkens, fehlt.

So finden wir Polen an Denken und Wissen im 18. Jahrhundert auf der Stufe stehen geblieben, welche das übrige Abendland im 15. einnahm. Die Bedeutung dieser Thatsache kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Was wir die europäische Cultur, die Civilisation der Welt nennen, angelt im classischen Alterthum und in dem Weltgeiste Roms. Was nicht aus dem Geiste dieser Beiden gezeugt ist, zählen wir nicht zu dem Unsern, ist nicht von unserm Fleisch und Geist. Darum hörte für uns Europa in diesem Sinne von jeher auf da, wo die eigenartig morgenländische slawische Welt anfing. Polen war stets der äusserste Vorposten europäischer Cultur, weil in ihm, wenn auch noch so getrübt, doch der mächtige einheitliche Gedanke Roms herrschte, unter dem auch wir, ob

heute Katholiken oder Protestanten, unsere Jugenderziehung als Volk genossen haben. Darüber hinaus hat diese abendländische Cultur nicht geherrscht, weder in Wissen und Kunst, noch in Staatswesen, Recht und Politik, noch in Religion und Ethik. Was wir auch gegen den Polen sagen mochten, der sich als Philosoph geberdete, weil er Thomas von Aquino kannte, mochten wir auch lachen über ihn wie über einen verkommenen, schlecht erzogenen Verwandten: er blieb uns immer verwandt, wenigstens durch das eine Band: Rom, er gehörte zum Abendlande. Seit jenes andere und wichtigere Band der gemeinsamen geistigen Arbeit zerschnitten wurde, wird die trennende Kluft mit jedem Jahrzehnt grösser, um so grösser, da wo auch die Kirche nicht mehr einend, sondern trennend wirkt. Jene verbindenden Momente indessen, die bis ins 18. Jahrhundert hinein bestanden, dürfen nicht unterschätzt werden. Wie wir uns auch entsetzen mochten über die Handhabung des Rechts in Polen: dieses römische Recht blieb uns immer verständlicher als irgend eine russisch-autochtone Rechtsinstitution. Und eben weil Polen durch seine gesammte Vergangenheit zu der europäischen Völkerfamilie gehört, ist es von hohem Interesse zu sehen, was aus diesem Bruder wurde, der aus der Quarta der gemeinsamen Unterrichtsanstalt ausgetreten ist, während die Anderen den Cursus absolvirten. Wir werden daher nunmehr uns den Polen in Fleisch und Blut anschauen müssen, wie er auf dem historischen und politisch-socialen Boden, den wir bisher durchwandert sind, lebt, schafft, sich bewegt.

VI.
Die Schlachta.

Das Eigenthum der Nation gehörte dem polnischen Adel, der Schlachta. Denn der Städter war nicht Pole, sondern zum geringeren Theil Deutscher, zum weitaus grössten Theil Jude, und nur wenige freigelassene polnische oder litthauische Bauern hatte das Gewerbe hie und da aufgenommen. Die Uebermacht der Schlachta hatte alle ständischen Kräfte aufgesogen und sich dem Bürgerthum so schroff entgegengestellt, dass das Betreiben eines bürgerlichen Gewerbes für den Edelmann den Verlust des Adels gesetzlich nach sich zog. So lag die polnische Nationalität vollständig beschlossen in der Schlachta, und wenn man von polnischem Wesen sprach, so konnte man darunter nur das Wesen des polnischen Adels meinen. Um so mehr concentrirte sich in diesem Stande Alles, was das Volk von andern Völkern in Charakter und Sitte unterschied, um so ausgeprägter war in dem Hause des Schlachtiz und des Magnaten alles Dasjenige, was diesem slawischen Stamm durch Natur und Geschichte Eigenartiges eingebildet worden war.

Der Adel war eine abgeschlossene Kaste, die eifersüchtig über der Erhaltung ihrer Stellung wachte und nur sehr schwer sich einem fremden Edelmann oder auch einem Polen öffnete, der aus anderem Stande geboren sich in diese höchste Gesellschaftsclasse aufschwingen wollte.

Die Erwerbung des Adels gründete sich eigentlich auf den Kriegsdienst. Nach vollbrachtem Kampf — so erklärt und erzählt man uns den Hergang von polnischer Seite her —, ward in alten Zeiten die »carta belli«, das Verzeichniss der Kämpfer,

verlesen, und der König oder in seiner Abwesenheit der Heerführer, der Hetman, wählten daraus diejenigen, welche sich hervorgethan hatten, zur Verleihung des Adels aus. Diese wurden so Edelleute »ex carta belli«, woraus der Sprachgebrauch allmählich durch Corruption die Bezeichnung »scartabellati« entstehen liess. Ein solcher Edelmann »cum scartabellatu«, wie es später genannt ward, hatte dann die Verpflichtung einen Grundbesitz zu erwerben, war aber dennoch in den adligen Rechten beschränkt, welche erst seinen Enkeln zum Vollen zukamen. Besonders hervorragende Verdienste wurden indessen durch die Verleihung des Adels ohne die Verzeichnung in der »carta belli«, oder mit andern Worten »praeciso scartabellatu« geehrt, und ein so Nobilitirter erwarb sofort für sich und seine Nachkommen alle adligen Vorzüge, die Rechte auf Aemter und Würden und dergleichen. Als in späterer Zeit das Kriegshandwerk darniederlag, ward die Nobilitirung auch ohne Krieg und Heldenthaten doch in analoger Weise praeciso und cum scartabellatu gebräuchlich.[1] Das Recht der Nobilitirung ging dann auch vom Könige auf den Reichstag über. Aber nur selten ward diese Auszeichnung Jemandem zu Theil, bis unter Stanislaw August der Zudrang fremder Edelleute die Schleussen weiter öffnete und eine solche Reihe von Nobilitirungen brachte, dass die Anhänger des Alten zu murren begannen. Die Adelung Bürgerlicher blieb indessen äusserst selten und erst die Umwälzung von 1791 führte ein Gesetz herbei, welches dem Städter durch Dienste, die dem Staat geleistet

[1] Ob vorstehende Darlegung eine ganz richtige ist, vermögen wir nicht genau festzustellen, namentlich soweit sie die Herleitung des Ausdrucks »scartabella« betrifft. Wir finden nämlich im Italienischen das Wort »scartabella« mit der Bedeutung »altes Buch, Scharteke, Schmöcker«, und das Zeitwort »scartabellare« gleich »durchblättern«. Mag nun die Etymologie dieses italienischen Wortes einige Uebereinstimmung haben mit jener polnischen Erklärung oder nicht, jedenfalls ist es im Hinblick auf die nahe Verbindung, in welcher die Polen im 17. Jahrhundert mit der italienischen Sprache standen, wahrscheinlich, dass sie diesen fertigen Ausdruck von Italien her eingeführt haben und derselbe also nicht erst in Polen, wie unser polnischer Gewährsmann (Ochocki) meint, durch polnischen Volksmund geschaffen worden ist.

worden, ein Recht auf den Eintritt in die allein berechtigte Bevölkerungsclasse zusprach. Schon vorher hatte indessen der Zudrang fremder Edelleute und die lange Friedenszeit ein Gesetz herbeigeführt, welches darauf Bedacht nahm, den neuen Adel wenigstens an den Grundbesitz zu fesseln. Der fremde Edelmann, der das polnische Indigenat erhielt, musste für mindestens 200,000 Gulden Grundbesitz erwerben, der einheimische neu Nobilitirte für mindestens 50,000 Gulden. Diese Bestimmung, wenn wir nicht irren, im Jahre 1775 eingeführt, wurde eine Erleichterung für die Erwerbung des Adels, aber deshalb auch von der reactionären Partei lebhaft bekämpft.

Wie schwer es vordem Fremden wurde, diese Ehre zu erlangen, dafür liefert einen Beweis die Mühe, welche es nach einer Erzählung Michailowski's [1] den allmächtigen Minister, dessen wir schon oben erwähnten, den Grafen Brühl kostete, in den polnischen Adel aufgenommen zu werden. Trotz seiner staatlichen Stellung und seiner gesellschaftlich ausgebreiteten Verbindungen fühlte er keinen sicheren Boden für seine Macht in Polen, ohne als vollberechtigter Magnat neben dem Schlachtiz zu stehen. Er griff, um dieses Ziel zu erreichen, zur Verleugnung seiner Abstammung, kaufte ein einem armen Edelmann Namens Brüchl gehöriges Gut unter dem Vorgeben, dasselbe von dem ihm angeblich nahe verwandten Besitzer durch Erbvertrag erworben zu haben und nannte sich fortan in Polen Brüchl. [2]

Trotz dieser Ausschliesslichkeit war der Adel äusserst zahlreich, so dass es wohl kein Land in Europa gegeben hat, welches eine verhältnissmässig so grosse Menge von Edelleuten aufzuweisen hätte. Man kann annehmen, dass der 12. bis 13. Einwohner zum Adel gehörte. Aller Grundbesitz war in seinen Händen, alle Aemter wurden von ihm verwaltet. Innerhalb dieser Classe kannte das Gesetz keine Verschiedenheit des Rechts, nur die Unterschiede des Vermögens, des Namens, der

[1] Michailowski, Denkwürdigkeiten, in den »Vaterländischen Annalen«, 1860, Decemberheft.

[2] Eine etwas abweichende Darstellung dieses Vorganges findet sich in Flassan, V, 516.

Begabung kamen hier zur Geltung. Aus der Aristokratie der Schlachta hatte sich, seit früher Zeit beginnend, im 15. Jahrhundert erstarrend und besonders unter der sächsischen Dynastie sich abschliessend, eine Oligarchie der reichsten Familien hervorgehoben, wovon die naturgemässe Folge war, dass die mittlere und niedere Schlachta herabgedrückt und der Zwischenraum zwischen diesen und den herrschenden Magnaten immer erweitert ward. So konnte man innerhalb des Adels die Magnaten mit ihrem ungeheuren Landbesitz von dem mittleren, durchschnittlich wohlhabenden Edelmanne, der auf seinem Erbgut sass und ohne vorragende Bedeutung als Einzelner doch eine selbständige Stellung inne hatte, und diesen wiederum von dem armen Edelmann unterscheiden, der von einem unbedeutenden Grundeigen, das ihm den Namen »Schollenadel« gab, sich kümmerlich nährte und es daher meist vorzog, neben seinen gänzlich besitzlosen Standesgenossen im Dienste der Vornehmen zu besserer Lebensstellung aufzustreben.

Innerhalb der in einander greifenden Kreise dieser Abstufungen des Adels liegt Alles, was in dem damaligen Polen das staatliche und das gesellschaftliche Leben ausmacht.

»Die Magnaten«, so lesen wir in einer Flugschrift aus der Zeit von 1775[1], »kann man in drei Classen theilen. Die erste davon umfasst die Führer oder die herrschenden Familien, deren es vier oder fünf giebt. Die zweite Classe bilden die kleinen Despoten oder Diejenigen, welche durch ihre hohen Würden und bedeutenden Besitzungen gesichert werden gegen die Strenge des Gesetzes und die Mittel erhalten zur straflosen Bedrückung ihrer Nachbarn; deren können etwa zwölf sein. In der dritten Classe stehen die Herren, denen ihre Besitzungen, Aemter oder Geburt eine gewisse, jedoch untergeordnete Stelle zu spielen gestatten, unter der Obermacht der Führer oder geringeren Despoten; ihrer giebt es etwa hundert. . . . .«

»Die mittlere Schlachta kann man in zwei Classen scheiden. Die erste wird gebildet aus den Personen, welche nicht ge-

[1] Les paradoxes.

nügend Vermögen haben, um Grundeigenthum zu erwerben, aber ansehnliche Stellungen einnehmen und ihre Advocaten haben. Solcher giebt es 200 bis 300. Die zweite Classe, die eigentliche mittlere Schlachta, besteht aus 20 bis 30,000 Leuten; sie sind alle ziemlich wohlhabend, leben in den Dörfern, sind nur bedacht auf das Sammeln der Groschen, vermehren die Anzahl der Clienten bei den Panen, unterschreiben sich auf den Landtagen und bedrücken die Bauern. Die kleine Schlachta, deren es gewiss 1,300,000 giebt, eine Masse ohne Vermögen, ungebildet, beschränkt, geschaffen zum Dienst bei den Panen, glaubt an das liberum veto, die goldene Freiheit und die adligen Rechte«.

Und ein Anderer meint: »Die einzige Kraft Polens also liegt in der Schlachta, aber ob sie so ist, wie sie war unter Sobieski, als er mit ihr zur Entsetzung von Wien zog? Ich sagte es schon — die zwei sächsischen Könige haben Alles zu Grunde gerichtet. Die Gewohnheiten, mit welchen sie den Hof vergifteten, griffen der Reihe nach weiter um sich, von den Einen zu den Andern und bis zu der ärmsten Schlachta. Was könntet ihr erwarten von dieser elenden Schlachta, welche blos euren Häusern eine schlechte Dienerschaft darbietet? Sie dient euch schlecht, ist nur darauf bedacht sich etwas zu erwerben, plündert euch und bereichert sich auf eure Kosten. Diese Edelleute haben kein Vaterland, rächen sich aber an den Bauern für die Unwürde, mit der sie euch zu Füssen fallen. Ihr Muth dient ihnen nur zum Raube.... Zwischen dieser elenden Schlachta und den Panen .... steht eine Schlachta, weder verderbt durch Elend, noch durch übermässigen Reichthum, welche im Stande ist Freiheit und Vaterland zu lieben — aber eine schlechte Erziehung verdammt sie zur Fäulniss in Unwissenheit und Unkenntniss. Sie kann einen Staat nicht lieben, in welchem sie Despoten, Anarchie und ihr Unglück sieht«.

Wirklich ist diese mittlere Szlachta, je mehr man sich in dieser Adelsrepublik umsieht, am ehesten angethan in uns ein gewisses Vertrauen, eine vergleichsweise Anerkennung zu erwecken. Hier scheint sich das Polenthum noch in seinem besten

Licht zu zeigen, hierhin hatte sich noch geflüchtet, was an schaffenden, dauernden, stetigen Kräften des Volks aus der langen Periode des Verfalles übrig geblieben war. Wir wollen daher unsere Wanderung durch die adelige Nation mit diesen zwanzigtausend kleinen Grundbesitzern beginnen, die durch das ganze Land hin zerstreut lagen.

Hier auf den Höfen der mittleren Schlachta wehte noch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der altpolnische Geist, nur wenig berührt von dem neuen Hauch, der aus der Residenz strömte. Haus und Hof, Kleidung und Geschmack waren noch im alten Stil, wie er sich im 16. Jahrhundert festgesetzt und dann unter den Wettinern äusserlich nur wenig geändert hatte. Da lag auf geringer Bodenerhebung das niedere Wohnhaus, mit Stroh gedeckt, weiter ab ein Wirthschaftsgebäude; die Küche steht bei den Reicheren meist abgesondert unter besonderm Dache neben dem Wohnhause, manchmal mit diesem durch einen überdeckten Gang verbunden. Kein Dach ist heil, ein oder mehrere durchlöcherte Stellen finden sich fast stets; von dem Wohnhause ist hie und da ein Stein von der auf die Balken geschlagenen Bretterverkleidung losgelöst, oder wenn es mit Lehm beworfen ist, so ist derselbe an den Ecken und anderswo herabgefallen. Selten ist ein Gebäude in sorgfältigem Zustande. Auf dem kahlen Hofraum zwischen den Gebäuden liegt eine grössere oder kleinere Wasserlache, ein Teich, voll grünen Wassers, darin Gänse umhergründeln. Jenseits des Wohnhauses liegt der Garten, im Geviert von einer Reihe Linden eingeschlossen, mit einigen Obstbäumen, Beeten und Koppeln für Füllen und anderes Jungvieh ausgestattet. Mitten im Hofraum ist der Brunnen mit grossem Hebebaum. Weiterhin erstrecken sich die Felder, von Wiesen und Sumpf durchschnitten, bis zum nahen Walde, Alles dem Besitzer des Hofes gehörig, dem auch das Dorf mit seinen Einwohnern unterthan ist, welches auf der andern Seite an den Garten stösst. Der ganze Besitz umfasst etwa 40 Hörige beiderlei Geschlechts und einen Flächenraum von 2500 Morgen.

Das Wohnhaus ist einstöckig, hölzern, eine niedere Thür

führt ins Innere, an den Fenstern sind mehrere Rauten durch geöltes Papier ersetzt. Die Zimmer sind niedrig, das Geräth einfach und nicht dauerhaft gearbeitet, die Fensterrahmen schliessen nicht, die Stühle wackeln oft, der Fussboden hat ausgefaulte Stellen. Hier spielte sich das Landleben in überall gleicher Weise ab.

Die Erziehung war damals durchdrungen von dem Geist der Religiosität und der älterlichen Autorität. »Kaum begann« — sagt ein Zeitgenosse — »das Kind zu lallen und die Augen aufzuschlagen, so ward es vor Allem gelehrt das Zeichen der Erlösung, das Kleinod unseres Glaubens, das heilige Kreuz anzulegen. Unsere ersten Worte waren ein Gebet zu dem Schöpfer, das Vaterunser, welches wir der Mutter nachsprachen. Dann wurden uns die Artikel der heiligen Lehre gelehrt, in der uns Gott geboren werden liess, es ward uns eingeimpft die Liebe zum Nächsten, die Anhänglichkeit an das Vaterland, unbegrenzte Unterwürfigkeit gegen die Aeltern, gegen Gesetz und Regierung, die Gott für die gemeinsame Ordnung eingesetzt, Achtung für ältere Personen, Brüderlichkeit für Gleichstehende, Milde und Nachsicht für die Niederen. Weiter lernten wir allmählich Lesen und Schreiben, Reiten und Fechten«. Es war allgemeine Sitte bei der wohlhabenden Schlachta, die Anfänge des Unterrichts im Aelternhause zu ertheilen. Dabei wurde dem Körper mindestens die gleiche Sorgfalt gewidmet als dem Geiste. »Ich war nicht mehr als sieben Jahre alt, als ich mit dem Säbel an der Seite .... schon auf dem Pferde sass und täglich zur Erlernung des Exercirens mit einem mit Tuch beschlagenen Stocke gegen Hänschen fechten musste, den Sohn des Amtmannes. Der so abgerichtete Knabe wurde gewöhnlich im neunten oder zehnten Jahre in eine Jesuitenschule gegeben. Schläge waren eines der wirksamsten Mittel der Erziehung und der Beruhigung der Aufwallungen des Blutes, welches anfangs zu heftig strömte. Im Hause empfingen wir häufige und zahlreiche Prügel, in den Schulen fehlte es daran ebenfalls nicht. Der Geistliche, welcher Präfect war, und der Professor wurden vom Vater inständig gebeten, das Knäbchen

in nichts zu verwöhnen. Dem Herrn Director war bei Verlust des Festgeschenks angesagt, er möge das geringste Verschulden nicht vergeben; es traf sich daher für die glücklicher dazu Qualificirten, zwei und drei mal täglich sich über den Stuhl zu strecken«.

»Nach Aufhebung der Jesuiten wurden dieselben meist durch die schon dazu vorbereiteten Piaristen ersetzt, und anderswo durch die Basilianer. Indem diese von ihnen die Herrschaft und die Pflichten des Berufs übernahmen, behielten sie auch die traditionelle Erziehungsmethode bei. Der Prügel wurde hinter dem zur Schule gehenden Pater als sichtbares Zeichen der Gewalt einhergetragen und zugleich mit der Büchermappe auf dem Katheder niedergelegt, damit wir den gesegneten »Monitor« niemals aus den Augen verloren. Zu Anfang brüteten wir ausschliesslich über dem Latein, so dass, nachdem wir darüber einige Jahre gesessen hatten, wir den ganzen Alvarius, die Reden des Cicero, den Virgil und Horaz auswendig kannten, sonst aber auch nicht das Allergeringste. . . . . . Aber wie viele Peitschenhiebe haben wir bekommen! Man muss indessen gestehen, dass der Monitor dem Alter, der Classe und der Körperkraft des Züchtlings angepasst wurde; in der Infima war er sehr dünn und wurde nicht mehr als zehnmal applicirt; nach jeder Promotion ward er dicker und die Zahl der Schläge mehrte sich, so dass, wann der Schüler bis zur Philosophie gelangt war, der Kantschuk mit ihm zugleich seine normale Grösse erreicht hatte und nun schon zu fünfzig mal, zuweilen auch mehr geschwungen wurde. . . . . . Wann der Schüler aus der Schule trat, so kannte er das Latein besser und fester als seine Muttersprache, verstand tüchtig mit dem Stecken und sogar mit dem Säbel zu fechten; im Uebrigen war er an blinden Gehorsam gewöhnt, und das gab eine gewisse Grundlage für die künftige Entwickelung des Menschen«.[1]

Im Hause, in der Familie regierte die gleiche Strenge. Der Hausherr durfte sich Vieles erlauben, Gesinde, Kinder, Gattin sahen in ihm die höchste Autorität, von der es keine Berufung

[1] Ochocki a. a. O. I, S. 15 ff.

gab. Wie gross die Ergebenheit war, die die Aeltern von den Kindern forderten, zeigt folgendes Beispiel, das uns Karpinski[1] aus seiner Jugend, als er schon in der obersten Classe der Akademie studirte, erzählt: »Wir hatten stets die allergrösste Ehrfurcht vor der Mutter, eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Vater; wir durften uns in seiner Gegenwart weder setzen noch stehend ihm den Rücken zuwenden, sogar vor ihm stehend uns nicht an die Wand lehnen. ... Eines Tages ging der Alte in den Zimmern auf und nieder, während ich mit Jemandem sprechend alle gewohnte Vorsicht im Hinblick auf den Vater beobachtete, als dieser plötzlich auf mich zutretend mir eine schwere Ohrfeige verabreichte und dann seinen Gang wieder wie vorher fortsetzte. Ein Verbrechen wäre es gewesen, nach der Veranlassung zu fragen; in bescheidenem Schweigen, die Augen zu Boden geschlagen, erwartete ich den Ausgang, als mein Vater sich mir um den Hals warf und unter Thränen ausrief: »Mein Sohn! Ich bin ein einfacher Mann, denn ich verstehe nur zu lesen und kaum zu schreiben, Du aber bist schon Philosoph (die oberste Classe der Akademie umfasste die »Philosophie«) und ich habe Dich nur versuchen wollen, wie Du eine Ohrfeige von Deinem Vater aufnehmen würdest«. Und nun folgte ein Segen im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jacobs, während der Sohn sich dem Vater zu Füssen warf und von der Rede gerührt die Ohrfeige bald vergessen hatte.

»Der Schlachtiz«, schildert Vautrin[2], »ist weiss, rothbackig, meist von stattlichem Wuchs und vollem Körper; die Augen sind weit geöffnet; ein milder Ausdruck liegt auf den Lippen, die ein wenig von dem Schnurrbart verdeckt werden; die Bewegungen sind lebhaft, heftig, die Auffassung rasch, der Ehrgeiz bereit, ihn zu den grössten Extremen fortzureissen.« Die viereckige tuchene, im Winter mit Pelz verbrämte Mütze auf dem Kopf, in schwarzen, gelben oder rothen Stiefeln, in welchen die Hosen stecken, bekleidet mit dem anschliessenden Leibrock oder Shupan, darüber

[1] Karpinski, Denkwürdigkeiten, S. 31 ff.

[2] Vautrin, l'observateur en Pologne.

den weiteren, Kontusch genannten Mantel, der gegen den Frost mit Fellen von Eichhorn, Kaninchen oder Iltis gefüttert ist; umgürtet mit dem seidenen, farbigen Gürtel mit herabhängenden Franzen, als Abzeichen seines Standes den Säbel am Gehenk und den Stock mit silbernem Knopf und scharfer Spitze in der Hand — so tritt der Hausherr aus der Thür uns entgegen. Daneben steht die Hausfrau mit der Kappe, unter dem Kinn festgebunden, oder der buntgeputzten Haube, dem langen Oberkleid mit weiten Aermeln, der kurzen Jacke über dem Schnürleib und dem faltigen bunten Unterrock. Im Hause wurde der Staat bei Seite gelegt, der Hausherr sass im tuchenen oder, wann es warm war, im weissen grobleinenen Leibrock, die Hausfrau hatte den Kontusch, den ansehnlich geschmückten, der ihr einst von der Magnatin, bei welcher sie in Dienst stand, zum Abschied geschenkt war, ebenfalls abgelegt; jener hatte den Kolpak abgenommen, so dass der geschorene Kopf mit dem Haarbüschel auf dem Wirbel, der sogenannte Zwiebelkopf, zum Vorschein kam; diese hatte die Haarflechten mit der grossen Haube geschmückt. Aber Alles lag nicht weit zur Hand für den Fall, dass Gäste kämen. Das Tischgeräth war zinnern, gern aber barg sich wo ein silberner Löffel oder gar Teller für vornehmen Besuch. Auch der Aermere hatte seine Bedienung, Magd, Diener, besonders aber den Koch und den Kutscher, theils arme Edelleute, theils Hörige aus dem Dorfe. Die Werkeltage wurden auf Wiese und Acker verbracht oder zu Pferde auf einer der vielen Reisen in die nächste Stadt, wo irgend ein Process stets im Gange war, irgend ein Kaufgeschäft stets in Aussicht stand. Alles wurde berathen mit dem einen oder dem andern der beiden Gewissensräthe, dem Pater oder dem Juden. Denn »ohne Geistlichen und ohne Juden kann der polnische Schlachtiz nicht auskommen, wie Schatten folgen sie ihm. Was der Jude nicht über ihn vermag, thut der Kaplan, gewöhnlich ein Mönch aus dem nächsten Kloster«. Die Landwirthschaft gab nicht viel zu denken: nach der Väter Weise wurde fortgewirthschaftet. So fruchtbar der Boden meist war, so gering waren trotzdem die Erträge. Aus dem Dorfe schleppten sich die Arbeiter aufs Feld

und stümperten im Boden umher unter Aufsicht des Herrn, des Aufsehers oder des Pächters. Jede Woche fast gab es einen, oft zwei kirchliche Feiertage, an denen alle Arbeit ruhte.

An solchen Feiertagen und Sonntags sass die Herrschaft zu Hause in Erwartung etwaiger Gäste. Oben auf dem Dache[1], auf der Leiter neben dem Schornstein hockte seit früh morgens einer der Söhne auf Vorposten. Plötzlich erscholl das Signal, mit Geschrei kletterte der Wächter die Leiter herab: »Gäste kommen!«

Schon hatte man drinnen das Klatschen der Peitsche gehört, »Alles was lebte gerieth im Hause in Bewegung, der Haiduk zog eilig Leibjacke und tartarisches Oberkleid an, um sich mit der Bedienung bei den Flaschen nicht zu verspäten. Seine Gnaden (der Hausherr) griff rasch nach dem Kontusch, Ihre Gnaden nach Haube und Sonntagsstaat — Alles lag schon bereit. Inzwischen rollte das Gefährt langsam in den Hof, sei es, um die fetten Rosse nicht anzugreifen, sei es, um den Herrschaften Zeit zu lassen zur Vorbereitung für den Empfang, und der Kutscher schonte seine Hände nicht, sondern schwang und schwang unermüdet die Peitsche. Endlich fuhr die Kalesche oder der Danziger Wagen an dem Gange vor, welcher Wohnhaus und Küche verband, und hatte die ankommende Herrschaft Kinder, so begleitete sie mitunter der erstgeborene Sohn auf einem kleinen Pferde«.

»Die Wirthe kamen entgegen, der gnädige Herr geleitete feierlich und ceremoniell den wohlbeleibten, prächtig geschmückten, mit dem Pallasch versehenen Nachbar hinein, die gnädige Frau ebenso dessen Gattin — so traten sie in das Gesellschaftszimmer. Es ging nicht ohne Complimente, ohne überschwängliche Nöthigungen an der Thür, an der Schwelle, beim Einnehmen der Sitze ab, wo man sich niederliess«.

»Darauf erhob sich der Hausherr mit der Bitte, den Pallasch abzugürten, wobei wiederum lange Höflichkeiten und scheinbarer Widerstand nicht vergessen wurden, bis zuletzt der durch

[1] Ochocki, a. a. O. Bd. I, S. 40 ff.

verstärkte Ueberredung besiegte Gast die Waffe abnahm und in Begleitung des Hausherrn in die Hauptecke des Zimmers stellte. — Da trat auch schon der Haiduk ein, auf dem Reichbrett ein Paar Flaschen und einen bald mehr bald weniger als ein halbes Quart fassenden Becher tragend; dieser wurde unter wechselseitigen Küssen geleert und die Flaschen dadurch bald trocken, worauf auf einen Wink des Herrn der Haiduk sie entfernte und alsbald mit vieren wieder erschien, zudem mit mit einem Becher von grösserem Maasse. — Manchmal entschuldigte sich der Gast nun, aber das war dann eben die Kunst des höflichen Hausherrn, so zwingende Gesundheiten aufzufinden und dazu lateinische Sentenzen und Texte anzubringen, dass der Gast sich auf gar keine Weise von dem Austrinken des Vivat loswinden konnte. War es zur Zeit der Ferien oder Festtage, so wurden die Söhne herbeigerufen, welche in Kontusch und Pallasch sich dem Herrn Vater zu Befehl stellten. — Die Aufnahme des gütigen Nachbars richtete sich nach seiner Würde — nur dem Truchsess, Mundschenken u. s. w. musste man die Hände küssen, vor dem Castellan und um Gotteswillen erst dem Wojewoden einen Fussfall machen!«

»Wir wurden zeitig gelehrt, dem Alter und Verdienst uns zu unterwerfen, sie zu ehren. War der Nachbar mit Frau und Töchtern da, so empfing die Gnädige die Frauen im andern Gemache ... Dort wurde ihnen Kaffee gereicht, da der Thee noch nicht in Gebrauch war, ausser als Heilmittel und dann mit Safran; und während die Damen leise schwatzten, tranken und betranken sich im Vorzimmer die gefühlvoll gewordenen Nachbarn. Hatten sich solcher drei oder vier offenherziger und vertraulicher Freunde zusammengefunden, bei heiterem Humor und Phantasie, so blieb in der Weintonne sicher nur der Bodensatz nach, und am nächsten Morgen musste der Gnädige zur Stadt und eine neue in Vorrath kaufen, damit ihn nicht Jemand unvorbereitet ertappe. Angerauscht musste bei der Abreise noch auf dem Tritt des Wagens oder der Kalesche der »Bügeltrunk« gethan werden; die Gastlichkeit hörte oft nicht auf bis hinter dem Thore«.

Der Leser wird bemerkt haben, dass das eben vorgeführte Bild bereits aus einer höhern Schicht des Adels genommen ist, als jener Schlachtiz war, dessen Hof mit seinem einen und einzigen Dorfe wir vorhin gemustert hatten. Wo der Castellan oder gar der Wojewode einkehrte, da befand man sich in der Aristokratie dieses Adels, wenigstens auf dem Uebergang von jener ersten Classe der Pane zu der zweiten der wohlhabenden grundbesitzenden Schlachta. Das älterliche Haus, welches uns Ochocki in obiger Weise schilderte, hatte eine wohlangesehene Stellung in der Ukraine, Wojewodschaft Kiew. Der Vater bekleidete ein höheres Richteramt, hatte Einfluss auf die adligen »Brüder« von gleicher und niederer Stellung, war zu Zeiten, wann die Wahlen zu Aemtern und Landtagen bevorstanden, auch von den höhern Panen umworben, gebot über mehrere Dörfer Höriger und legte erkleckliche Summen beim Wojewoden Stempkowski oder anderen Panen an, die ihm dann die Huld der Herren und am Johannistage jeden Jahres sechs Procent Zinsen, oder mehr, sicherten. Es war ein gestrenger Herr im Hause, der »gnädige Herr Vater«.

Kaum waren die Gäste fort, so rief er die Söhne herbei: »Quid fuit dictum? Ueber welche Materien wurde mit dem Herrn Nachbar geredet? Welche Redewendungen, welche lateinische Sentenzen wurden hauptsächlich angewandt?« so begann das Examen. Hatten die Söhne etwas vergessen, so entrannen sie der Ruthe oder anderer Strafe nicht. Daher lauschten sie während der Anwesenheit der Gäste andachtsvoll, ehrerbietig in der Ferne stehend — denn weder sitzen noch sich anlehnen war gestattet. Aus dem Hause durften sie unter keinen Umständen ohne Erlaubniss der Aeltern sich entfernen, ohne Erlaubniss nicht von dem vorgeschriebenen Wege bei ihren Ausgängen abweichen. Mit der Bedienung waren jede Vertraulichkeit oder Discurse untersagt, andererseits auch alles Befehlen: es musste höflich gebeten werden. Die Bedienung war zahlreich. »In meiner Kindheit hielten die Besitzer auch blos eines einzigen Dorfes ausser dem Haiduken und dem Pajuken noch — je nach Vermögen — einen, zwei bis drei Hofleute von adliger Her-



kunft. Es war das eine Nachäffung der grossen Pane, welche Schaaren davon ernährten. Ein solcher Hofmann ritt vor der Kalesche oder dem Wagen zur Kirche oder zum Besuche einher, mit Säbel und Patrontasche, hinter ihm der Stallmeister oder ein Kosak. Alle Gutsbesitzer hielten damals blos freie Leute, bis auf die Stallknechte herab, es wäre eine Schande gewesen, sich von einem Unterthan in Livree bedienen zu lassen. Eine Ausnahme bildeten nur die Kosaken, in den vermögenderen Häusern auch die Musikcapelle; die Haustruppe sogar bestand aus Edelleuten oder Leuten freien Standes«.

Der Gegensatz zum Unfreien trat schroff genug hervor. Hier ein sprechendes Beispiel. Wir lesen in dem Tagebuche eines Gutsbesitzers aus dem Jahre 1774, vom 10. August: »Seit lange bemerkten wir in der Wirthschaft verschiedene Unglücksfälle, der Hagel schlug den Buchweizen und die Erbsen,.... Feuer hatte sich in der Küche gezeigt, glücklicher Weise rettete man sich davor, mit einem Worte es waren Plagen Gottes und trübe praesagia. Wir sahen nicht, wem wir das zuschreiben sollten, als sich juvante Deo zuletzt das Entsetzen eines peccatum sodomiae entdeckte.« Und dieses peccatum bestand nun darin, dass Marysia Zakrzewska, adligen Standes und der Gnädigen geliebter Aufzögling, sich in ein zartes Verhältniss mit Mikolaj, dem »Theorbanisten« oder Harfenisten, Unterthan und Zögling des Tagebuchverfassers, eingelassen hatte. Marysia erhielt auf Richterspruch des Caplans unter Milderung durch die Hausfrau 40 Stockschläge an der Leiter, der verliebte Theorbanist fünf Tage »Fussstock« und alle Freitag 100 Geisselhiebe. An demselben Tage der Woche wurde fortan auch eine Messe zum Seelenheil der Unglücksbringer gelesen, wofür die Kosten von ihrem Lohne abgezogen wurden. Das Geld ging dann wohl »juvante Deo« in die Tasche des Caplans oder einer seiner Mitbrüder.

Kehren wir nochmals zu dem gestrengen Herrn Ochocki senior zurück. Se. Gnaden war mit der Morgendämmerung auf, machte eine Runde um die Scheunen, Vieh- und Pferdeställe, Küchen und Alles was zu seinem hauswirthschaftlichen

Departement gehörte . . . »Hinter ihm hörte man oft Schreie, die Wirkungen schmerzhafter Streiche, mit denen er die Schuldigen ohne Aufschub traf; das hinderte ihn aber nicht im Abbeten des Rosenkranzes, den er nicht aus der Hand liess. — Ihre Gnaden weckte Winters weit vor Tage ihre Mägde und Weiber zu Spille und Spinnrad, allein auch hier ging es selten ohne Donner und Getöse ab. Das grosse Buch, in Eidechsenhaut gebunden und mit Klammern festgehakt, verliess Ihre Gnaden nicht; aus ihm ward täglich die Andacht verrichtet, dann erst, noch früh genug, folgte der Kaffee.... Nach der heiligen Messe vor dem Mittagessen, welches genau um 12 Uhr aufgetragen wurde, begab sich die Herrschaft mit dem Herrn Caplan auf einen Augenblick in die Apotheke. Bei ihrer Rückkehr verbreitete sich ein angenehmer Geruch von Kümmel im Zimmer, und jeder von ihnen hielt ein Stück Pfefferkuchen oder Mandelkuchen in der Hand.... Das Essen war bescheiden und wurde auf Zinn angerichtet; das Haus des Schlachtiz hatte selten mehr als etwa ein Dutzend Löffel, Messer und Gabeln aus Silber, und das ward in jenem zauberhaften Schrank unter dem Schlüssel Ihrer Gnaden vor einem gefährlichen Besucher aufbewahrt. Für den Pan und die Pani (Herrin) waren besondere, privilegirte Messer und Gabeln da; der Rest der Tischgenossen, der Hausleute, sogar der Herr Caplan, assen mit blechenen Löffeln. Barschtsch (Brühe von rothen Rüben) mit Röhrenknochen und Wurst, oder Erbsen mit Rippspeer, eine gute Hühnersuppe, ein Stück Fleisch, ein Capaun, das waren die gewöhnlichsten Speisen. Das Mahl wurde gekrönt von einer grossen Flasche Meth zur Erwärmung, an der auch der Caplan theilnehmen durfte«. Die Lebensmittel waren billig, Mehl, Fleisch, Meth producirte Jeder selbst, das Andere an gebräuchlichen Nahrungsmitteln war nicht hoch im Preise. Zu Zeiten kaufte man die Tonne französischen Weines zu 7 Ducaten (63 Mark), Kaffee und Zucker das türkische Pfund (drei deutsche Zollpfunde) zu 5 Gulden, die Tonne guten Ungarweines zu 4 Ducaten.

Die Erziehung der Töchter geschah bei den Aermeren zu

Hause; wer es konnte schickte sie in ein Kloster, wo Lesen, Schreiben, Rechnen, Nähen und Sticken ihnen beigebracht wurden. Dann war das Trachten der Aeltern darauf gerichtet, die heranwachsende Jungfrau in einem der vornehmen Häuser unterzubringen zur Ausbildung in den Formen feiner Geselligkeit, zur Erlangung einer der obersten, wenn nicht der höchsten polnischen Tugend: des »Polor«, der Politur. Als Kammermädchen, bei der Garderobe, bei der Küche, als Stickerin oder auch blos als Zögling, als »Resydentka« wurden sie dort gekleidet und genährt bis die Schlossfrau einen Ehemann für die Dienerin ausgesucht und sie, mit einer Ausstattung versehen, verheirathet hatte. — So hatte denn auch hier die Geistlichkeit den allergrössten Einfluss, wie bei der Erziehung der Knaben. Die äusseren Gebote der Kirche wurden aufs Strengste beobachtet, das ganze Leben floss dahin unter der fortwährenden Aufsicht eines Geistlichen. Der Caplan war der stete Hausgeist, freilich oft genug auch der stille Günstling der Hausfrau, der liebedurstige Beschützer einer ergebenen Magd oder Verwandten der Herrin.

Wirkliche Frömmigkeit war wenigstens in der mittleren Schlachta verbreitet, daneben auch eine tüchtige Portion Aberglaube. Die Freigeisterei, welche schon von Frankreich her die ersten Funken herüberwarf, begegnete hier noch dem festen Bau einer wachsamen Geistlichkeit. Ein solcher Freigeist, Niemirycz, der sich in der Kirche der Missachtung der Hostie schuldig gemacht, wurde von der anwesenden Schlachta fast zerrissen, dann vom Gericht verurtheilt: die Zunge sollte ihm ausgeschnitten und in vier Stücke zertheilt auf das Feld zerstreut werden. Er flüchtete bei Zeiten über die Grenze. Die Kirchen wurden fleissig besucht. Während des Singens oder des Lesens des Evangeliums in der Messe bedeckten dann die anwesenden Edelleute das Haupt mit dem Kolpak und aus den Scheiden rasselten bis zur Hälfte die Schwerter: zum Zeichen, dass die Schlachta jederzeit bereit sei, die heilige Kirche mit dem Leben zu vertheidigen. Es ist nicht ohne Bedeutung in dieser Beziehung, dass, während sonst alle grösseren politischen Unter-

nehmungen von den Magnaten ausgingen und geführt wurden, die Conförderation von Bar im Jahre 1769, deren wesentliches Ziel wenigstens zu Anfang die Wiederherstellung der katholischen Alleinherrschaft war, von einem einfachen Schlachtiz, Pulawski, ins Leben gerufen wurde. Die mittlere Schlachta war der Kirche am blindesten und wahrhaftigsten ergeben.

Im Uebrigen verleugnete sich der heitere, lebensfrohe polnische Charakter auch bei dieser Adelsclasse nicht. Leben und Lebenlassen war der Grundton dieser kleinen Tyrannen, solange die Mittel irgend ausreichten. Hatte der Mann Geld, so durfte auch der Jude sicher sein, an dem Erworbenen seinen Antheil zu bekommen. War die Casse leer, so musste der »Factor«, der »Faciendar« oder unter welchem Titel sonst der geschäftige Abram sein Wesen trieb, mit hungern. Es ist heute in Polen damit nicht anders geworden als damals. Löhne zahlen liebte der Pole nicht: seine Bedienung erhielt meist auch keinen. Und der Abram verlangte keinen oder nur wenig Lohn: wusste er doch sich überall und auf allerlei Weise schadlos zu halten, indem er dem Pan zur Hand war bei jeder Gelegenheit und seinen Gewinn mittelbar, leise, ohne dass der Pan viel davon bemerkte, einstrich. Die Geldgeschäfte mussten doch durch den Juden besorgt werden, die Mussestunden wurden gern draussen zwischen den Feldern mit dem Juden verplaudert, der über Geld und Geschäft, über die Verhältnisse aller Nachbarn im weiten Umkreise gut unterrichtet war, der wohl auch über manche Dinge von allgemeinerem Interesse, über Staat und Welt, über Gott und Menschheit seine wohlerwogenen Gedanken hatte, mit dem sich oft besser plaudern liess als mit Nachbar und Caplan. Dabei wie bequem, sich dem Abram gegenüber schrankenlos gehen lassen zu dürfen, soweit Geld nicht ins Spiel kam, ohne Furcht, dass die unterwürfige Haltung je dadurch eine Aenderung erfahren könnte. Wie bequem auch üble Launen an ihm auslassen zu dürfen, ohne dass irgend eine Rechenschaft dafür gefordert wurde! Und je launischer, dem Aeussern nachgebend, der Pole war, um so gleichmässiger, logischer, zweckvoller folgte der Sohn Israels allein den Ge-

boten seines Intellects. Er war nur die Ergänzung des Jesuitenpaters, der auf der andern Seite des Schlachtiz einherschritt: der Pater hielt die Seele gefangen und liess um den Preis dieser Herrschaft dem Pan grosse Freiheit im Aeussern, in der Behandlung des Paters wie seiner selbst; mochte der Pan in trunkenem Muth den langen schwarzen Rock des Ordens verlachen, mochte er ihn gelegentlich zur Thür hinauswerfen, mochte er heimlich gegen sämmtliche Gebote der Bibel verstossen: der Pater kam zur Hinterthür immer wieder herein, gab dem Pan immer wieder Dispens, sobald dieser nur wieder den Nacken beugte und laut das Joch der Kirche auf seinem Nacken proclamirte. Der Jude hielt die materielle Seite des Pans eben so fest als der Pater die immaterielle. Mochte Se. Gnaden den langen schwarzen Rock des Juden, das Seitenstück zum Priesterkleide, verhöhnen wie dieses, mochte er den Abram gelegentlich schlagen, quälen, treten: wenn er nur kein Geldgeschäft ohne den Abram unternahm, wenn er nur alsbald wieder nach dem Abram sandte sowie es Korn zu verkaufen, Pferd, Ochs oder Kleidung zu kaufen gab, sowie ein Darlehn nöthig war, vom Nachbar ein Landstück gepachtet oder auch die Tochter zur Ehe erworben werden sollte. Jesuit und Jude bildeten den nackten Gegensatz zum Polen: jene kalt berechnend, dieser unbesonnen leidenschaftlich, jene consequent, zweckbewusst, dieser launisch, abspringend, jene intellectuell, stets das eine Ziel verfolgend, dieser sinnlich beweglich, jene über dem Genuss nie sich und ihr Ziel vergessend, dieser ganz dem Genuss sich hingebend, jene herrschend ohne den Schein, dieser beherrscht mit dem Schein der Herrschaft. Was der Pole von Beiden lernte, war Verschlagenheit, Schlauheit in einzelnen Fällen, Betrug, Lust an der Täuschung Anderer. Der jesuitisch-jüdische Einfluss ist unverkennbar im Charakter des Polen.

Man lebte heiter und gesellig auf den Höfen der Schlachta. Die Gastfreundschaft war eine allgemeine, war nicht selten eine böse Leidenschaft, die den Gutsbesitzer zu Grunde richtete, weil sie maasslos betrieben wurde. Mochte der Beutel noch so dünn geworden, die Ernte noch so schlecht ausgefallen sein:

der Gast sah stets die Hausherrschaft im Putz, den Tisch gedeckt, das wenige Silbergeräth an dem Orte, wo es am besten in die Augen fiel, die Dienerschaft zahlreich und in irgend einer Livree. Gab es auch kaum einen heilen Arbeitswagen und ein gesundes Pferd im Stalle: am Festtage rollte doch der Danziger oder Warschauer Wagen mit den drei Staatspferden und dem Kutscher auf dem Bocke hinaus zum Besuch der Nachbarn. War das Wohnhaus auch oft in den Boden tief eingesunken, zerfallen, kalt, schief, so fand man darin eben so oft doch silberne Teller und einzelnes elegantes Geräth. Mit Eifer pflegte man der Jagd, und war sie beendet, so sass man gern bei schlechtem Bier oder Meth, bei Branntwein oder Ungarwein beisammen. Jeder Besuch war willkommen, der Bruder Schlachtiz und der Pfaff, Mönche aller Orden verliessen nie den Herrenhof, ohne reichlich die Gastfreundschaft genossen zu haben; Festtage, Taufen, Hochzeiten gaben die erwünschten Gelegenheiten zu fröhlichen Gelagen und nicht selten wälzte sich die Schaar heiterer Gesellen von Nachbar zu Nachbar weit und lange umher.

Die Berufsarten des Schlachtiz liessen keine grosse Wahl dem jungen Polen, der die Schule verliess. Wollte oder konnte er als jüngerer Sohn oder aus anderen Gründen sich nicht auf einem Erbgut niedersetzen, um da zu wirthschaften nach der Väter Weise, so gab es folgende Wege zu weiterem Fortkommen: Er wurde Pächter fremder Güter; oder er trat in den Dienst der Kirche, wurde Geistlicher oder Mönch; oder er trat in den Kriegsdienst, wenn er dazu sonst Vermögen genug hatte, denn dieser Dienst war doch blos eine Nebenbeschäftigung; oder er widmete sich der Advocatur; oder er trat in den Dienst eines Magnaten. Das war so ziemlich der Kreis, mit welchem altem Herkommen und positivem Gesetze gemäss die Beschäftigung des Edelmannes sich schloss.

Die Advocatur war ein beliebter Beruf. Nächst dem Dienst bei den Magnaten hielt man die juristische Laufbahn für die anständigste, erleuchtetste und einträglichste. Denn die Streit- und Processsucht war eine hervorragende Leidenschaft

des polnischen Edelmannes, der geringste Anlass genügte um jahrelang von Instanz zu Instanz zu queruliren und zu appelliren, es hatte einen eigenen Reiz für den Schlachtiz, fortwährend durch neue Kunstgriffe, neue Praktiken und Kniffe seinen erfinderischen Geist gleichsam im Zweikampf seinem Gegner gegenüber zu erproben. Um wenige Gulden unternahm man ohne weiteres einen Process, bei dem alles Recht auf Seiten des Gegners und kein Magnat auf Seiten des Klägers war. Die Processsucht des Polen ging so weit, dass es fast zum adligen Anstande gehörte, irgendwo einen Process zu haben. Es ist eine treffende Anekdote, dass ein Schlachtiz, der gefragt wurde, weshalb er einen schlechten Process eingeleitet habe und führe, antwortete: »Dla honoru«, für die Ehre. Und ein polnisches Sprichwort sagt: »Szlachcic bez processu jak pies bez ogona«, d. h. »ein Edelmann ohne Process ist wie ein Hund ohne Schwanz«.

So waren die Cadenzen der Gerichte denn stets überfüllt von Streitsachen. Diese fielen den Anwälten in die Hände, die sich »Patrone« nannten und einen eigenen, im ganzen Lande zusammen nach Hunderten zählenden Stand ausmachten. Denn sie bildeten bei jedem Gericht bedeutende Verbindungen, Palaestra genannt, innerhalb deren es mehrere Classen gab mit den verschiedensten Benennungen. Jedes der Obergerichte, die im Sondersinn Tribunale hiessen, hatte je dreissig solcher Patrone, welche den Eid »super patrocinium« abgelegt hatten und sich dann mit dem Titel Mäcene schmückten. Jeder Mäcen hatte eine ganze Schule der Processführung unter sich.

»Ihr Studium der Rechte, erzählt man uns[1],.. treiben sie wie ein Handwerk, sowie sie selbst eine Art von Zunft bilden. Ein junger Mensch, der Advocat werden will, lernt schreiben und Lateinisch auf den gewöhnlichen Schulen. Kann er dies mit einiger Fertigkeit, so sucht er bei einem Advocaten unterzukommen, der ihn nicht ohne Lehrgeld annimmt. Diesem dient er als Lehrjunge (practicans ist seine lateinische Benen-

[1] Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau, III, S. 182.

nung) eine bestimmte Zeit, während welcher er blos abschreibt, Acten heftet und in die Gerichtshöfe trägt. Sodann wird er zum Gesellen (auscultans) erhoben. Als solcher reicht er schon bei Gerichtssitzen seinem Meister die Urkunden zu, arbeitet leichte Aufsätze aus und wird in kleineren Chikanen und Verdrehungen und im Gebrauch zweideutig gestellter Ausdrücke unterrichtet. Sodann steigt er zum Altgesellen (amanuensis) und der Meister vertraut ihm feinere Arbeiten an, wobei er noch andere kleine Künste, die nicht zum Rechte, aber wohl zu den rechtlichen Geschäften in Polen gehören, theils lernen, theils ahnen und errathen kann. Hat er als solcher noch einige Jahre gedient, so hat er ausstudirt und er setzt sich nun selbst als Meister und richtet seine Werkstatt ein. An Beziehen einer hohen Schule wird nicht gedacht«. Wir haben indessen auch Beispiele, dass diese Schulzeit unter Umständen sehr abgekürzt werden konnte. Ein solcher Schüler erzählt uns selbst, wie er in der Achtung und Stellung unter den Mäcenen rasch vorwärts gekommen. Eine ansehnliche Garderobe, hübsches Gefährt, manche Groschen, »welche ich von der Güte der nicht genug beklagten Wittwe hatte«, die er nämlich vorher treulos verlassen, das Alles wirkte viel. Aber das Meiste that doch die Onkelschaft des obersten Richters beim Gericht, und so war kaum ein Jahr vergangen, als die Mäcene schon seine Vereidigung beantragten.

»Sonach[1] besteht die ganze Wissenschaft der hiesigen Anwälte in der mechanischen Kenntniss alter und neuer Constitutionensammlungen, in der Kunst sie auszulegen, zu verdrehen, zu untergraben, und in der Geschicklichkeit, verfängliche, zweideutige Conclusionen abzufassen. Einem der Berühmtesten unter ihnen[2] brachte ich eine Klageschrift, die in Liefland verfertigt worden war. Er las eine Weile darin, lobte das Latein derselben wiederholt und sagte endlich: Habent mentem pro-

[1] Reise e. Liefländers u. s. w., III, S. 184.

[2] Es war, wie ich glaube, Sowinski. Vgl. Schultz, Berichte, im Kurl. Prov. Museum.

fundam patroni Livoniae et scribunt excellenter, quod tamen non satis apud nos. (Die liefländischen Advocaten haben tiefdenkende Köpfe, schreiben vortrefflich, aber bei uns bedarf es mehr als das.) In der That, er arbeitete jene Schrift so um und stopfte sie mittels seines »mentis« mit so viel Chikanen, Zweideutigkeiten und Verfänglichkeiten aus, dass es »satis« für polnische schon bezahlte Richter war«.

Diese Patrone waren indessen doch die fast einzigen Arbeiter in den Gerichtshöfen, da die Richter, wie wir früher sahen, sich selbst in dem Gerichtszimmer kaum mit den Processen befassten. Die Patrone hatten denn auch allein die volle Sachkenntniss, was zur natürlichen Folge hatte, dass die Richter von ihnen abhängig waren. Sie beherrschten also die Gerichte und das Urtheil wurde thatsächlich hinter dem Gericht gefällt. Es versteht sich von selbst, dass hier jeder Schritt und jedes Wort bis zum Urtheil hin bezahlt werden musste, dass der bessere Zahler meist besseres Recht hatte. Und man musste nicht blos einen Mäcen bezahlen, sondern in ihm auch die Richter. Denn da die meisten derselben unbesoldet waren, so war hier die Ersatzquelle für den Sold: der Mäcen bezahlte den Richter, die Partei den Mäcen. »Zwei, die in einer Klagesache gegen einander wirken, bereden sich darüber, theilen ihre Ausarbeitungen einander mit; einer erfährt von dem andern, wer die Gönner der Processführer sind; sie vergleichen wechselseitig das Gewicht derselben, vertrauen einander gegenseitig die Hülfsmittel, den Reichthum oder die Armuth, die Freigebigkeit oder den Geiz ihrer Clienten, und kommen endlich, diese Umstände wohlerwogen, überein, wer Recht behalten soll, der Kläger oder der Beklagte. Meistentheils bekommt keiner von Beiden ganz Recht oder ganz Unrecht, und eine künstlich gestellte, in verwickelten Perioden ausgedrückte, für beide Parteien nicht ungünstig klingende Entscheidung beschliesst das Ganze. Richter, Referenten und Advocaten theilen sodann, was sie ihren Clienten geraubt haben, wobei diese Betrüger wiederum alle ihre List aufbieten, sich unter einander selbst zu betrügen«.

Das so betriebene Geschäft war einträglich, weshalb denn diese sogenannten Juristen sich um die Land- und Grodgerichte, die Tribunale, die Consistorien, die Assessorialgerichte drängten und die Liebhaberei zum Processiren bei den Polen trotz der Rechtlosigkeit des Ausganges stets zu fördern verstanden. Hatten sich die Patrone so viel erworben um ein Gut zu kaufen, so setzten sie sich dorthin mit der ganzen Autorität gewiegter Rechtskundiger und waren rund umher von den Nachbarn gefürchtete und bei allen Händeln ebenso streitsüchtige als gewaltsame Leute. Oft auch erlangten sie durch die Gunst eines hochgestellten Clienten ein einträgliches Amt, oder wurden Verwalter irgend eines Vermögens, dessen Besitzer sie zum Bankerott gebracht hatten. Grössere Processe verstanden sie meisterlich ins Unendliche fortzuschleppen. Es kam vor, dass Väter solche Processführungen ihren Söhnen als fettes Erbe, oder Schwiegerväter den Eidamen als Mitgift überliessen.

Die beliebteste Laufbahn des jungen Schlachtiz war und blieb indessen der Dienst beim Magnaten. An den Höfen jener vierzig oder fünfzig Pane, die in Wahrheit das Reich leiteten, strömte Alles zusammen, was gesellschaftlich und staatlich, geistig und materiell das Leben ausmachte; wer sein Glücksschiff ausrüstete, musste unter der Flagge eines der grossen Namen segeln, denn ausser dem Bereich derselben war Windstille, gab es kein Streben, keine Bewegung, kein Fortkommen. Dort auch, an den Höfen der Grossen, finden wir den andern Theil der Schlachta, die unterste Classe der Adelsnation, die grosse Soldateska des Panthums.

Wir erwähnten bereits der übergrossen Menge der niederen Schlachta, welche von Manchen auf über eine Million berechnet wurde. Sie war grossentheils auf eigenem Boden angesessen, der ihre Vorrechte stützte, mochte der Besitz noch so gering sein. Diese Vorrechte des Grundbesitzes, die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sich unangetastet erhielten, hatten eine unendliche Zerstückelung desselben bewirkt, indem bei jeder Erbtheilung das väterliche Gut unter die Söhne getheilt zu werden pflegte. Neben den riesigen Herrschaften der Magnaten befand

sich daher ein zahlloser kleiner oder kleinster adliger Grundbesitz in der Hand dieser Schlachta, die man um deswillen den Schollenadel (zagonowa szlachta) nannte. In Lebensweise und geistiger Bildung unterschied sich der Schollenadel nicht vom Hörigen. Dieselben elenden Hütten bildeten das adlige wie das bäuerliche Dorf, nur selten machte die Wohnung solchen Schollenedelmannes den Anspruch ein »Höfchen« zu sein. Dieselbe schlechte Nahrung, schlechte Wirthschaft, Unreinlichkeit, Unordnung, dieselbe Unwissenheit. Nur auf das Aeussere, wo es den Stand anzeigen sollte, hielt der Schollenadel grosse Stücke. Besseres Tuch, farbige Kleidungsstücke, gute Stiefel sah man meist an ihm, aber was ihn wie ein Aushängeschild bezeichnete und deshalb nie fehlte, wo der Schlachtiz unter die Leute kam, war der Säbel an der Seite. Der blaue Kontusch, der graue Rock, der Bart, die Schmierstiefel mit Absätzen, bei den Frauen die geschmückte Haube gehörten zum Stande: der Säbel war das Abzeichen des Standes, der Säbel und das Pferd. Zu Ross, mit Sporen wenigstens an einem Stiefel, den Säbel zur Seite — so war der elendeste Wicht ein stolzer Herr. Die schlechteste Mähre war immer besser, als dass er gleich dem Bauer zu Fuss zum Markt gegangen wäre. Erlaubte es der Beutel, so setzte er sich in den Wagen, der unbedingt eisenbeschlagen sein musste, wieder zur Unterscheidung vom bäuerlichen Gefährt. Hatte er selbst keinen Wagen, so rief er gelegentlich den ersten besten Juden an, der im beschlagenen Gefährt des Weges daherkam, und befahl ihm, ihn dahin zu fahren, wohin er wollte. Der Jude peitschte dann wohl rasch auf seinen Gaul los und entfloh.[1] Traf es sich, dass ein solches Jüdlein dem fahrenden Schlachtiz begegnete und die Räder der beiden Wagen sich verhakten, so ward das Jüdlein leicht aus dem seinigen geworfen und zum Abschied mit der Peitsche bearbeitet. Der Schlachtiz fuhr fluchend oder lachend davon. Wo die adligen Räder daherrollten, da schwenkte der Bauer schon weit sein Wäglein zur Seite und wartete barhäuptig bis der Mann

[1] Kozmian, Denkwürdigkeiten, S. 92.

vorüber war, der im Dorf vielleicht dicht neben ihm noch elender wohnte als er selbst. Denn ein Sprichwort sagte: »acht Edelleute von Ozmiana führen eine Ziege zu Markte«. In Masovien, erzählt Hüppe [1], wo die Zahl der Edelleute zeitweise die Hälfte der Bevölkerungsziffer erreichte, war es nicht selten, adlige Güter von dem Umfange eines Magdeburger Morgens zu sehen, auf denen der glückliche Besitzer grub und jätete, barfuss, aber Sporen an den Fersen, einen alten Säbel ohne Scheide oder eine Scheide ohne Säbel an der Seite. »Setzt sich ein Hund auf das Gut eines Ritters, spottete der reussische Bauer, so reicht sein Schweif auf den Grund des Nachbarn«. Als Edelmann hielt der Schlachtiz es unter seiner Würde, sich mit Handel oder Gewerbe abzugeben, Landbau und Staatsdienst oder Magnatendienst allein ziemten seiner Geburt, und mochte er noch so arm sein, er zog einer bürgerlichen Nahrung doch die Existenz vor, welche die Gunst eines reichen »Mitbruders« ihm darbot, er fristete unbedenklich sein Leben auf dem Wagentritt oder im Hundezwinger des Pan. Bürger wie Bauer waren seinem ganzen Hochmuth ausgesetzt, der stets einen Rückhalt an dem »Mitbruder« hatte, so dass jene sich gelegentlich von der willkürlichen Habsucht eines armseligen Gauners von Edelmann durch ein Geschenk loskaufen mussten, nur um nicht der Rache desselben und seiner leicht gefundenen Spiessgesellen anheimzufallen.

Dieser Schollenadel lebte zumeist in eigenen Dörfern und pflegte sich dann einen der nächsten grösseren Grundbesitzer zum »Patron« zu kiesen. Der Schollenedelmann ergab sich dem Patron politisch für materielle Gegenleistung. Wo der Patron ihn in öffentlichen Wahlen brauchen konnte, da folgte er ihm, Sonntags nach der Kirche begab er sich zum Patron zum Besuch, nicht um zu erfahren, wie es im Staate aussehe, sondern um sich an besserer Kost zu stärken, ein Gläschen Wein zu erhaschen, oder Meth oder Bier. Dabei ward dann der Rath des Patrons erbeten in irgend einer Streitsache, der

[1] Verfassung d. Rep. Polen, S. 79.

Schutz und Beistand gegen einen Nachbarn oder ein Gericht, oder er hoffte auf ein Geschenk, ein Kalb oder Ferkel, die Erlaubniss etwas Holz aus dem Walde zu holen, sein Vieh auf die Weide des Patrons zu treiben. Gott bewahre, ruft ein Erzähler aus, dass man einen solchen Wunsch abschlüge, dass man ein Rind pfändete, eine Axt oder Gewehr dem Holzdiebe oder Wilderer nähme! Unversöhnliche Rache und Vergeltung wäre die Folge gewesen durch Abstimmungen und Beleidigungen auf den Landtagen.

Man bemerkt schon hieraus, wie sehr zuletzt das Verhältniss zwischen diesem nichtsnutzigen Schollenadel und dem begüterten Edelmann auf eine gewisse Gegenseitigkeit der Verpflichtung gegründet war. Der Schollenadel verkaufte seine politischen Rechte dem Pan für Gegendienste, wenn auch blos dafür, dass er ihn zu seinem Lakaien machte. Der einzelne Habenichts von Edelmann hatte wenig zu bedeuten, aber verbunden mit Seinesgleichen mochte er auch dem grössten Magnaten gefährlich werden, da seine Stimme auf den Landtagen gerade so viel wog, als die Stimme des Magnaten. Hier, in der Masse, war er eine Macht, mit der der Magnat rechnen musste, weshalb denn auch wieder jeder Einzelne dieser Schlachta durch die Gunst des Magnaten in andern Dingen eine oft nur zu ungehörige Gewaltstellung dem Nichtadligen gegenüber haben konnte.

Jeder grössere Grundbesitzer hatte nun seine »Clientel«, seinen Anhang im niederen Adel, der ihm in dieser oder jener Weise verpflichtet war, ihm in öffentlichen Dingen und gelegentlich auch in privaten Unternehmungen folgte. Je höher der Edelmann in der gesellschaftlichen Rangordnung stand, um so zahlreicher war die Gefolgschaft. Eigentlich war ganz Polen so eingetheilt in kleinere und grössere Kreise mit ihren Centren, die dann bei grossen politischen Gelegenheiten in einander flossen zu einigen wenigen umfassenden Kreisen.

Dieser Schollenadel war die streitbare Macht der Pane, wie er früher die gewaltige Heerkraft gewesen war, die helfend vor Wien erschien. An den Höfen der Pane drängten sich die

Schaaren der Clienten und der in festem Dienst stehenden Schlachta. Der Arbeit abhold und bettelarm liebten sie doch den Genuss wie jeder Pole, und in den Diensten der Magnaten fanden sie leichte und zusagende Beschäftigung neben Kost und Lohn für den treuen Eifer. Treue Dienste wurden von den unermesslich reichen Herren, die man in Polen finden konnte, oft maasslos belohnt: so soll die Gage, welche ein Fürst Ostrogski dem Verwalter seiner Besitzungen zahlte, eine Million polnische Gulden (500,000 Mk.) betragen haben. Wo der Magnat Gewalt anwenden wollte, wo Aufregung und Unordnung nöthig waren, um gewisse Zwecke zu erreichen, da dirigirte er seine Schlachta hin und da war sie am Platze. Gut gespeist und getränkt, mit ein paar Ducaten auf Abschlag geködert, durch einige herablassende Worte geschmeichelt und angestachelt — so waren diese »Herren-Brüder«, wie sie als Standesgenossen einander anredeten, zu Allem bereit, wozu ihr Führer sie brauchen wollte. Und dieser, der grosse Pan, brauchte sie zur Befriedigung jeder Willkür: er überfiel mit ihnen den Nachbar, er brach in das Gericht ein, welches ein ihm ungünstiges Urtheil gefällt oder welches sich erlaubt hatte, überhaupt Klagen und Processsachen gegen ihn anzunehmen. Ja, ein polnischer Grosser erschien einmal vor den Thoren Warschaus und verlangte vom Könige Stanislaw August die Einstellung einer bei den königlichen Tribunalen gegen ihn anhängigen Rechtsverhandlung. Als er nicht durchdrang, zog er straflos ab.

Das war das Volk Polens, die Masse, welche sich nutzbar zu machen das Streben jener grossen Häuser war, die zum grossen Theil noch aus den alten Geschlechtsverbänden früherer Zeit hervorgegangen waren, sich dann auf Kosten des Staates ungeheure Reichthümer angesammelt, unter den Wettinern eine fast gänzlich unabhängige Rolle sich erorbert hatten und jetzt diese Stellung zu erhalten oder zu missbrauchen beflissen waren. In dem Magnatenthum gipfelt das gesellschaftliche wie das staatliche Leben des damaligen Polen.

VII.

Die Magnaten.

Karl Radziwill.

Das Hauptübel in dem Staatsleben, wie es sich unter den Wettinern entwickelt hatte, war die übermächtige Stellung des Magnatenthums. Sie sogen alle staatlichen Kräfte auf und verbrauchten sie zu unstaatlichen, privaten Interessen. Ein Geschlecht stand gegen das andere, wie sie es gewohnt gewesen waren als die Auguste von Dresden aus bald die Radziwill's gegen die Lubomirskis, bald die Potockis gegen die Czartoryskis, bald die Sanguszkos gegen die Sapiehas benutzt hatten. Jedes dieser und anderer Geschlechter suchte überall nach Machtmitteln, das Gesetz band sie in keiner Weise an gewisse Pflichten gegen den Staat, da ihnen selbst die offene Rebellion in Gestalt jener Conföderationen gesetzlich erlaubt war. Macht, Reichthum, Glanz, Anhang, Bedrückung der Gegner waren ihre Motive, was überall im Staatsleben auflösend sich äusserte.

Mit Stanislaw August Poniatowski war nun ein Monarch an die Spitze getreten, der nicht, wie bisher, seine wichtigste oder einzige Stütze im Lande in einer der Magnatenparteien fand, sondern von auswärts einen Theil seiner Kraft bezog, im Innern aber durch Reformen festeren Fuss zu fassen suchte, die mit einer Kräftigung des niederen Adels Hand in Hand gehen sollten. Er wollte seine Macht auf breiterer Grundlage aufbauen, als die Sachsen es gethan hatten, ein Plan, zu dem er schon durch seine Herkunft aus einer den grossen Magnaten unebenbürtigen Familie, dann durch die Erfahrung gedrängt wurde, dass ein Emporraffen der Volkskräfte zum Widerstande gegen die heraufziehenden Gefahren nicht möglich

sei unter den Auspicien der alten Oligarchenwirthschaft. Stanislaw August war ein Schwächling an Charakter, und die aussergewöhnlich ungünstigen Verhältnisse, in die er trat, übermannten ihn so sehr, dass er zuletzt unter Einbusse an seiner Mannesehre von dem politischen Schauplatze abtrat. Indessen er hatte den besten Willen und glänzende Gaben des Geistes, er griff alsbald reformirend, schaffend ein, ihm verdankte Polen zum grossen Theil die kurze Blüthe, deren Frucht zu ernten ihm nicht beschieden war. Gerade die Erziehung des niederen Adels hatte er mit regem Eifer gleich zu Anfang seiner Regierung ins Auge gefasst, und unter seiner Leitung erwuchs eine Generation, aus der die Tüchtigsten ihm zur Seite traten, deren Polen seit langer Zeit sich erfreute. Diese Generation erschien auf der öffentlichen Bühne eben um den Anfang der achtziger Jahre und verlieh dem nächsten Jahrzehnt einen Glanz, dessen Gedächtniss den Zeitgenossen und spätern Schriftstellern Polens immer von heiligem Zauber begleitet gewesen ist. Hatte man die Zeit der Sigmunde, oder lieber noch die der sächsischen Auguste das goldene Zeitalter Polens genannt, so meinten einsichtige Patrioten aus der letzten Zeit polnischer Selbständigkeit, dass jene Bezeichnung mit grösserem Recht den 12 Jahren zukomme, die unter den Segnungen äusserer Ruhe und innerer Reformen von 1780 bis 1792 verflossen.

Wir haben denn auch eine ansehnliche Reihe von Denkwürdigkeiten polnischer Schriftsteller, welche in der Mehrzahl eben an diese für Polen so bedeutungsvolle Periode anknüpfen. Es ist nur ein natürlicher Ausdruck der wirklichen Verhältnisse, wenn wir in diesen Schriften überall und immer wieder jenen wenigen Namen begegnen, die wir vorhin nannten: um sie und den königlichen Hof zu Warschau bewegte sich das gesammte Polen in dieser Zeit.

Die letztvergangenen Jahre hatten freilich die Stellung der Magnaten gegen früher hie und da erschüttert. Die Verschwendung hatte manches unerschöpflich scheinende Vermögen in Verwirrung gebracht, die Theilung von 1773 manches grosse Haus in seinem Einfluss im Lande auseinander gerissen. Unter

den Potocki, den Lubomirski, Sapieha, zum Theil Verwandten des Königs, hatten sich Manche an den Rand des Bankerotts gebracht; das Erbe August Czartoryski's, bei seinem Tode etwa 1,800,000 Mk. Einkünfte betragend, war zum grösseren Theil unter österreichische Herrschaft gekommen. Um sich in ihrem alten Glanz zu erhalten, begaben sich viele dieser Herren in den Sold auswärtiger Höfe. Der alte Hader untereinander blühte trotz der drohenden politischen Gefahr nach wie vor: in Litthauen standen die Radziwill gegen die Oginski, in Braclaw die Potocki gegen die Grocholski, in Kowno die Zabiello gegen die Wawrzecki, in Liefland die Sieberg gegen die Plater, anderswo die Radziwill gegen die Massalski, diese gegen die Czartoryski, die Czetwertynski untereinander. Aber noch immer leiteten sie die staatlichen Elemente, wenn sie selbst auch meist durch andere Hände wiederum geleitet wurden. Zu fest hatte die Oligarchie sich unter den Augusten und schon früher eingewurzelt.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit war recht eigentlich die Devise dieser Adelsrepublik. Jeder Schlachtiz hielt sich für freier als irgend ein Mensch in Europa; »der Schlachtiz auf der kleinsten Scholle, sagte das Sprichwort, ist gleich dem Wojewoden«; und Herr Bruder redete der Höchste den Niedersten an. Und dennoch waren die Gegensätze so gewaltig wie kaum in einem andern Lande, welches von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit noch nichts wusste. Die Gesetze der menschlichen Natur hatten sich auch hier stärker erwiesen als die Satzungen des Staates, sie hatten die thatsächlich grösste Ungleichheit mit dem Aufhören des von der königlichen Gewalt ausgehenden Gegendruckes alsbald auf dem Boden äusserer Gleichheit aufspriessen lassen. Der Magnat wurde als Herrscher geboren. Das älterliche Haus umgab ihn von Kindesbeinen an mit der ausgesuchtesten Etikette des Hoflebens. Eine weite Kluft trennte ihn nicht blos von den grossen Schwärmen des Hausgesindes, sondern ebenso von den Schaaren höherer Dienerschaft, Freundschaft und Clientel des Hauses, welche ohne Unterlass darin zu finden waren.

Die Söhne der Vornehmsten gewannen ihre Ausbildung durch häuslichen Unterricht, zu welchem die tüchtigsten Kräfte des Landes und nicht selten auch des Auslandes herbeigerufen wurden. Die Andern besuchten wohl auch, gleich den weniger Bemittelten, die mönchischen Schulen. Aber sie fanden hier denselben Unterschied des Ranges, der Geburt, dieselben Gegensätze von Herren und Knechten als zu Hause. Mönchthum und Magnatenthum waren eng verbrüdert. Aeusserer Schein und innere Würdelosigkeit waren der Grundcharakter des Dieners, der zugleich die Kirche und die Schule, in beiden aber die weltliche Macht und das Geld bediente. Wie der Jesuit stets nur seinen Orden im Auge hatte, so erzog er den Schüler nicht im Interesse desselben, mit dem Zweck ihn zum tüchtigen Manne zu bilden, sondern nur im Interesse seines Ordens. Der Eine sollte Ehrfurcht oder Furcht vor dem Orden ins Leben mitnehmen, der Andere sollte Gönner des Ordens werden. Der Arme wurde in die Furcht hineingepeitscht, der Vornehme in die Gönnerschaft hineingeschmeichelt. Daher eine völlig verschiedene Behandlungsweise des Einen und des Andern. An körperlicher äusserer Strenge gebrach es keineswegs. Wir erzählten unsern Lesern bereits von der Beweglichkeit des »Monitor« in den Schulen. Wir sahen ihn in der steten Begleitung des Lehrers. Er lag aber keineswegs in der Hand der blosen Gerechtigkeit, sondern war vielmehr ein Mittel, den Knaben den Unterschied der Geburt und der Fähigkeiten, die Unter- und Ueberordnung unter einander wirksam einzuprägen. Denn es bildete die Belohnung der fleissigen oder begünstigten Schüler, ihn auf den Rücken der faulen und unbeliebten niederfallen zu lassen. Waren schwerere Vergehen zu bestrafen, so ging der Monitor aus der Hand des bevorzugten Mitschülers in die des »Kalefactors« über, eines Amtes, mit dem die armen und aus niederer Lebenslage entsprossenen Schüler betraut wurden, und welches ihnen ausserdem das Reinigen der Zimmer, das Ofenheizen, Holztragen, kurz die Bedienung der Schule auferlegte. Dafür durften sie ihre freie Zeit zum unentgeltlichen Anhören des Unterrichts benutzen. Im Allgemeinen trat die Ungleich-

heit nach Geburt, Stand, Vermögen überall grell hervor: auf den ersten Bänken in jeder Classe sassen die sogenannten Imperatore, die Söhne vornehmer Geschlechter oder reicher Aeltern. Diese wohnten unter Aufsicht eines »Directors«, der aus der Zahl der ausgezeichneten Schüler erwählt wurde, sie waren ausgestattet mit dem Luxus ihres Vermögens und wurden von den armen Mitschülern, Söhnen derjenigen, welche in irgend einem Verhältniss der Abhängigkeit zu ihren Verwandten standen, bedient; sie liessen sich von diesen ihre Bücher zur Schule nachtragen und bildeten sich so frühzeitig zu hoffährtigen Panen aus. Die dienenden Armen hingegen erwarben mit dem Sinn der Unterwürfigkeit zugleich das Anrecht auf die Gönnerschaft ihrer Pane im späteren Leben. Diese jungen und reichen Adligen waren die Gegenstände der Sorge und Schmeichelei der Lehrer, die ihnen nicht selten ihre gelehrten Werke oder poetischen Ergüsse mit Emphase widmeten, worin der Reichthum, der Ruhm des Geschlechts, die hohen Tugenden und künftigen Würden und Thaten der jungen Leute besungen wurden. Spionage der Schüler unter einander war das gebräuchliche Mittel, Aufsicht zu üben; eine Verletzung der äussern Rücksichten, besonders gegen kirchliche Vorschriften, wurde hart gestraft, die Verhöhnung aller Moral aber im Geheimen durfte der Straflosigkeit ziemlich sicher sein. Denn das Leben der Mönche und Lehrer selbst vertrug keine öffentliche Beurtheilung: Trunksucht, geschlechtliche Ausschweifung, Streit, Heuchelei und Lüge jeder Art bargen sich in das Gewand christlicher Frömmigkeit. Das Wissen, welches der Schüler aus diesen Schulen mitnahm, war gering, der moralische Schaden gross.

Aus der Schule brachte der Pan diese Mischung von rücksichtslosem Dünkel und Ueberhebung einerseits und gleissnerischer Höflichkeit und Gleichstellung zum niederen Schlachtiz in den äussersten Formen andererseits ins Leben mit. Jeder weitere Schritt ins Leben hinein entwickelte diese Stellung. Denn wie der Pan die staatlichen Functionen an sich gerissen hatte, so hatte sich auch an die Stelle des Staatsdienstes oder neben denselben mit ganz gleichem Ansehen der Magnatendienst gestellt. Niemand war

der Ehre unzugänglich, einem Magnaten zu dienen, je nach eigenem Rang und Vermögen in verschiedener Weise. Die Söhne und Töchter der wohlhabenden Schlachta gingen hier auf die Hochschule guter Erziehung, in der es allein möglich war, das zu erwerben, was so hoch geschätzt wurde: die äussere Politur, den »Polor«, und weil ohne Bekanntschaft in diesen höchsten Kreisen keine öffentliche Laufbahn denkbar war. Die Aermeren gingen hier nach Aemtern, Beförderung und Lohn; die Aermsten umringten den Pan als Bediente. In dem Tross dieser dienenden Schlachta sprach sich recht eigentlich die Stellung des Magnaten aus. Nirgend sonst finden wir ein solches Verhältniss gesellschaftlicher Herrschaft ohne den rechtlich-politischen Untergrund. Die grossen Lehnsherrn des Mittelalters geboten über eine grössere oder geringere Schaar von Vasallen: aber der Vasall war durch Recht und Vertrag zu bestimmtem Dienst verbunden, nur zu festen Zwecken stösst er mit seinem Heerbann zu den Mannen des Lehnsherrn, der Freie ehrte in demselben den Träger der staatlichen Gewalt und that seinen Dienst mittelbar dem Kaiser und Reich. Der Schlachtiz war nach Gesetz und Recht eben so gut Träger der staatlichen Gewalt, als der Pan, dessen Leibpferd er zu pflegen hatte: die thatsächlich gewordene Ordnung der Gesellschaft allein begründete das persönliche Verhältniss des Dienstes und der Herrschaft, unter welches er sich begab.

Ueberall waren die reichen Magnaten und Bojaren die Mittelpunkte des politischen und geselligen Lebens, und bei aller politischen Gleichberechtigung und sonstigen Rechtsgleichheit mit dem niederen Adel nahmen sie diesem gegenüber doch eine auf socialen Kräften beruhende dominirende Stellung ein, die sich auch im geselligen Verkehr sehr bemerkbar äusserte. Der grosse Pan war gewöhnt, mit kriechender Ergebenheit und Schmeichelei von dem niedern Schlachtiz umgeben zu werden und scheute sich nicht, neben gewöhnlicher Höflichkeit seinerseits ihn zu beleidigen, selbst thätlich zu strafen. Aber andererseits war er zu seinem Hofstaate nöthig, er speiste und zechte an seiner Tafel, er jagte mit ihm in seinen Wäldern. Der Magnat zog sich nicht vornehm und hoffährtig, wie es eine Eigenthümlichkeit des deutschen hohen

Adels in den entsprechenden Verhältnissen war und ist, von dem gewöhnlichen Schlachtiz zurück, sondern er zog diesen zu sich heran. Wie er aus seiner Machtstellung ungeheure Reichthümer gewann, so theilte er den Genuss dieser Schätze gern mit denen, die seine Machtstellung unterstützten und hielten. Der Abstand seines Vermögens zu demjenigen des einfachen Landedelmannes war ungeheuer, aber er verkehrte mit diesem, sofern er nicht zu seinem Hausgesinde gehörte, auf dem Fusse der Gleichheit, er weigerte auch dem unter ihm Stehenden gelegentlich nicht den Bruderkuss, ihm war der Dünkel unbekannt, der ihm den Umgang mit dem armen Edelmann verboten hätte. Alles das, sowie die Opferfähigkeit für augenblicklich das Volk erhebende Ideen, in der sich die Magnaten häufig hervorthaten, bewirkte, dass die Magnaten trotz ihrer dominirenden Stellung populär waren, dass sie nicht in ständischen oder socialen Gegensatz zum niederen Adel traten, sondern immer von der versöhnenden Macht der Volksthümlichkeit getragen wurden.

Wer das Innerste des damaligen Polenthums kennen lernen wollte, musste es an den Höfen der Magnaten thun. Kaum irgendwo hat das gesellschaftliche nationale Leben eines Volkes je so voll und üppig pulsirt, als hier auf diesen ewig vollbesetzten Schaubühnen aller polnischen Tugenden und Laster, Liebhabereien und Leidenschaften, kleinen und grossen Unternehmungen, wo der Pan stets die Hauptrolle, den Herrscher spielte.

Ein solcher Hof, der halb noch in den Zeiten August's III., halb in der neuen Zeit Poniatowski's stand, war derjenige Karl Radziwill's.

Das Geschlecht der Radziwill gehörte zu den erlauchtesten der Republik: es nannte sich mit den Sanguszko und Czartoryski verwandt dem Königshause der Jagellonen. Sein Reichthum übertraf den aller andern grossen Häuser. Karl Radziwill, sagte man, könne von Nord nach Süd, von den Grenzen der Wojewodschaft Wilna bis nach Kiew, also durch ganz Mitteleuropa hin ohne Unterbrechung innerhalb seiner Besitzungen reisen. Der eigentliche Stammsitz der Fürsten Radziwill war Biala in der Wojewodschaft Brest. In der benach-

barten Wojewodschaft von Nowogrodek lag Nieswiesch, die Residenz und der Erbsitz Karl Radziwills. Nieswiesch schloss einen guten Theil polnisch-litthauischer Geschichte in sich.[1] Seit Jahrhunderten herrschten hier die Radziwill's und hatten nach der Wahl Jagello's zum Könige von Polen gesucht, den Glanz des litthauischen Fürstenthums an sich zu fesseln. Eine reiche Sammlung historisch wichtiger Handschriften beherbergte das Schloss; hier wurden laut besonderem Privilegium Sigismund August's, des letzten der Jagellonen, das Original der Union Litthauens mit Polen, sowie andere für Litthauen wichtige Urkunden aufbewahrt. In Nieswiesch war in gewissem Maasse noch das alte Grossfürstenthum Litthauen vertreten.

Und die ganze Würde dieser Umgebung, der ganze Stolz seines Geschlechts, das ganze Selbstgefühl seiner Stellung, das ganze Bewusstsein seines Reichthums waren in dem gegenwärtigen Träger all dieser Güter vereinigt.

Karl Radziwill war noch erwachsen unter dem Regiment des letzten August. Seine Erziehung war jener Zeit gemäss, sein Sinn hielt fest an den Jugendeindrücken von der Allmacht des Magnaten und der Herrlichkeit altpolnischen halbasiatischen Wesens. Er hatte beim Tode August's III. einen hohen Flug genommen: mit Branicki zugleich war er aufgetreten als Bewerber um die Königskrone. Nachdem die Gewalt einer fremden Kaiserin seinen Plan vereitelt hatte, entfloh er vor der Rache dieser und ihrer Verbündeten, der Familie Czartoryski, ins Ausland. Dort lebte er in Dresden ein wüstes Leben, wie er es zu Hause gethan, und schmiedete gelegentlich Vergeltungspläne gegen seine Feinde. Als die abenteuerliche Prinzessin Tarakanow auftrat, unterstützte er ihre gegen Katharina erhobenen Erbansprüche auf den russischen Thron, während alle dem jungen Hofe zu Warschau übelwollenden Polen in ihm einen Gönner fanden. Seine Güter waren inzwischen von Russland mit Beschlag belegt worden. Aber sein Gewicht blieb trotzdem ein so gewaltiges, dass, als Katharina im Jahre 1767

[1] Swienski, Beschreibung des alten Polen, Th. II, S. 249.



in die Zügel der Republik greifen wollte, welche ihr durch die Selbständigkeitsgelüste der »Familie« (Czartoryski) und des jungen Königs aus der Hand zu schlüpfen drohten, sie der Mitwirkung Radziwill's nicht entbehren zu können glaubte. Um ihn gegen den gemeinsamen Gegner, den warschauer Hof, zu gebrauchen, bot Katharina ihm Frieden an. Radziwill's beschränkter und durch Eitelkeit umwölkter Verstand war den Künsten der Verlockung und Ueberredung nicht gewachsen, mit denen der General Repnin ihm die Erhabenheit der Rolle vorspiegelte, die er ihm anbot. Er wurde um den Preis der Wiedererstattung seiner Besitzungen, Würden und Aemter, Marschall der Conföderation von Radom. Er verpflichtete sich, für die Rechte der Dissidenten einzutreten, weil man ihm weiss machte, er verletze dadurch in nichts die Herrschaft der römischen Kirche. Er verpflichtete sich ferner, fortan ordentlich und anständig sich zu betragen. Denn er war, sagt Kostomarow,[1] immer dazu geneigt an der Nase geführt zu werden, aber auch stets überzeugt, er handle so wie es ihm beliebe, und es schien ihm, dass um ihn her Alles ihm gehorche. »Am 3. Juni 1767 zog er in Wilna ein. Die Geistlichkeit, der städtische Magistrat, einige tausend eigens dazu herbeigeeilter Edelleute empfingen ihn mit Freudenrufen; mit ihm war der russische Obrist Karr, der ihn nie verliess. Russische Truppen gaben ihm wie zu Ehren das Geleit. Salven russischer Geschütze zu Ehren seiner Rückkehr ertönten zugleich mit dem Dröhnen der wilnaer Kirchenglocken. »Gesegnet sei deine Heimkehr — schrie die Schlachta — du bringst uns Freiheit und Frieden!« Sein Zutritt sicherte das Zustandekommen der Conföderation«.

Es dauerte aber nicht lange, so merkte Radziwill, dass er überlistet worden war. Die Conföderation von Bar riss ihn ins gegenseitige Lager hinüber, was zur Folge hatte, dass die Russen ihn wiederum aus Nieswiesch verjagten und dasselbe besetzten. Sobald er eingesehen, dass bei den Russen für ihn nicht viel zu holen sei, schloss er sich wieder der Partei an, welche seiner

[1] Kostomarow, Die letzten Jahre der Republik, S. 89.

Natur weit mehr entsprach: den Vertretern des Altpolenthums, des Magnatenthums, der Kirche, den Gegnern Stanislaw Augusts, auf dessen Entthronung es in Bar abgesehen war. Seitdem blieb Radziwill lange wieder offener Gegner des Königs und des Hofes. Da die Conföderation von Bar sich auflöste und die erste Theilung erfolgte, hielt er sich fortan von dem Hofe zurück, dessen Gewicht im Lande immer mehr zu wachsen begann. Erst zwölf Jahre später, 1784 fand eine Aussöhnung mit dem Könige statt.

Radziwill war der letzte Vertreter des altpolnischen Magnatenthums aus der sächsischen Zeit. Es hat sich um seine Person sehr bald nach seinem Tode ein Mythenkreis gesetzt, der heute noch fortlebt. Jeder Pole von einiger Bildung kennt heute noch den »Panie kochanku«, wie der Volksmund ihn nach seiner gewohnten Anrede (»geliebter Herr«) nannte. Die jüngere, feinere Generation rümpfte die Nase über ihn oder hielt ihn für halb toll. Aber seine Tollheit und Rohheit war eine solche, wie sie ein ganzes Zeitalter hindurch in Polen herrschte. Die Jüngeren, aus unserem Jahrhundert, verstanden und verstehen ihn nicht mehr recht. — Von der Natur mit mittelmässigen Geistesgaben ausgerüstet, von beschränktem Verstande, ohne Bildung, dankte er seine Stellung allein den Glücksgütern, in die ihn die Geburt hineingesetzt hatte. Maasslos war seine Eigenliebe, fessellos die Eigenmacht, mit der er seinen Launen den Zügel schiessen liess ohne Schonung auch hochgestellter Personen. Er wurde oft der Grossfürst oder auch das Königlein von Litthauen genannt und gefiel sich darin, diese Rolle zu spielen. Widerstandslos beherrschte er Litthauen, wo er Wojewode von Wilna war. Jedermann war hier von ihm in irgend einer Weise abhängig und er zögerte nie, diese Abhängigkeit für sich auszubeuten. Zu Nieswiesch hielt er seinen Hof in orientalischer Pracht, stets umgeben von einem Hofstaat, der nach Hunderten zählte, umdrängt von einem Tross liebedienerischer »Clienten«, von einer bunten Schaar von Gästen, die alle seinen Launen fröhnten, seinen barocken Lügengeschichten ein heuchlerisch gläubiges Ohr liehen, seinen Gewaltstreichen



und rohen Vergnügungen zujubelten. Von ästhetischem Sinn fand man hier keine Spur; prahlender Glanz neben harten, plumpen Sesseln, schreiende Farben in buntester Mischung neben rohem Holzwerk, angehäufte Schätze, die mehr durch ihre Massenhaftigkeit als durch Kunst blendeten. Tausend goldene und silberne Kostbarkeiten waren hier ohne Ordnung zur Schau gestellt oder in der berühmten Schatzkammer aufbewahrt, allerlei Merkwürdigkeiten, wie z. B. das unter dem Könige Johann Sobieski[1] bei Wien erbeutete Zelt des Grosswessirs, erzählten die Geschichte dieses in die graue Vorzeit reichenden Dynastengeschlechts. In dem Schatz von Nieswiesch bargen sich Tische aus gegossenem Silber, besonders aber die Statuetten der 12 Apostel, jede 2 Fuss hoch, aus lauterem Golde gegossen.

Radziwill war ein Pole vom alten Schlage, ein Feind des verfeinerten Franzosenthums und der höfischen Neuerungen; nur wer im polnischen Kontusch bei ihm erschien, durfte auf guten Empfang hoffen. Er war aufrichtig der Sache des Vaterlandes zugethan, dem er zu verschiedenen Malen Millionen opferte. Der Conföderation von Bar soll er unglaubliche Summen, man erzählt von einigen Zehnmillionen, zugewandt haben. Allein seine Eitelkeit verleitete ihn auch zu Schritten, deren für das Land verderbliche Folgen er nicht zu übersehen vermochte. Den Magnaten war er abhold, weil sich die meisten von fremden Höfen besolden liessen und weil ihm der Geschmack Vieler nicht zusagte. Dafür war er ein Gönner der Schlachta, mit der er sich den altpolnischen Vergnügungen der Jagd, des Spiels, einer nicht feinen, aber vollen Tafel und eines nie ruhenden Bechers, hingab. Er war ein unermüdlicher Schlemmer, ein berühmter Trinker, verachtete mässige Naturen, wie den König, als Schwächlinge und schätzte den Werth seiner Freunde gern nach der Weite ihres Schlundes. Im Umgang mit Frauen zeigte er achtungslose Rohheit, die nur zu gern derber Sinnlichkeit sich hingab.

[1] Vielfach ist hiebei von Schriftstellern das Versehen gemacht worden, dieses Zelt unter Johann Kasimir statt unter Sobieski erobert sein zu lassen.

Wenn man die französische Partei damals »Gallo-Polen« nannte, so war er der entschiedenste Vertreter ihrer Gegner, der »Sarmaten«. Karl Radziwill war unter mittlerem Wuchse, ziemlich beleibt, und trug sich nie anders als im altpolnischen Geschmack, gewöhnlich in den Farben seines Hauses oder der Uniform seiner Wojewodschaft. Ein karmesinrother Leibrock, der Kontusch und die Aufschläge dunkelblau, goldene Knöpfe, einen ausgelegten Pallasch oder reich vergoldeten, mit Brillanten übersäten polnischen Säbel an der Seite, hinter dem Leibgurt Handschuhe von Elennleder, ein tief herabhängender Schnurrbart, der Kopf geschoren bis auf einen nussgrossen Haarbüschel auf dem Scheitel, darüber die karmesinrothe viereckige Mütze, die Hose und die ganze Kleidung weit und schlotternd, — das war die Tracht, die Karl Radziwill für die einzig eines Polen würdige hielt und von der Niemand in seiner »Assistenz« abgehen durfte. Ihr anpassend waren die Dienerschaft, die nach Hunderten zählte, und die Haustruppen uniformirt. Er unterhielt als Parteigänger der Conföderation von Bar auf eigenen Sold Jahre lang 7000 Mann Truppen, ja, Niemcewicz giebt in seinen Memoiren die Zahl seiner Truppen sogar auf 10,000 Mann an.

Wie er für seine politischen Unternehmungen, die freilich mehr den Charakter politischer Abenteuer trugen, königlich freigebig sein konnte, so war er zu gewöhnlichen Zeiten in hohem Maasse opferfähig für die grosse Masse derer, welche seinen Anhang bildeten, und wer, ruft Ochocki aus, war in Litthauen nicht ein Client Radziwill's? Er liebte es, Söhne seiner Clienten, sogar Kinder aus andern Ständen auf seine Kosten erziehen zu lassen und sie zur weiteren Ausbildung ins Ausland zu schicken. Eine Menge von Familien gab es, welche durch ihn zu Wohlstand und Ansehen gekommen waren und nun ihrerseits ihm treu anhingen. Alle diese Clienten bildeten den Hof des Fürsten, sie waren stets willkommen, assen und tranken mit ihm, hörten andächtig seine unglaublichen Lügengeschichten an und richteten sich nach seinen originellen, rohen Launen. In Warschau bildeten sie einen Tross, der ihm blind gehorchte.

Aber selten und ungern nur hielt er sich in dieser Stadt der Neuerungen auf. Unter seiner Schlachta in Nieswiesch war er am liebsten, oder unterwegs mit derselben, von einem seiner Güter zum andern sich tummelnd. Sein grosser Einfluss beruhte nicht zum geringsten Theil auf dieser schrankenlosen Geselligkeit und Freigebigkeit. Sie gehörten zu den obersten Pflichten des Magnaten dem Schlachtiz gegenüber, und diesen Pflichten wurde von allen Magnaten nach Vermögen entsprochen.

Der gesellige Verkehr zwischen dem Magnaten und dem Schlachtiz band immer wieder den einen an den andern und war dazu angethan, auch den Rohen und Ungebildeten nicht zurückzustossen. Denn wahre Bildung war auch bei den reichen Polen eine Seltenheit, Rohheit der gewöhnliche Ausdruck der Gesellschaft und des Einzelnen, leicht kenntlich unter dem dünnen Firniss höflicher Formen, höflichen Scheines. Derber Sinnengenuss, ausschweifendes Gelage waren das Ziel aller Zusammenkünfte geselliger Natur, und dem Becher wurde ohne Maass gefröhnt. In Ungarwein, Branntwein und Bier gipfelten alle Freuden der Gesellschaft, so dass man sich in die Zeit versetzt glaubt, da der Ritter Hans von Schweinichen in Deutschland seine Thaten vollbrachte. Die lange Reihe der Gäste zu berauschen war das Ziel des Gastgebers, nie durfte der Krug leer sein, und wehe dem, der einem Zutrunk des Hausherrn, einem Wohl auf diesen oder jenen vornehmen Herrn, auf diese oder jene That nicht mit seinem ganzen Becher Bescheid that, denn alsbald war er wieder gefüllt durch die überall, sogar unter dem Tische lauernde Dienerschaft und musste nachträglich ohne Gnade bis auf den Grund geleert werden. Es gab vornehme Herren, wie Adam Malachowski, Fürst Czetwertynski u. A., welche weit und breit berühmt waren durch die Dehnbarkeit ihres Schlundes, die ihre Gäste gewaltsam zu sich nöthigten und dann trinken liessen, bis sie nicht selten den Geist aufgaben. Es gab Pane, bei denen die Gelage fast nie aufhörten und die trunkenen Gäste fast nie ausgingen.

Michael Granowski, Grosssecretär der Krone, verschwägert mit den Radziwill's, verwandt mit den Czartoryski und

dem Könige, ein reicher Grundbesitzer, gehörte zu diesen Herren.[1] Von schönem Aeussern, hohem Wuchs, ausserordentlicher Körperkraft, leutselig, herzlich, muthig, hatte er alle Tugenden und Fehler, die ihn bei den Polen beliebt machen konnten. Der Zweikampf mit Pistole oder Säbel machte ihm eben so viel Vergnügen als der Becher. Kam er von seinem Hofe nach Lublin, so war er stets von Zechern umgeben, die er sorgfältig zu sich heranzog. Er besass zwei berühmte Trinkgefässe, den »Adler«, den man mit beiden Händen führen musste, da er fünf Flaschen Wein fasste, und die »Ente«, welche auf kurzem Fusse stand und blos drei Flaschen hielt. Einstmals hatte — es war um 1785 — Granowski beim Lubliner Tribunal einen Process gewonnen, und wie üblich zur Feier des Sieges ein Gastmahl veranstaltet, zu dem auch das gesammte Tribunal geladen war. Alle Glieder erschienen natürlich, mit Ausnahme des kranken Präsidenten. Es war darunter ein »Mäcen zweiter Classe«, Badowski, ein sehr dicker Mann mit viel Witz, zu allen Scherzen aufgelegt, ein bekannter Trinker, und daher stets sehr erwünscht bei Granowski. Nachdem beim Mahle bereits stark getrunken worden war, zeigten sich Adler und Ente. Bald aber kam eine Liebhaberei Granowski's von anderer Art zum Vorschein. Er erklärte »Amerikaner« zu sein und rief seinen Gästen zu: »wer mich liebt, thue wie ich«! Darauf entkleidete er sich zur Hälfte, band das Hemd an den Gürtel und begab sich mit gefülltem Becher auf die Strasse. Ein Theil der Gäste folgte freiwillig seinem Beispiel; diejenigen, welche sich entfernen wollten, wurden von seiner Dienerschaft erhascht und entkleidet, und plötzlich sah man eine halbnackte Schaar von 80 Personen durch die Strassen sich bewegen. Ein Wagen mit mächtigem Weinfass beladen wurde herbeigefahren, Badowski setzte sich als Bachus darauf und nun ging die tolle, lärmende Procession durch die Stadt zum Tribunal, welches inzwischen zur Sitzung wieder zusammenberufen worden war, aber bei dem Anzuge der Procession sich rasch auflöste; dann setzte sich der Zug zum kranken Präsidenten

[1] Koźmian a. a. O. I, S. 53.

in Bewegung: die gesperrte Thür wurde eingebrochen und der mächtige Würdenträger, in dessen Händen Leben und Tod ruhte, aus dem Bette geholt. Erst gegen Abend kehrte man zur Behausung Granowski's zurück.

Bei der hohen Geistlichkeit ging es nicht anders her. Der Bischof Lenczewski, ein übrigens geachteter, vom Könige geschätzter Mann, erschien einmal in Lublin auf den Strassen an der Spitze einer solchen angetrunkenen Rotte; eine Tonne Wein voraus, die Musik hinterdrein, der Prälat mit grossem Humpen singend und tanzend — so zogen sie auf den Marktplatz und zechten da weiter.

Und doch erzählte man sich damals mit Staunen von dem Durste unter den Augusten, von den übermässigen Trinkgefässen, die ehedem im Gebrauch gewesen seien. Wie es die Magnaten jetzt trieben, so hatten sie es von August III. dereinst gelernt, der von Hof zu Hof fuhr und den Becher selten aus der Hand legte. Dieser König war ein Zecher gewesen recht nach dem Herzen der Polen. Als er einst drei Tage lang bei einem Magnaten den Wein in Strömen hatte fliessen machen und endlich in die Kutsche zur Abfahrt gestiegen war, eilte der Herr des Hofes mit einem Becher herbei. »König, rief er zu Thränen gerührt, ich habe noch zwei Flaschen Wein, welche ich Niemandem geben würde, aber für Eure königliche Gnaden will ich sie holen.« Der König, erzürnt dass die Flaschen ihm so spät angeboten wurden, antwortet heftig: »Bewahrt sie, Herr, für einen Besseren auf, als ich bin.« Aber was man damals gelernt, verstand man jetzt noch sehr wohl. In vornehmer Gesellschaft bei Tische wurde die Gesundheit eines geehrten Gastes oft ausgebracht in Bechern, die drei Flaschen hielten. »Etwa zwanzig von uns«, erzählt Ochocki bei solcher Gelegenheit, »leerten ihn auf den Grund«, manche in einem Zuge; nur die unreife Jugend erhielt Absolution; der achtzigjährige Wirth des Hauses that seinen angenehmen Gästen mit dem ganzen Becher Bescheid.

Denn Höflichkeit stand in den höchsten Ehren. Die Phraseologie der Polen ist reich an Ausdrücken der Achtung und

der Unterwürfigkeit. Das gesittete Wesen verlangte die liebenswürdigsten Begrüssungen auch zwischen Pan und Schlachtiz, verlangte, dass der Wirth jeden Gast andauernd und bei jeder Gelegenheit zum Trinken und Essen, zum Sitzen oder Stehen, zum Bleiben oder Kommen nöthigte, dass der Gast sich nöthigen liess, Speise und Trank unmässig lobte, stets eine Verbeugung, eine bewundernde Redensart, einen Freundeskuss für den Wirth in Bereitschaft hatte, vor Allem aber dass er Bescheid zu thun im Stande war, auch wenn es sich um das Austrinken von drei Flaschen Ungarweines handelte. Alle Höflichkeit hinderte indessen nicht, dass der Rausch oft blutige Köpfe setzte und grosse Schlägereien. Eine Beleidigung entblösste flink den Säbel, wenn sie auch oft ebenso flink vergessen und mit Trunk und Bruderkuss die neue Freundschaft besiegelt wurde.

Oft genug aber wurde der ausgebrochene Streit zum blutigen Austrag gebracht. Das Duell blühte ganz besonders bei diesem Volke, welches sich durch sein unmännliches Wesen auszeichnete und von dem der nach Frankreich zurückkehrende Dumouriez gesagt haben soll, die einzigen Männer in Polen seien die Frauen. Es war eben hierin, in Rauferein, Aeusserlichkeiten und Sinnentaumel, worin die Schwäche des polnischen Charakters einen gewöhnlichen Ausdruck fand. Beim geringsten Anlass griff man zur Waffe, die besten Freunde glaubten ihre Ehre nicht anders als durch einige Wunden gegen einander vertheidigen zu können; man zerfetzte sich Nasen und Ohren und schloss dann rasch wieder Freundschaft.

Dieses derbe Leben bei rohem Sinnengenuss inmitten einer unterwürfigen Schaar lachender, zechender, nichtsthuender Schlachta behagte Karl Radziwill ganz vorzüglich. Um seine riesigen Besitzungen kümmerte er sich wenig. Sie wurden von einer Menge Beamten mit allerlei Titeln verwaltet, oder waren verpachtet an gute Freunde. Natürlich floss ein bedeutender Theil der Einkünfte in die Taschen der Verwalter und Pächter, blieb doch immer noch genug übrig für die Verschwendung des Fürsten. Die meisten Höfe waren in elendem Zustande, denn der Fürst hatte nie Zeit oder Lust die Wirthschaft zu

untersuchen, zu prüfen: da schalteten die Beamten frei, zogen aus den Höfen heraus so viel sie konnten, drückten nach Belieben auf die hörigen Bauern. Trotz dieser Wirthschaft hinterliess Radziwill, als er starb, einen Besitz von 5 bis 6 Mill. Gulden (3 Mill. Mk.) jährlicher Einkünfte.

Die Höfe, in denen er zeitweise Aufenthalt nahm, waren für die Bequemlichkeit des Fürsten und seines Trosses nicht eingerichtet, sondern man musste die Einrichtung stets selbst mit sich führen. Da stand Alles öde, ohne Pflege, verwilderte, verfaulte, zerfiel, soweit der Verwalter dessen nicht bedurfte für die eigene Bequemlichkeit. Dann warf sich eines Tages der wilde Haufe plötzlich in das verlassene Haus, richtete Küche und Keller, Betten und Ställe her, mit dem was er mit sich führte, und erfüllte den Hof auf einige Zeit mit seinem bunten, lauten Treiben, um ebenso plötzlich wieder spurlos zu verschwinden.

Die Zeit der Jagden versammelte besonders gern die Herren zu geselligen Streifzügen von Hof zu Hof, von Moor zu Moor, von Wildniss zu Wildniss. Nieswiesch und Biala, in dem Herzen jener endlosen Wald- und Sumpfniederung gelegen, die man noch heute Podlachien, das Waldland, nennt, boten unbegrenzte Reviere dar für den Waidmann, dem hier oft das Wild noch weniger als ein Gegenstand beliebigen und beherrschten Vergnügens entgegentrat, sondern mit dem er vielmehr noch in dem Urzustande minder ungleichen Kampfes es aufzunehmen hatte. Auerochs, Wildschwein, Elch, Luchs, Wolf, Bär waren die vornehmsten Bewohner dieser Gegend, wie sie es noch heute sind. Bald eilte man zu Ross in grossen Schaaren der Meute nach, die am Saume der Wälder — denn weiter drinnen drohte der Wolf aus dem Gehetzten der Jäger zu werden und die Braken seinerseits zu zerreissen — der Fährte des Elenns folgte, bald beschlich man mit der Flinte oder dem hier in Podlachien eigenen kurzen, an beiden Enden mit eiserner Spitze versehenen Speer leise den Bär im Lager oder den Ur bei der Aesung oder man ritt mit dem Falken zur Beize, die auf Wachtel oder Rebhuhn noch gebräuchlich war. — Wollte man ein minder

beschwerliches Vergnügen geniessen, so schaute man der Hetze zu. In weitem Kreise umschloss ein starker Hag den Kampfplatz. Ein Bär wurde hineingelassen, Braken und englische Bulldoggen nahmen den Kampf auf, mancher von ihnen wurde zerrissen, bis die »dänischen Blutegel« den zottigen Kämpen stellten und der Jäger ihn mit dem Hirschfänger niederstach. Darauf kam der Wolf daran. Einer nach dem andern wurde in den Hag hinausgeschoben, drückte sich scheu an der Wand entlang, bis die Windhunde ihn erblickten und inmitten der berittenen Jägerschaar ihn zur versuchten Flucht und endlich zur verzweifelten Gegenwehr zwangen. Wie durstig kehrte dann die Gesellschaft heim!

Dass einem Bojaren wie dem »Panie kochanku« halb Litthauen huldigte aus Anerkennung seiner Stellung, seiner Freigebigkeit, seines urpolnischen Wesens ist natürlich. Seine angeborene Gutmüthigkeit liess sich Jedermann ihm nähern, der in Kontusch und Säbel, mit geschorenem Kopfe erschien; nur »der Haarbeutel und die Pluderhose« waren verbannt aus seiner Gesellschaft, »denn«, sagte er, »unter dem schwäbischen Kleide kann ein litthauisches Herz nicht schlagen«. Aber die andere Hälfte Litthauens, die vielleicht nicht durch eigene Neigung sich zu ihm hingezogen fühlte, wurde durch andere Bande an ihn gefesselt, so weit nicht etwa ein anderer Bojar, ein Massalski oder Oginski sie zurückhielt. Seine Rohheit mochten die Meisten ertragen; Wenige aber konnten sich seiner Macht entziehen. Wer im Staate hätte es unternehmen wollen, sein Recht durchzusetzen einem Manne gegenüber, der von einigen tausend Mann Truppen umgeben war, der nöthigenfalls noch einige andere tausend seiner »Clienten« auf die Beine brachte? Der Staat selbst verfügte ja im Ganzen zu Zeiten blos über die doppelte Anzahl von Truppen als dieser Privatmann. Er scheute sich nicht, die obersten Würdenträger des Reichs gelegentlich diese Stellung fühlen zu lassen, liess einen derselben einmal in Fesseln legen und drohte ihn erschiessen zu lassen, was nachher freilich unterblieb. Der kleinere Mann mochte da mit ihm vergeblich anbinden. Wer nicht sein Client war, stand

aus Furcht unter seinem Einfluss. Und das war um so natürlicher, als das Gesetz selbst solcher privaten Uebermacht Vorschub leistete.

Wir berührten bei Gelegenheit der Rechtsverfassung bereits das Institut des »Einreitens«, dieses Ueberbleibsels aus der Zeit des Faustrechts, oder besser der Rechtslosigkeit. Die Vollstreckung eines Urtheils in bürgerlichen Streitsachen wurde der betreffenden Partei überlassen. Sie mochte sehen, wie sie zu dem verkauften Korn oder dem Waldstück gelangte, welche ihr vom Gericht zugesprochen waren. Nun war die Abgrenzung der Landgüter eine sehr unsichere, der werthlose oder geringwerthige Boden, die häufigen Theilungen, das häufige Verhandeln von kleinen Grundstücken verrückten fortwährend die Grenzen. Das Land war ja fast das einzige Besitzthum, in Wiesen, Feldern, Waldgrund bestanden die hauptsächlichsten Werthgegenstände in dem Vermögen der überhaupt besitzenden Classen. Die Verschwendung, das Spiel, der Leichtsinn brachten es mit sich, dass äussert häufig eine Schuld eingelöst werden musste, die dann mit einem Stück Land bezahlt wurde. Wie oft kann man noch heute an den sinnlosen Grenzen der Grundstücke erkennen, wie diese schöne Wiese oder jener Acker einst an den Nachbar gekommen sind, als die einstmaligen Besitzer beim Becher die Wette machten: wer den Stein weiter ins Feld schleudern würde, dürfe sich aus dem Besitz des Gegners ein Stück herausschneiden, dessen vier Seiten durch die zehnfache Wurflänge bezeichnet würden. Oder man sass beim Würfel, und der Acker draussen war auf dem Spiel gegen das Waldstück des Nachbars oder gegen das Dorf nebst allem was darin war, Männern, Weibern und Kindern, welches beide Theile genau genug kannten. Oder es schwebte ein Process um ein Grenzstück, über dessen Hingehörigkeit bei den schlechten Vermessungen Zweifel obwalteten; oder der Eine hatte bei Vermessung seines Gutes willkürlich vom Nachbargute ein Stück sich zumessen lassen und der Nachbar hatte geklagt. In solchen Fällen galt es für Denjenigen, der nicht im Besitz des in Anspruch genommenen Grundstückes war, einen Zwischen-

bescheid über den Besitztitel von dem Landgericht, bei dem die Sache anhängig gemacht war, zu erwirken. Mit Geld und Freundschaft war das nicht allzuschwer zu erreichen: das Decret befugte den Ansucher, sich in den Besitz des Grundstücks zu setzen. Aber er durfte nicht eher zur Ausführung schreiten, als bis das Decret dem bisherigen Besitzer insinuirt war. Jetzt war es vorerst also die Aufgabe des Angreifers, diese Insinuation durch einen Knecht oder Abgesandten herbeizuführen. Das war indessen nicht leicht. Denn der Gegner hatte meist zeitig Kunde von dem was im Werke war und blieb auf seiner Hut: sobald der zur Insinuation Abgesandte sich zeigte, ward er vor vollbrachter That ergriffen, weidlich durchgeprügelt und über die Grenze zurückgejagt. Man musste also vorsichtig sein. Die Insinuation brauchte nicht persönlich an den Besitzer zu geschehen, sondern es genügte, wenn das Decret an die Thür, die Wand oder sonst eine offenbare Stelle des Wohnhauses des Besitzers geschlagen wurde. Man sandte also einen Mann mit dem Papier bei Nacht aus, damit er im Schutze der Dunkelheit sein Ziel besser erreiche. Aber drüben sass Tag und Nacht bereits die Wache auf dem Dache des Hauses, und kaum bemerkte sie den feindlichen Abgesandten, so blies sie ins Horn und der Bote musste eiligst aufs Pferd und das Weite suchen. Konnte man die Wache bestechen oder überraschte man in lässigem Augenblick das Wohnhaus, stand endlich das Decret offen daran zu lesen — dann war der Krieg offen erklärt. Denn nun durfte der Kläger mit bewaffneter Hand das streitige Grundstück in Besitz nehmen, wenn er dazu die Gewalt hatte, sich gegen den Feind darauf behaupten konnte. Dann, einmal im Besitz, mochte der Vertriebene zusehen, wie er mit nun verschlechtertem Rechtstitel dennoch den schwebenden Process gewann. War der Process endlich im Appellgericht gewonnen, dann gab der Verurtheilte das Grundstück wiederum nicht heraus, der Sieger mochte nun den Besitz wieder erobern, wenn er es vermochte. Die felix possessio, der thatsächliche Besitz spielte eine sehr grosse Rolle im polnischen Rechtsleben.

Es kam noch die grundsätzliche Händelsucht der Polen

hinzu, um aus allen diesen Ursachen die Grenzstreitigkeiten zu zahlloser Menge anwachsen zu lassen.

Der Mächtigere widersetzte sich stets, der Schwächere suchte Hülfe herbeizuschaffen. Dem Berechtigten blieb nun nichts übrig, als zum »bracchium militare« zu greifen. Freilich trat ihm von Staatswegen ein Vollstreckungsbeamter des Gerichts zur Seite: aber der war doch blos nur das äussere Zeichen der Berechtigung und vermochte allein die Besitzergreifung nicht durchzuführen. Der Magnat stieg also an der Spitze seiner Hausmacht zu Ross, der Schlachtiz, der ärmere Grundbesitzer aber rief eine Schaar von ihm abhängiger oder angeworbener Edelleute, wohl auch seine Bauern auf, oder er erbat von einem befreundeten Magnaten einige Haiduken und Kosaken, und mit dieser Hülfe überfiel er dann den Gegner. Der Debitor schlummerte ebenso wenig, sobald er das Herannahen des entscheidenden Augenblicks erfuhr; er erbat sich von einem andern Magnaten ein »corpus defensivum« und erwartete den Angriff. Es gab ein Treffen, man zerhieb einander Gesicht und Glieder, einzelne Streiter erwarben sich Lorbeeren ihrer Tapferkeit und mancher verdankte einen weit verbreiteten Heldenruhm solchen Schlägereien und der Liebhaberei, darin seinen Muth zu erproben. Nach erfochtenem Siege wurden die Leichen zum nächsten Gericht gebracht und präsentirt, die Gerichtsdiener vollzogen die amtliche Besichtigung der Verwundeten, — eine Ahndung aber dieser Eigenmacht erfolgte fast nie. Denn sie war eben eine rechtlich begründete, und nur in Lärmfällen, wenn ein angesehener Herr zu Schaden gekommen war, ward Klage erhoben und Strafe verhängt. Oft geschah es, dass der Gerichtsbeamte, welcher, mit dem »munus executivum« betraut, gleichfalls auf dem Kampfplatz erschien, von der siegenden Partei oder im Getümmel des Gefechts die Stöcke der Streitenden oder die Peitsche zu fühlen bekam, bei Wasser und Brod eingesperrt ward oder mit Lebensgefahr aus dem Kampfe in das nächste Hanffeld sich begab, wo er einen oder auch zwei Tage lang sich verbergen musste; oder er verbrachte den Tag bis an den Hals im Sumpf

und begab sich erst bei einbrechender Nacht auf »fugas chrustas«. Man nannte diese Art zu dem Seinen zu kommen: es »via facti« erlangen, und wann genug Blut geflossen war und beide Theile zur Nachgiebigkeit geneigt waren, so schloss man die Sache »per bona officia«. Die Einritte waren dem mittleren Adel ebenso geläufig als dem grossen Pan und dieser hielt nicht umsonst seine Haustruppe.

Zwischen 1785 und 1787, also schon nach der gegen das Einreiten gerichteten Grodnoer Constitution von 1784, ereignete sich folgender Fall. Joseph Trypolski forderte von seinem Vormunde Niemirycz, seinem Oheim, die Herausgabe der nach Eintritt seiner Mündigkeit ihm zukommenden väterlichen Erbgüter, welche in der Wojewodschaft Kiew lagen. Da Niemirycz sich weigerte, ritt Trypolski ein. Der Oheim, noch mehr dessen Frau, beschlossen einen Gegenstreich. Aus ihrem eigenen, bis zu 7000 Seelen grossen Besitz ward es ihnen leicht, eine bewaffnete Macht aufzubringen. Oheim und Muhme Niemirycz stellten sich an die Spitze der Ihren, zum Unterfeldherr ward der junge Adam, ihr Sohn, ernannt, und man zog dem Neffen und Vetter entgegen, der inzwischen von vielen Seiten Unterstützung erhalten hatte. In dem Dorfe Bogdanuwtsche kam es zur Schlacht. Auf beiden Seiten fielen einige Dutzend Leute, über hundert wurden verwundet. Auf den Lärm der Schlacht strömten aus den Dörfern Trypolski's Schaaren von Landleuten zur Hülfe schon herbei, als ein Haiduk der Niemirycz den Trypolski durch die Brust schoss und der augenblickliche Tod des Heerführers der einen Partei dem Kampf ein Ende machte. Die Niemirycz zogen ab, die Leute des jungen Trypolski verliessen mit der Leiche das Schlachtfeld. Durch einen erbitterten Process, den der Stiefvater des Erschlagenen, der Pan Olszewski, anstrengte, gelang es, die beiden Niemirycz, Oheim und Vetter des Todten, auf 6 Monate ins Gefängniss zu bringen.

Es bedarf keiner weiteren Beweise um darzuthun, dass das Rechtsbewusstsein des Polen auf einer äusserst niederen Stufe stand. Das Recht, in der idealen Auffassung, welche mehr oder minder jedem Genossen unserer Tage und unserer europäischen

Gesittung sozusagen im Blut steckt: die Achtung vor dem Rechtsgebiete jedes Andern, ganz abgesehen von dessen Macht es zu schützen — dieses sittliche Bewusstsein fand sich selten und in sehr geringem Maasse bei dem damaligen Polen; es ist in den durch fremde Cultur und strafferes Regiment weniger gezügelten Gegenden der ehemals polnischen Länder auch heute noch eine seltene Pflanze. — Wenige Jahrzehnte ist es her, seit sich Folgendes ereignete. In russisch Litthauen liess ein polnischer Gutsbesitzer bei Vermessung seiner Grenzen dem deutschen Nachbar ein Stück Land abschneiden. Der Deutsche begab sich zu ihm und stellte ihn zur Rede. Der Pole leugnete mit verstellter Entrüstung das Geschehene: was vermessen sei, habe stets ihm gehört, es sei Alles in Ordnung. Der Deutsche entgegnete, er werde um des Landstückes keinen Process beginnen, sondern dasselbe dem Nachbar freiwillig schenken und darüber eine förmliche Urkunde ausstellen lassen. Ebenso entrüstet als vorher erklärte jetzt der Pole, er werde sich nichts schenken lassen, wolle das Landstück nun nicht mehr haben und seinem Landmesser alsbald Weisung ertheilen, er solle es ausscheiden.

Das ist ächt polnisch: durch einen Handstreich, wenn auch gegen alles Recht einen Raub begehen — er empfindet das Unrecht dieser That kaum; sobald seine gewissermaassen gesellschaftliche Ehre, sobald sein Stolz, Hochmuth, auch seine Grossmuth ins Spiel gebracht wurden, so weist er mit Verachtung oder mit Freigebigkeit oder mit Theilnahme das Geschenk zurück, welches er eben vorher als Beute ohne Bedenken rauben wollte.

Man vergegenwärtige sich nun einen Mann wie Karl Radziwill mit solchem Charakter unter solchen Verhältnissen. Dass Niemand gegen ihn sein Recht auf rechtlichem Wege durchzusetzen versuchte, leuchtet ein: nur sein Stolz, seine Gutmüthigkeit waren Instanzen, an die man appelliren mochte. Aber bei seinen unendlichen Besitzungen, an welche Hunderte und aber Hunderte von Gütern grenzten, deren Besitzer ihn fürchten mussten; bei seiner durch die Provinzen hin überall

nahen Macht, die bald der Bedrängte gegen fremde Willkür, bald der Bedrücker zur Befriedigung seiner Wünsche aufrufen konnte; bei seinem Vermögen, das über 100,000 besteuerte Rauchfänge zählte und an welchem ein Jeder in die Lage kommen konnte, bald durch Darlehen, bald als Pächter, bald als Beamter oder sonst wie eine Stütze zu finden: wie sollte da nicht der grösste Theil Litthauens seinem Winke gehorchen! Er war hier mehr Herrscher als der König selbst.

Und es that ihm nicht wenig wohl als er dieses Verhältniss nach langer Feindschaft dem Könige im J. 1784 offen zeigen konnte.

Es war das Jahr, an welchem der Reichstag, dem ordnungsmässigen Wechsel zwischen Polen und Litthauen folgend, in Grodno abgehalten werden musste. Stanislaw August machte sich dorthin auf, langsam von einem befreundeten Magnatenhof zum andern reisend. Der Weg führte ihn an den Besitzungen der Radziwill's vorüber und Fürst Karl hatte ihn zu einem Besuche auf seinem Schlosse Nieswiesch eingeladen, vielleicht der langen Feindschaft schon etwas müde, mehr wohl noch in der Hoffnung, in dem Empfange den ganzen Stolz seiner Stellung und seines Reichthums den König fühlen zu lassen. Denn noch wurde Stanislaw August hier zu Nieswiesch niemals anders als bei dem Titel genannt, den er vor seiner Königswahl trug: für Karl Radziwill gab es noch immer nur einen Truchsess von Litthauen Poniatowski.

An der Grenze der Radziwill'schen Besitzungen empfing den König eine Abtheilung der Haustruppen des Fürsten Karl. Schon anderthalb Meilen vor Nieswiesch vernahm man den Donner der Geschütze auf den Wällen des Schlosses. Von da ab den anderthalb Meilen langen Weg entlang standen zu beiden Seiten in Spalier Bauern aus den Radziwill'schen Dörfern. Fünfviertel Meilen vor dem Schloss erwarteten Pferde den königlichen Zug, allein nur die Begleitung setzte sich zu Ross, der König blieb, in die Uniform der Nationalcavallerie gekleidet, in seinem Landauer sitzen, denn er liebte das Reiten nicht und pflegte sogar die militärischen Paraden im Wagen abzuhalten.

Eine viertel Meile weiter empfingen den Zug zwei Würdenträger des Staats zu Pferde, eine Schwadron radziwill'scher Husaren manövrirte vor dem Könige; dann zeigte sich ein Trupp von 800 Edelleuten aus der radziwill'schen Clientel, in Uniform, mit Fahnen und Rittmeistern an der Spitze, auf den Flügeln 80 Ritter in voller Rüstung zu Pferde, mit Lanzen und Fahnen; weiter 800 Schützen in grünen Leibröcken und grauen Jacken; weiter sprengten der Bruder des Fürsten Karl und Fürst K. N. Sapieha, beides Grosswürdenträger, nebst anderen Vornehmen herbei. Dann begrüssten den König wieder die Vertreter der Wojewodschaften von Wilna und Minsk, sowie der nächsten Kirchspiele: lauter altpolnische Gesichter und Trachten, mit alten Sturmhauben und Helmen, Kürassen und Rüstzeug angethan. Je weiter man kam, um so grösser ward die nach Tausenden zählende Volksmenge, um so lauter dröhnten die Geschütze Sobieski's aus der Residenz der Radziwill's herüber. Endlich erschien auch Karl Radziwill selbst, auf einem türkischen Pferde von arabisch-spanischem Blut, die Decke von gegossenem Silber, das Geschirr aus reinem Golde mit Rubinen besetzt. Zwei Pajuken führten das Pferd. Der Fürst trug als Wojewode von Wilna die Uniform seines Amtes, auf dem Kopfe einen Kolpak von Zobel mit drei mächtigen Diamanten. Er ritt an den Wagen heran und hielt vom Sattel aus eine Anrede, in der er dem Könige Gastfreundschaft, Erholung und sein Herz anbot. Der König antwortete in passender Weise, indem er bedeckten Hauptes im Wagen stand. Ebenso empfing er die Reden der Würdenträger der Wojewodschaft. Hierauf setzte sich Karl Radziwill an die Spitze des Zuges und man trat durch das erste Triumphthor in die bei dem Schlosse gelegene und gleichfalls dem Fürsten gehörende Stadt Nieswiesch ein. Auf dem Thor stand zu lesen: »Stanislao Augusto Carolus II. Dux Radivilius«, und auf dem nächsten Thor: »Attolite portas principes vestras, et introibit Rex«. Vor dem Rathhause präsentirten 600 Mann Truppen das Gewehr. In der einstigen Jesuitenkirche, die prächtig geschmückt war, empfing den König der Bischof von Smolensk. Nach der Hymne erneuten sich hier die Anreden,

auf welche der König antwortete, auf einer Tribüne stehend, an deren Stufen zwei von Kopf bis zu Fuss in Eisen gekleidete Hellebardiere postirt waren. Darnach ging es ins Schloss, an dessen Thor der Commandant die Schlüssel dem Könige überreichte, der sie ihm dann wieder zurückgab. Das ganze sehr zahlreiche Gefolge des Königs ward im Schlosse untergebracht. Es folgte ein Essen; der König war umgeben von einem Kranze schöner Frauen, an deren Spitze die Wojewodin Tyszkewicz stand; die Gesundheiten folgten ordnungsgemäss. Dann folgte ein Concert, dann um 8 Uhr der Ball. Der Tag schloss mit einer Beleuchtung der ganzen Stadt. An dem Schloss allein waren 300,000 Lampen angebracht.

An den folgenden Tagen besichtigte der König den Schatz, das litthauische Archiv, das nahegelegene und durch ein Liebesidyll Karl Radziwill's entstandene und berühmt gewordene Lustschloss Alba, dann die Truppen, 2000 Mann, in deren Mitte eine der Fahnen wehte, die Sobieski unter Wien den Türken abgenommen hatte. Essen, Spiel, Tanz, Opern und Schauspiele, zum Theil für dieses Fest besonders verfasst, wechselten mit einander ab. Auf dem See vor dem Schlosse ward Gibraltar durch eine spanische Flotte erobert; Jagden wurden veranstaltet, wo der König einmal über 10 Wölfe erlegte, dann wieder 9 Elennthiere und 7 Wildschweine; dann ging es gegen die Bären, deren Radziwill über zwanzig hatte einfangen lassen, oder man sah dem Kampfe eines Elennhirsches mit einem Bären zu. Vom Morgen bis zum Abend standen stets 12 Wagen mit je 6 Pferden bespannt zum Gebot der Gäste. Bezeichnend ist, dass zu Ehren des Königs am zweiten oder dritten Tage seines Aufenthaltes, nach einem Mittagsmahle, sämmtlichen Verbrechern, die Radziwill gefangen hielt, die Freiheit geschenkt wurde. Es waren natürlich Hörige Radziwill's. Fünf Tage wurden so verbracht, dann reiste Stanislaw August weiter und liess Karl Radziwill als Freund zurück. Dem Stolz des Fürsten war genug geschehen, mit einigen Millionen hatte er sich die Genugthuung verschafft, königlicher den König bewirthet zu haben, als dieser es in umgekehrtem Falle jemals vermocht hätte; die Liebens-

würdigkeit des »Truchsess Poniatowski« hatte bei der Gutherzigkeit Radziwill's Gehör gefunden, so dass dieser fortan ein Anhänger des Königs wurde. Es hatte diese neue Freundschaft sehr grossen Werth für Stanislaw August; denn auf Geheiss des Panie kochanku stimmte sofort die ganze Schlachta Litthauens in den Landtagen für den König: auf dem Reichstage, dem er entgegenfuhr, wurde beschlossen, dem Könige 7 Mill. Gulden Schulden zu bezahlen.

Dieses Fest bildete den goldenen Abendschein in dem Leben Radziwill's, er hat nachher keine bedeutende politische Rolle mehr gespielt und glänzte gesellschaftlich nur noch kurze Zeit in Warschau zu Anfang des langen Reichstages. Im Jahre 1789 begab er sich eines Augenleidens wegen nach Wraclaw, wo er als Verwandter des preussischen Königshauses[1] mit fürstlichen Ehren aufgenommen wurde und mehrmals mit Friedrich Wilhelm II., der dorthin gekommen war, Zusammenkünfte hatte. Seine Landsleute bauten aus dieser Aufnahme Radziwill's sich alsbald Luftschlösser auf von dem Bündniss mit Preussen. Im selben Jahre noch erblindete Radziwill völlig und starb als treuer Anhänger Poniatowski's. Sein Vermögen fiel seinem minderjährigen Sohne Dominik zu. — Nieswiesch erduldete in den napoleonischen Kriegen ein hartes Geschick: die dort seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze sammt den goldenen Aposteln und dem türkischen Zelte wurden von den Russen geraubt.

---

[1] Von Verschwägerungen unter den Kurfürsten Johann Georg und Friedrich Wilhelm her.

VIII.

Die Magnaten.

Anton Tiesenhausen und F. A. Branicki.

In der Zeit, als Karl Radziwill nach der Krönung seines Gegners vor dem Druck der »Familie« und der mit ihr verbündeten Russen ins Ausland entfloh und damit das Uebergewicht seines Hauses in Litthauen seiner besten Stütze für einige Weile beraubt wurde, rückte ein anderer Mann rasch in die frei gewordenen Stellungen nach Möglichkeit ein: Anton Tiesenhausen.

Die Tiesenhausen sind ein altes deutsches, aus der Zeit der Gründung der Herrschaft des Deutschordens in Livland herstammendes Rittergeschlecht, welches, wie manches andere, unter polnischer Herrschaft von dem zerrissenen protestantischen Livland herübergetreten war in das katholische Polenthum. Solcher Ueberläufer gab es gar viele. Die einen kamen aus jenem südlichen Theile des heutigen Livland, welcher 1654 von dem schwedisch gewordenen Hauptheile abgerissen und mit Polen vereinigt wurde, aus dem sogenannten »polnischen Livland«. Dorther stammen manche noch heute einflussreiche polnische Magnatenhäuser, wie die Sieberg, die Plater, die Borch, die Lippe, die Manteuffel, die Korff und die Tiesenhausen. Andererseits schoben sich von Kurland aus, welches seit 1561 unter polnischer Lehnshoheit stand, viele deutsche Namen in die litthauischen Grenzprovinzen herein. Noch in den letzten Jahrzehnten der Republik, als in Kurland der Streit des Adels mit dem Herzoge die Verhältnisse des Landes zerrüttete, als der Herzog seine bisher in polnischer Weise dem Adel zu Pacht verliehenen

mächtigen Domanialgüter in eigene Verwaltung nahm und dadurch eine Menge von Edelleuten ausser Erwerb setzte, war der grösste Theil dieser Leute hinübergezogen in das benachbarte Samogitien, hatte sich dort angesiedelt und war allmählich zu Ansehen gelangt. Aber damals ward es einem Nichtpolen noch schwer, Stellung zu gewinnen gegenüber dem eingeborenen Magnatenthum, welches Alles beherrschte. Um so näher lag es für den eingewanderten protestantischen Deutschen, durch Heirath und Erziehung in das Polenthum einzulenken, was denn auch in vielen Fällen mit Erfolg geschah. Während ein Theil deutsch blieb, wandelte ein anderer sich zu Polen um, wurde katholisch und änderte oft auch seinen Namen; viele ursprünglich deutsch-livländische Geschlechter sind noch heute unter dem polnischen Namen wiederzuerkennen. Das änderte sich erst als das polnische Magnatenthum nicht blos seinen Reiz verlor, sondern durch die polnischen Erhebungen unserer Zeit sich der Verfolgung der russischen Regierung aussetzte. Es war kein Vortheil mehr, sondern ein sehr empfindlicher Nachtheil, zum polnischen Adel zu gehören, weshalb denn diese neuen Polenstämme oft eifrig nach ihren deutschen Wurzeln zu suchen begannen und unvermuthet besonders in den sechsziger Jahren unseres Jahrhunderts sich eine Menge deutscher Familien in Polen aufthaten, die vorher nie etwas von ihrer deutschen Abkunft hatten wissen wollen. Auch der noch lebende letzte Spross der polnischen Tiesenhausen erinnerte sich, dass dieses sein eigentlicher Name sei und nicht der polnische, mit dem sich schon jener Starost von Smilten nannte, dessen Sohn der seinerzeit berühmte Anton »Tyzenhauz« war.

Es ist bekannt, wie Alles, was an tüchtigen Kräften eben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Polen aufkam, meist unter unmittelbarer Zucht der »Familie« sich entwickelt hatte. Hier am Hofe der Czartoryski, unter Leitung des Kanzlers Michael begründete Anton von Tiesenhausen seine spätere Laufbahn.[1] Er befreundete sich eng mit Stanislaw August, dem spätern

[1] Kraszewski, a. a. O. I, S. 249.

Könige, mit dem er in ziemlich gleichem Alter stand — er war 1733 geboren — und der gleich ihm ein Zögling der Familie war. Seine Ausbildung erhielt er im Jesuitencollegium zu Wilna. Allein so mangelhaft sie war, halfen ihm doch bedeutende natürliche Gaben, rascher Verstand, grosse Thatkraft, mächtiger Wille, unbeugsamer Muth über die Mängel jesuitischen Unterrichts hinweg. Er begab sich in den Militärdienst, trat auf den Landtagen auf, lernte in den Kanzleien und Commissionen das öffentliche Recht kennen. Die Freundschaft Poniatowski's brachte ihm bald nach dessen Krönung das wichtige Amt eines Schatzmeisters von Litthauen ein. Rasch stieg er nun zu einer Macht empor, welche weit über die in seinem Amte liegende hinausragte. Seit der ersten Theilung des Reichs war er als Schatzmeister von Litthauen Senator geworden. Aber nicht die politische Thätigkeit, welche ihm hiermit geboten wurde, lockte ihn, er hatte sein Augenmerk nach anderer Seite gewandt: das Darniederliegen aller productiven Kräfte, das sich immer drückender fühlbar machte, seitdem nach der Loslösung von Sachsen alle Erzeugnisse der Industrie als fremdländische Waaren eingeführt wurden, diese wundeste Stelle des wirthschaftlichen Lebens im Staate wollte er in Litthauen zu heilen versuchen. Es war eine riesenhafte Aufgabe, hier, wo an Vorbedingungen zu industriellen Anlagen auch nicht das Geringste zu finden war. Kein Arbeiter, kein Meister, keine Fabrik, keine Manufactur, kein Absatz für inländische Fabrikate, kein Markt nach aussen, kein gesetzlicher Schutz, keine ordentlichen Strassen, um die vorhandenen Waaren umlaufen zu lassen. Alles das schreckte ihn nicht ab, mit gewaltiger Energie verfolgte er seinen Plan. Freilich konnte er dabei wohl kaum anders verfahren als er es that: rücksichtslos gegen Menschen und Verhältnisse, Gesellschaft und Staat fasste er nur sein als gut erkanntes Ziel ins Auge und benutzte Alles als Mittel es zu erreichen. Der litthauische Schatz war das wirksamste Mittel, nächstdem der König. Ohne Bedenken nahm er die öffentlichen Gelder in Anspruch und verfügte darüber schrankenlos zu seinen Zwecken. Ebenso verfuhr

er mit den grossen königlichen Tafelgütern von Mohilew, Grodno und Schaulen, deren Verwaltung dem litthauischen Schatze zustand und von denen er dem Könige einige hunderttausend Gulden jährlich ablieferte, im Uebrigen die sehr grossen Besitzungen nach Gutdünken für seine Ziele ausbeutend. Denn bald hatte er die Einnahmen von diesen Oekonomien auf etwa anderthalb Millionen Gulden gebracht. Er versuchte alle Verhältnisse des Landes von Grund aus umzugestalten.

Vor Allem suchte er aus dem industriellen Westen die Lehrkräfte herbeizuschaffen für die verschiedenen Gewerbszweige. Ganze Colonien von Ausländern wurden von ihm nach Litthauen gezogen und in der Nähe von Grodno, in Horodnica und Lososna angesiedelt. Hier errichtete er Schulen für Gewerbe und Handel, für Landwirthschaft u. s. w., von welchen das neue Leben ausgehen sollte. Die Kinder des Landes wurden in die Schulen gesteckt, zu Hunderten griff er sie auf und setzte sie ohne Weiteres zwangsweise hinein. Nachdem die ausländischen Baumeister mit überraschender Schnelle die ersten grossen Bauten aufgeführt hatten, kamen die Colonisten aus Deutschland, Frankreich, Holland, und nun ging es ans Werk. Mühlen, Bierbrauereien, Erzhütten, Oelmühlen, Webereien, Bleichen, Tuchfabriken, Eisengiessereien, Seidenwebereien, Fabriken für Musselin und Band, für Wagen u. s. w. wurden mit fieberhafter Geschwindigkeit eingerichtet. Gleichzeitig legte er einen botanischen Garten an und rief eine Veterinärschule, eine medicinische und eine geburtshülfliche Schule ins Leben. In den Fabriken bei Grodno waren bereits 1778 3000 Personen beschäftigt, geleitet von 70 Ausländern. Dort wurden verfertigt Tuche und Kamelote, leinene und baumwollene Waaren, Seidenzeuge, Stickereien, Hüte, Spitzen, Feuergewehre, Nadeln, Spielkarten, gebleichtes Wachs, Wagen u. s. w. Alles wollte Tiesenhausen plötzlich im Lande selbst erzeugt sehen, und das zu Wege zu bringen war er der Mann, soweit es überhaupt möglich war. Unermüdlich, staunenswerth war seine Thatkraft. — Um aus eigener Anschauung urtheilen zu können, machte er um 1778 eine Reise nach Frankreich und Holland, wo er die dortigen industriellen

Vorbilder studirte. Bezeichnend für ihn ist, dass während damals alle grossen polnischen Herren wenigstens des Französischen mächtig waren, Tiesenhausen den Pater Bohusz, einen auch sonst als Schriftsteller bekannten Mann, als Dolmetscher mitnehmen musste, da er keiner anderen lebenden Sprache als des Polnischen mächtig war.

Um grössere Mittel zur Durchführung seiner Pläne zu erlangen, strebte er nach Vermehrung seiner Macht. Es kam ihm sehr zu Statten, dass die Jugendfreundschaft mit Stanislaw August ihm eine so vortreffliche Handhabe dazu bot. Aber nicht blos jene Jugendfreundschaft fesselte die beiden Männer aneinander. Einmal war es wohl der schroffe Gegensatz der Charaktere, welcher den König mit seiner Unentschlossenheit, Weichheit, mit seinem dem harten Thatenleben abgewandten Wesen hinzog zu diesem Manne rastloser Thätigkeit. Dann lag die Richtung der Unternehmungen Tiesenhausen's ja ganz in dem Wege, den des aufgeklärten Königs eigene Wünsche gingen. Er freute sich einen Mann sich zur Seite zu sehen, der mit richtigem Blick die Vorzüge fremdländischer Kultur auf wirthschaftlichem Gebiet erkannte und dieselbe muthig über die Grenze ins eigene Land zu tragen suchte. Der feurige Stanislaw August mochte gleich Tiesenhausen von einem plötzlich hereingezauberten Paradiese des wirthschaftlichen Aufschwunges träumen, wie er von einem Hofe von Versailles träumte, der in Warschau erblühen sollte. Ein anderes Bindemittel war dieses: Die Radziwill und Oginski, dem russischen Hofe ergeben, waren damals dem Könige feindlich gesinnt und Tiesenhausen war bemüht, die Stellung der beiden mächtigen Häuser in Litthauen zu erschüttern. Endlich band den König noch eine mächtige Fessel an Tiesenhausen: das Geld. Da der König stets in Geldnoth war, so kam es ihm oft gelegen, wenn Tiesenhausen aus dem litthauischen Säckel, mit dem er seine Fabriken speiste, ab und zu auch ihn, den König, versorgte.

So gewann Tiesenhausen den König unbeschränkt für sich, vornehmlich nachdem im J. 1776 durch den Tod des Kanzlers

Michael Czartoryski dessen Einfluss auf seinen Neffen weggefallen war. Zum Theil wiederum durch diese Stütze beim Hofe gelang es Tiesenhausen bald auch im Lande zu grösserem Einfluss zu gelangen. Er begann die Schlachta Litthauens an sich heranzuziehen, und da man in ihm den allmächtigen Günstling des Königs in den litthauischen Dingen erkannte, so trieb schon der Eigennutz die hungrigen Wähler in seine Hände. Er wurde Führer der königlichen Partei in Litthauen. Gegen Ende der siebziger Jahre war er Alleinherrscher, vorzüglich im nördlichen Litthauen: die Wahlen zu den Landtagen, zu den Gerichtshöfen und Verwaltungsbehörden hielt er bedingungslos in der Hand, und damit diese Körperschaften selbst. Niemand mochte ihm widerstehen. Sein von Natur energischer Charakter wuchs sich unter solchen Umständen zu einer rücksichtslos despotischen Persönlichkeit aus, er fürchtete Niemanden und schreckte vor nichts mehr zurück. Ueberall hatte er seine Hand darin: man sagte, die Gerichtshöfe fertigten blos die Urtheile aus, die er anordnete; und oft genug brauchte er diese Urtheile zu seinen Zwecken, liess er sich Handlungen offenbarer Willkür zu Schulden kommen. Von den königlichen Gütern hatte die Unordnung der Auguste manches Stück ohne Recht abreissen lassen, von allen Seiten hatte die Schlachta sich bereichert auf Kosten des Fiscus und der Krone; die Rechte der Krone auf erbloses Gut waren stets versäumt worden und zwar zu Gunsten des Adels. Da griff Tiesenhausen kräftig ein, entriss den unrechtmässigen Besitzern das abhanden Gekommene, machte unbedenklich das Heimfallsrecht der Krone geltend. Natürlich erstanden ihm dadurch allmählich immer zahlreichere Feinde. Besonders unter den Magnaten.

Denn seine Kraft lag nächst dem Könige in der Schlachta, dem Stimmadel. Mit diesem hatte er aus berechnender Klugheit gelernt das Leben zu führen, welches diese Rotte liebte: an gastfreier Tafel bei unerschöpflichem Becher fesselte er die Herren Brüder immer an sich. Ein frischer, fröhlicher, derber Herr, hatte er neben seinen Geschäften noch immer Zeit für die endlosen Schaaren Derjenigen, die Beschwerden anzubringen

oder um Gnaden zu bitten oder von seiner offenen Tafel zu zehren kamen.

Coxe sass 1778 zu Grodno eines Tages an dieser Tafel unter 80 Edelleuten in der alten nationalen Tracht, mit geschorenen Köpfen. »Ehe man sich zur Tafel setzte, grüssten sie alle den Grafen (Tiesenhausen nannte sich wie so viele seiner Zeitgenossen Graf) mit grosser Ehrerbietung; einige küssten den Saum seines Kleides, andere verbeugten sich sehr tief und umfassten seine Kniee. Es waren nur zwei Frauenzimmer an der Tafel, und da wir Fremde waren, so erhielten wir den Ehrenplatz und wurden neben die Damen gesetzt. Zu meinem guten Glücke kam ich neben eine zu sitzen, die ungemein reizend und unterhaltend war und das Gespräch niemals stocken liess«. Nach dem Essen ging es an die Gesundheiten. »Der Herr des Gastmahls brachte die Gesundheit aus, füllte ein grosses Glas, trank, stürzte dann das Glas um, damit man sehe, dass er es geleert habe und reichte es seinem nächsten Nachbar, von dem es dann nach und nach und mit dem nämlichen Gepränge rings herum durch die ganze Gesellschaft ging. Der Wein war kein geringerer als Champagner« (der damals in den Gebrauch kam), »das Glas gross und der Gesundheiten waren viele; doch war man nach der ersten Runde eben nicht mehr verbunden das Glas wieder voll zu füllen, nur musste man etwas darein schenken und die Gesundheit trinken. Da es in Polen für ein wesentliches Stück der Gastfreundschaft gehalten wird, den Wein recht freigebig unter seinen Gästen herum zu bieten, so befahl mir meine schöne Nachbarin, als die Reihe an mich kam, ihre Gesundheit zu trinken, ich sollte das Glas recht voll füllen. Ob ich nun schon ein volles Glas auf das Wohlsein Seiner Majestät geleert hatte und das zweite gern ausgeschlagen hätte, so konnte ich doch den Befehlen eines artigen Weibchens nicht ungehorsam sein und huldigte also der Schönheit auf eben die Art wie ich zuvor der Königswürde gehuldigt hatte. Nun traf die Ordnung auf die Gesundheit der andern Dame, und meine schöne Nachbarin wollte, dass ich derselben ebenso volle Gerechtigkeit sollte widerfahren lassen; allein ich entschuldigte

mich damit, dass ich ihr heimlich zu verstehen gab, sie allein verdiene ein solches Opfer«. — Später folgte natürlich der Ball und das Nachtessen, und die Gastlichkeit Tiesenhausen's war eine solche, dass Coxe zuletzt bei Nacht und Nebel heimlich sich davonmachen musste.

Vor den Landtagen oder den Wahlen zu den Gerichten versammelte Tiesenhausen die Schlachta um sich, bewirthete sie mit Speise und Trank und that dann mit ihr, was ihm beliebte. Die Magnaten liess er bei Seite liegen, was von ihnen mit wachsender Erbitterung vergolten wurde. Aber Tiesenhausen vertraute sich und seiner Stellung zum Könige und achtete des heraufziehenden Unwetters nicht. Auch fiel es ihm anfangs nicht schwer, sich seiner Feinde zu erwehren, seine rastlose Thätigkeit reichte auch hierzu aus. Er fuhr fort von einem Unternehmen zum andern zu schreiten, legte Wege an und erweiterte Horodnica und Lososna zu bedeutenden Vorstädten Grodnos; der botanische Garten, unter Leitung des französischen Gelehrten Gillibert stehend, enthielt nach zweijährigem Bestehen bereits 1500 ausländische Gewächse, Gillibert selbst erforschte mit bleibendem Erfolge die Flora Litthauens. Die Arzneischule hatte um 1778 30 Schüler, die sämmtlich auf königliche Kosten, d. h. eigentlich durch Tiesenhausen und seinen litthauischen Schatz erhalten und ausgebildet wurden. Es war eben der Gipfel, den Tiesenhausen damals erreichte, seine Glanzperiode von 1776 bis 1780. Und wenn man bedenkt, wie er all die Fabriken und Anlagen aller Art, die verschiedenen industriellen und wissenschaftlichen Schulen, die Bauten, den Absatz der Waaren leitete, wie er zugleich sich mit der Schlachta zu verbrüdern, seine Feinde abzuwehren wusste, wie er als Haupt der königlichen oder Tiesenhausenschen Partei in Litthauen die Politik der Landtage, die Behörden und Tribunale leitete, wie er neben alledem noch Zeit fand für die Liebhabereien des Königs Schauspieler, Musikanten, Ballettänzer und -Tänzerinnen aus den Kindern des Landvolks heranzubilden — so wird man billig staunen und diesen Mann für eine Erscheinung halten, welche nicht so sehr vermöge des Guten, welches sie leistete,

als vermöge der sittlichen Kräfte, welche sie besass, kaum in den Rahmen der damaligen polnischen Welt hineinpassen will. Denn es lässt sich wohl denken, dass die Aufgabe, die Tiesenhausen sich gestellt hatte, für die Dauer nicht wirksam durchgeführt werden konnte: was er aber unter den gegebenen Umständen leistete, ist genügend um unsere Bewunderung zu rechtfertigen.

Inzwischen mehrte sein despotisches Regiment immer weiter die Zahl der Feinde in Litthauen, unter denen die angesehenen Oginski's sich hervorthaten, denen er durch Heimfallsrecht bedeutende Besitzungen abgenommen hatte, während er mit den Radziwill's ein gutes Einvernehmen hergestellt hatte. Wichtiger war, dass die Quelle seiner Macht bedroht wurde, indem die Familie des Königs sich jenen Feinden beigesellte. Eifersucht auf seine Macht, Neid um die grossen Einkünfte, über die er frei gebot, stachelten die Schwester des Königs, Wittwe Branicka, und eine Schaar anderer dem Hofe und Könige nahe stehender Personen auf. Tiesenhausen nahm den Kampf an und rieth dem Könige, sich von den Fesseln seiner Sippe, die ihn viel Geld kostete, zu befreien. Könige, sagte er, haben keine Verwandte. Da wandten sich diese an den russischen Botschafter Stackelberg, stellten ihm vor wie gefährlich es sei, einen Mann in seiner Stellung zu lassen, der mit einem Wort ganz Litthauen mit sich fortreissen könne, und bewogen Stackelberg an seinem Hof Vorstellungen deshalb zu machen. Hierbei wirkte vielleicht ein persönlicher Zorn mit. Es war nämlich üblich, dass zur Bestechung der Landtagswahlen der russische Botschafter durch seinen Hof gewisse Summen erhielt, welche er dann durch weitere Hände in Umlauf brachte. Tiesenhausen hatte die Summen nicht genommen, aber über den Empfang bisher dennoch quittirt. Im Jahre 1778 hatte er die Quittung verweigert. — Seine Abwesenheit im Auslande benutzten die Gegner, um auf's Neue auf den König einzustürmen, Stackelberg unterstützt durch entsprechende, von Petersburg ihm zugegangene Instructionen. Der König vertheidigte den Freund ziemlich schwach, liess ihn aber heimlich aus dem Auslande herbeirufen. Tiesenhausen erschien, fuhr aber in seiner früheren Sorglosigkeit fort die Gegner zu miss-

achten. Mit Stackelberg an der Spitze wurden diese jedoch immer gefährlicher, denn kaum war es offenkundig, dass derselbe von seiner früheren Freundschaft mit Tiesenhausen zur Gegnerschaft übergegangen war, so traten die litthauischen und andern Feinde zuversichtlicher auf. Adam Czartoryski, der Hetman Oginski, Chreptowicz, Rzewuski, Brzostowski, Zaleski, dann die königlichen Verwandten Mniszech, Tyszkiewicz, Stanislaw und Joseph Poniatowski vereinten sich unter Führung der Wittwe Branicka und Stackelbergs nun zu seinem Sturz. Zuerst sollte Tiesenhausen aus der Leitung der Tribunale gedrängt werden: der Neffe des Königs Tyszkiewicz sollte ihm das Tribunal von Litthauen entreissen. Auf den Wahllandtagen, wo die Besetzung des Tribunals entschieden werden musste, erwehrte sich Tiesenhausen zunächst mit Leichtigkeit der Gegner. Da gelang es diesen, seinen bisherigen Verbündeten, Karl Radziwill, und damit die ganze Familie Radziwill auf einer fröhlichen Hochzeit abtrünnig zu machen. Die Abgesandten Tiesenhausen's, Wojewode Shaba und Marschall Wolmer, kamen in Biala, wo das Fest stattfand, an, als der Vertrag des Fürsten mit den Gegnern bereits unterschrieben, Karl Radziwill verloren war. Die Folge davon war die erste Niederlage Tiesenhausen's: er wurde auf den Landtagen geschlagen und Tyszkiewicz eroberte den Vorsitz im Tribunal.

Mit diesem ersten Siege verdoppelte sich der Eifer der Verbündeten: der König wurde fortgesetzt von allen Seiten bestürmt mit Klagen über die Willkür, die Gefährlichkeit Tiesenhausen's. Dieser hatte wohl erkannt, dass sein stärkster Feind der Botschafter Stackelberg sei, allein in altem Selbstvertrauen unterschätzte er dessen Einfluss: er wandte sich direct nach Petersburg und glaubte durch seine dortigen Verbindungen den Botschafter stürzen zu können. Als dann im Jahre 1779 das Tribunal von Litthauen zum ersten Mal unter dem Marschallthum von Tyszkiewicz zusammentrat, wurden grosse Vorbereitungen für den Kampf getroffen. Nach allen Seiten flogen die Boten um die Parteigenossen herbeizurufen. Noch einmal behielt Tiesenhausen in den Processstreitigkeiten die Oberhand.

Nur im Process Kochowski's wurde er von den alten Anhängern verlassen. Als aber das Tribunal 1780 wiederum eröffnet wurde, sah Tiesenhausen sich bereits in die Enge getrieben: Stackelberg drang auf seine Entfernung, und der Beschluss ging durch, ihm die königlichen Oekonomien zu nehmen und sie seinem Gegner, dem Marschall Rzewuski, zu übergeben. Als Vorwand wurde das augenblickliche Unvermögen Tiesenhausen's, die Zinsen nebst Tilgung für eine Anleihe von 10 Millionen Gulden, die in Holland auf königliche Güter aufgenommen worden war, zum Vollen auszuzahlen, benutzt. Nicht dass Tiesenhausen die Einkünfte oder den litthauischen Schatz zu seinem persönlichen Vortheil beraubt hätte — er hatte von dem Seinen noch hinzugeschossen — aber er befand sich in augenblicklicher Geldverlegenheit, denn seine Unternehmungen erforderten gerade enorme Summen und diese Verlegenheit nutzte man nach Kräften aus, um ihn der Veruntreuung zu bezüchtigen. Sein Nachfolger Rzewuski erbot sich, die fehlende Summe aus seinem Privatvermögen herzugeben. Kaum war die Entfernung Tiesenhausen's von der Verwaltung der königlichen Güter ausgesprochen, so suchte man ihn vollends zu stürzen: er wurde unter Wache gestellt, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und auch die Fabriken wurden ihm abgenommen, sein Vermögen aber wurde sequestrirt. Tiesenhausen entwich ins frühere Jesuitencollegium zu Grodno, erhob über die Gewaltthat Klage beim Bruder des Königs, Michael Poniatowski, beim Tribunal. Es half nichts, das Tribunal, von einem Gegner, dem Bischof Kossakowski, mit Militär umstellt, entschied gegen ihn.

Rzewuski liess darauf am 1. August 1780 die Fabriken zu Horodnica schliessen und die mehreren tausend Arbeiter entlassen. Zugleich brach ein neuer Hagel von Anklagen über den gestürzten Despoten herein. Neben Rzewuski waren die Kossakowski besonders eifrig, alte Rache zu kühlen: sie floss aus einer früheren Gewaltthat Tiesenhausen's, in welcher er zwei seiner Neffen, Söhne eines Bruders, dessen Wittwe nachher einen Kossakowski geheirathet hatte, der Mutter gewaltsam hatte wegnehmen lassen, wobei es zu blutigen Kämpfen gekommen war. Dafür waren

die Kossakowski, an ihrer Spitze der spätere Bischof von polnisch Livland, jetzt mit Rzewuski verbündet. Rzewuski dagegen wurde von Neid und Habgier getrieben, was daraus hervorzugehen scheint, dass er dem Könige anbot, ihm, falls ihm die königlichen Oekonomien übertragen würden, 40,000 Ducaten (360,000 Mark) mehr als Tiesenhausen daraus zu zahlen. Kaum hatte er seine Absicht erreicht, so begann auch die wankelmüthige Schlachta von Tiesenhausen abzufallen und reichte eine lange Klageschrift gegen ihn beim Könige ein, während Stackelberg und die Pani Borch, eine Schwester jener von Tiesenhausen ihrer Söhne beraubten Kossakowska, in Petersburg agitirten, unterstützt von dem preussischen Residenten Blanchot, der sich beklagte, Tiesenhausen habe eine Menge Arbeiter aus Preussen nach Polen gelockt und sie gewaltsam zurückgehalten.

So kam der grosse Streit vor den Reichstag. Alsbald brach die Erregung gegen den Angeklagten los; er habe doppelte Rechnungen geführt im Schatze, die Gelder zum Bau eines Kanals zwischen den Flüssen Pina und Muchawiec anderweitig verbraucht, in der Kasse des Schatzes fehle eine halbe Million und vieles Aehnliche. Etwa zwei Wochen lang währte der Kampf im Reichstage, das Publikum nahm den lebhaftesten Antheil. Tiesenhausen vertheidigte sich kräftig und seine versteckten Vorwürfe gegen den treulosen König mochten nicht ungerecht sein. »Venit post me fortior me«, sagte er, und sein stärkster Bundesgenosse, Branicki, drohte den Günstlingen des Königs: »Hodie mihi, cras tibi«. Aber Stanislaw August war zu sehr bedrängt von seiner Sippe, besonders jedoch von Stackelberg, der um jeden Preis Tiesenhausen vernichten wollte. Man meinte, der König unterstütze im Geheimen Branicki in seiner Vertheidigung des Angeklagten, da er es öffentlich zu thun nicht wagte. Aber so oft Tiesenhausen und die Seinen auf ihn sich beriefen — schwieg er. So half es denn nichts, dass Branicki im Reichstage und auf den Strassen für Tiesenhausen eiferte, dass der Primas Poniatowski für ihn eintrat, dass Tiesenhausen selbst sich gewaltig gegen seine Feinde stemmte, ohne

aber dabei den alten Freund mit der Krone bloszustellen, was ihm nicht schwer gefallen wäre: er wurde verurtheilt. Und als gefallener Mann traf ihn das ganze Geschick solcher Vorgänge in Polen: zur Sicherung und Bezahlung des Ausfalls im Schatze nahm man auf seine Privatgüter vier Millionen auf, seine Gegner rissen seine Besitzungen vielfach an sich [1], der Tyrann Litthauens musste mit kargen Einkünften sich in Warschau niederlassen, wo er mit Studien und in stillen, bescheidenen Verhältnissen fortlebte und im Jahre 1785 starb.

»Er war, sagt Wybiçki, ein richtiger Minister, wie unser Land ihn brauchte, ein Genius, den die litthauische Wildniss hervorgebracht hatte«. Und freilich waren die Ziele, welche er verfolgte, solche, wie sie noch heute diejenigen jeder einsichtsvollen Regierung in Litthauen sein sollten. Gewerbe, gute Strassen und Verkehrsanstalten, Schulen aller Art fehlen dort heute noch wie vor genau hundert Jahren, als Tiesenhausen seine grossen Unternehmungen eröffnete. Was damals ein von ihm selbst unterschätztes Hinderniss bildete, war die Unfreiheit der Bauern. Er konnte mit Gewalt ihre Kinder in die Schulen und Fabriken treiben, aber auch nur die Gewalt hielt die Arbeit darinnen aufrecht. Darum hatten seine Unternehmungen in sich selbst wenig oder keine Aussicht auf Gedeihen ausserhalb der Wirkungssphäre seines Geistes: sie wären als Kulturquellen des ganzen Volks mit ihm untergegangen, nur eine äussere künstliche Macht konnte sie erhalten. So freilich, da man den Schöpfer mordete, erlitten die Schöpfungen ein ähnliches Schicksal. Die Manufacturen und Fabriken wurden zerstört und geplündert, die Arbeiter ungelöhnt vertrieben, und nur kleine Reste der grossartigen Unternehmungen Tiesenhausen's erhielten sich. Der botanische Garten und die medicinische Schule wurden nach Wilna verlegt und mit der Universität verbunden, in Horodnica und Lososna erhielten sich ein paar Fabriken unter andern Verhältnissen. Der schöpferische Wille Tiesenhausen's, mochte er unter gewöhnlichen Verhält-

[1] Lelewel, Gesch. Polens, S. 282.



nissen auch in seinen Ausschreitungen Tadel verdienen, findet in Polen bis heute kaum seines Gleichen wieder und fordert gerade im Gegensatz zu dem Charakter der übrigen Polen jener Zeit mit ihrer leichtsinnigen Ueberschwänglichkeit unsere Anerkennung. —

Diesem Manne mächtigen gemeinnützigen, wenn auch gewaltsamen Schaffens, aus deutschem Geschlecht, mit fester Treue für seinen Freund und König, wollen wir einen andern, zu gleicher Zeit hervorragenden Würdenträger Polens gegenüberstellen: den Hetman Branicki.

Franz Xawer Branicki gehörte nicht zu den Magnatengeschlechtern, wie sein gleichnamiger Vorgänger im Hetmanat, Jan Branicki aus dem Stamme Gryf. Das Wappen der Greifen war ein anderes als dasjenige der Korczak, welchem die einfache Schlachtenfamilie Franz Xawer Branicki's angehörte.[1] Was er wurde, verdankte er sonach nicht seiner Geburt, sondern sich und seinem Glück. Und etwas zu werden, den Mangel der Geburtsstellung durch eigene Kraft auszugleichen, es den Magnaten zuvorzuthun in Macht und Art, war die Signatur seines ganzen Lebens.

Wir finden ihn zuerst am polnisch-sächsischen Hofe, dem Prinzen Karl ergeben.[2] Ohne Vermögen und Stellung rechnete er hier auf eine Wendung im Glücksrade des Prinzen Karl, als dieser sich um den Herzogshut von Kurland bewarb. Als der Prinz sich nach Petersburg aufmachte, um dort am Hofe der Zarin Elisabeth sich deren Einfluss auf die Neubesetzung des kurländischen Herzogsstuhles zu sichern, wurde er von Branicki begleitet. Aber während Karl von Sachsen dort aus naheliegenden Gründen den Hof Peters und seiner Gemahlin Katharina, der mit der Zarin nicht gut stand, vernachlässigte, sehen wir Branicki gerade hier, mit dem Thronerben alsbald in engem Verkehr. Er sprach fliessend deutsch, rauchte Tabak und zechte wacker, was ihn dem Grossfürsten Peter sehr schätzenswerth machte

[1] Vgl. über die Wappenverbände das S. 4 Gesagte.

[2] Engeström, a. a. O. S. 47 ff.

bei den Gelagen, die er in Oranienbaum zu veranstalten pflegte. Hier war es auch, wo er den Grund legte zu seinem späteren Verhältniss zu Stanislaw August, der von August III. als Gesandter an den Hof von Petersburg geschickt worden war und hier mit Katharina vertrauten Umgang angeknüpft hatte. Eines Abends nun, als die Zechbrüder in Oranienbaum gerade beisammen waren, brachte, so erzählt man, ein Wachsoldat den unvorsichtigen Günstling der Grossfürstin herbei, den er eben draussen im Garten erblickt und in der Meinung, einen Dieb zu erwischen, ergriffen hatte. Der verletzte Gemahl Peter befahl kurzweg, man solle Poniatowski ins nahe Meer werfen, ertränken. Branicki legte sich ins Mittel: »weshalb diesem Elenden das Leben nehmen? er, Branicki, bürge dem Grossfürsten dafür, dass jener ihm nie mehr vor Augen kommen werde, er werde ihn sofort über die Grenze schaffen«. Peter liess sich überreden und so rettete Branicki dem künftigen Könige von Polen das Leben.[1]

Als Poniatowski von seiner ehemaligen Geliebten auf den Thron erhoben war, war auch der Beschützer der Liebe alsbald bei der Hand, davon Vortheil zu ziehen. Den Herzog Karl hatte er verlassen, war derselbe doch mit seinem Herzogthum nicht glücklich gewesen. Branicki wurde nun Generaladjutant des Königs, erhielt reiche Starosteien, dann das Generalat der litthauischen Artillerie, beide Orden von Polen, wurde Untertruchsess, dann Kron-Grossjägermeister. Der König konnte ihm nicht widerstehen, er glaubte in ihm einen treuen Anhänger zu haben und überschüttete ihn mit Gnaden, die Branicki oft genug als wohlverdient forderte. Wie wir schon bei Tiesenhausen sahen, war es auch hier die Verschiedenheit des Charakters, welche ihm seinen Einfluss auf den König verschafften. Von hohem Wuchs, schöner Männlichkeit, unerschrocken bis zur Tollkühnheit, äusserst rührig, energisch, rücksichtslos — so bildete Branicki einen, wenn auch andern, so doch gleich grossen Gegen-

[1] Diese Episode im Leben Stanislaw August's wird übrigens anderswo abweichend erzählt; es ist schwer, den Hergang genau festzustellen.

satz zu Stanislaw August, als Tiesenhausen. Aus seinen feurigen schwarzen Augen blitzten Witz und Schlauheit, Stolz und Jähzorn; er war ein fürchterlicher Händelmacher, von heissem Temperament, ein Tollkopf, gewaltsam in der Freundschaft, unversöhnlich im Hass, maasslos verschwenderisch und prunksüchtig, in steter Jagd nach Vortheil; aber es fehlte ihm alle Ausdauer; er war unbedenklich treulos aus jedem Grunde des Eigennutzes, gierig nicht so sehr nach wirklicher Macht, als nach ihrem Schein, nach Glanz und Reichthum — das war, wie seine Landsleute selbst gestehen, die ächt polnische Natur Branicki's. Niemals that er etwas zum Nutzen Anderer oder des Gemeinwesens, ohne seinen Vortheil im Auge zu haben; stets war er damit beschäftigt, Alles, was er erreichen konnte, für seine persönlichen Interessen auszubeuten. Seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit den Potocki, den Szembek und anderen grossen Häusern unterstützten ihn; seine Schwester Elisabeth, eine begabte, ehrgeizige, dem Bruder ähnliche Frau, die als eine der ersten Geliebten des Königs und Gemahlin Jan Sapieha's, Wojewoden von Mscislaw, lange bedeutenden Einfluss hatte, war seine Verbündete; sein Charakter und dessen Macht über den König aber waren seine stärkste Waffe, von der er rücksichtslos gegen den Freund Gebrauch machte.

Bald wurde er politisch thätig; er schloss sich den Conföderirten von Radom 1767 an und kämpfte dann gegen die Gegner von Bar, obwohl dort auch die Interessen seines ehemaligen Gönners Karl von Sachsen vertreten waren. Diese Haltung schadete ihm erheblich in der öffentlichen Meinung, besonders der Magnaten, die zur Conföderation von Bar hielten. Der König vergalt ihm aber die Dienste vollauf. Eine Zeit lang diplomatisch thätig wurde er 1773 Feldhetman, erhielt er 1774, wie es hiess, auf Verwendung Katharina's, die jenes Ereignisses in Oranienbaum wohl gedachte, die vier sehr grossen Starosteien von Bielocierkiew, welche dem Könige bei der ersten Theilung des Reichs von der Kaiserin waren zugewiesen worden und etwa 30,000 Ducaten (270,000 Mark) eintrugen. Seine per-

sönliche Anwesenheit in Petersburg im März 1774 mag ihm Gelegenheit geboten haben, Katharina an die Vergangenheit zu erinnern. Der König hatte ihn dorthin gesandt, damit er sich bei Katharina um Abwendung der drohenden Beeinträchtigung der königlichen Rechte verwende, die Stackelberg um jene Zeit betrieb. In Petersburg entfaltete Branicki einen unsinnigen Luxus, seine Feste und Gelage erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Für das Interesse des Königs und des Staates richtete er nichts aus, um so mehr für seinen Eigennutz. Einmal jene ungeheuren Starosteien von Bielocierkiew. Dann stieg er bald darauf, noch im selben Jahre, zu der einflussreichsten Stellung im Staate auf. Waclaw Rzewuski legte eben 1774 die Würde des Krongrossfeldherrn nieder um sie seinem Sohne zuzuwenden. Aber Branicki setzte es bei Stanislaw August durch, dass er den Feldherrnstab der Krone erhielt. Dieser brachte ihm eine Einnahme von 120,000 Gulden jährlich und die fast unabhängige, wenn auch durch die Constitution von 1768 gegen früher eingeschränkte Stellung ein, deren sich der Hetman erfreute. Er hatte hiermit an Gütern und Würden erreicht was er unter Beihülfe des Königs irgend zu erreichen hoffen durfte. Seine Macht zu erhalten, zu erweitern war fortan sein Streben. Kaum hatte er den Feldherrnstab, so begann er damit, gestützt auf die unklaren Bestimmungen über seine Rechte, zu versuchen, wie weit sie sich ausdehnen liessen. Er wollte die unabhängige Stellung des Krongrossfeldherrn wieder zurück erobern, welche früher bestanden hatte, im Jahre 1768 aber durch Gesetz wesentlich geschmälert worden war: er liess das Heer den Eid auf seinen Namen ablegen, und rief so selbst den Streit hervor, der nun entbrannte. Denn der russische Botschafter widersetzte sich alsbald dieser Anmaassung, welche der Gewalt des 1775 errichteten »ständigen Raths« Abbruch that, während Branicki alle Gegner des Königs und dieses unter dem Einfluss Stackelberg's stehenden Raths um sich sammelte. Hatte er doch jetzt keinen Grund mehr von der Freundschaft des Königs etwas für sich zu erwarten, nachdem dieser ihm die höchsten Würden und die Starosteien gewährt, ihm ausserdem

im Laufe der Jahre etwa 200,000 Ducaten (1,800,000 Mark) geschenkt hatte; trotz der ihm zufliessenden Reichthümer waren seine Geldverhältnisse jedoch durch seine Unordnung und Verschwendung stets zerrüttet. Und bald darauf bemerken wir auch schon die Folgen: er wendete sich von Stanislaw August offen ab, um in Russland Verbindungen und Pläne zu weiteren Eroberungen anzuzetteln. Zudem glaubte er als Hetman nun eine völlig selbständige Rolle spielen zu können. Alles das führte ihn zu der Heirath mit Alexandra von Engelhardt, einer Schwestertochter des allmächtigen Potemkin. Auch dabei kam seine Unbeständigkeit zum Vorschein. Im Jahre 1773 mit einer Fürstin Sanguszko verlobt, dann mit einer Fürstin Jablonowska, war er 1774 in Petersburg bereits wieder ein Verlöbniss mit einem Fräulein Matuschkin, Ehrendame Katharina's, eingegangen. Aber er wandte sich bald auch von dieser ab als ihm die Verbindung mit Potemkin bessere Aussichten bot. Auf diese neugeschaffenen Beziehungen zu Potemkin bauend, begann er alsbald ohne Weiteres sich dem Könige entgegenzustellen. Er verband sich mit den Czartoryski's, die eben in Unfrieden mit dem Könige waren, weil er sich in den Geschäften der ersten Theilung und den neuen Reichseinrichtungen von 1775 von dem russischen Botschafter lenken liess. Die Einschränkung, welche die Stellung eines Hetmann's auf Betrieb des russischen Botschafters Stackelberg durch die Gesetze von 1775 erfahren hatte — dem Kriegsdepartement des ständigen Raths war ein wesentlicher Theil der dem Hetman früher zustehenden Gewalt zugefallen — machte Branicki zum abgesagten Feinde des Raths, obwohl er die Leitung des Kriegsdepartements erhielt. Anfangs wollte er auf sein so beschränktes Amt den Eid nicht ablegen: man überredete ihn, die geöffnete Papierscheere sei kein Kreuz, und er schwor darauf. Zweimal machte er sich nach Russland auf; 1775 kam er nach Moskau an den russischen Hof, unermüdlich thätig, gegen Stackelberg und nun auch gegen den König zu intriguiren. In Russland wurden mit Adam Czartoryski gemeinsam alle möglichen Luftschlösser gebaut: bald sollte Fürst Adam den Thron von Polen erhalten, bald dachte wohl

auch Branicki selbst an das Diadem. Die Beiden nebst Branicki's Schwester Elisabeth Sapieha, dem litthauischen Hetman Oginski, dem Feldhetman Rzewuski bildeten nun für einige Zeit die Häupter der gegen den König und Stackelberg wirkenden Partei. Sie versuchten sogar in Litthauen eine Conföderation gegen den König zu Stande zu bringen als 1776 die Reichstagswahlen bevorstanden. Aber Stackelberg hatte davon erfahren, so dass in den Ballsaal, wo ein Fest die wahren Zwecke der Versammlung verdecken sollte, plötzlich russisches Militär eintrat und das Unternehmen vereitelte. Der Reichstag von 1776 durchschnitt das letzte Band zwischen Branicki und dem Könige, indem er den Hetmanen ihre unbeschränkte Gewalt nahm, die Armee ihres Branicki abgelegten Eides entband, Branicki seiner selbst decretirten Pension beraubte. Man wollte den Hetman sogar zur Rechenschaft ziehen, weil er über die Kriegscasse nicht Rechnung legte. Es fehlten darin 750,000 Mark. Branicki entschuldigte sich damit, dass seine Vorgänger eben so wenig Rechnung gelegt hätten, worin er freilich Recht hatte. Branicki blieb fortan einer der gefährlichsten Feinde seines früheren Wohlthäters. Er blieb eine Waffe in der Hand Potemkin's, die dieser nicht selten auch gegen den Willen Katharina's gebrauchte. Als Stanislaw August 1786 zu Kaniow mit Katharina eine Begegnung hatte, erschien auch Branicki, aber alle Versuche ihn mit dem Könige zu versöhnen blieben fruchtlos. Er trug sich schon damals mit den Plänen, die ihn später zur Zerstörung seines Vaterlandes führten. Er war es, der 1788 durch Potemkin sich um die Erlaubniss Katharina's bemühte, Conföderationen aufzustellen, die unter russischem Protectorat gegen den sich damals vorbereitenden und nach Selbständigkeit strebenden Reichstag gewaltsam vorgehen sollten. Was er damals nicht erreichte, weil Katharina aus Klugheit die Stunde nicht für gekommen hielt, wurde 1793 ausgeführt. Nachdem er ein wilder Gegner der Reformen von 1791 gewesen war, nachdem er dann, da seine Partei am 3. Mai 1791 unterlegen war, soweit in seiner Feindschaft gegen den König ging, dass er einen Anschlag gegen dessen Person unter-

nahm, der glücklich vereitelt wurde, kam die verhängnissvolle Zeit, wo er offen mit Potemkin, dann mit Potocki und Rzewuski zu Jassy gegen sein Vaterland sich verschwor. Er kehrte mit den Conföderirten von Targowicz 1792 nach Polen zurück um einer der verrufenen Henker seines Vaterlandes zu werden.

Wir haben nicht den Raum, den Lebenslauf dieses unberechenbaren, merkwürdigen Mannes genauer zu verfolgen, dessen Einwirkung auf das Schicksal Polens in den letzten zwei Jahrzehnten eine so bedeutende war als die weniger Anderer. Ueberall war er, wo der Vortheil ihn hinlockte: bei den Wettinern, bei Peter III., dann bei Stanislaw August, bei dem russischen Heer, das das Altpolenthum von Bar niedertrat, dann wieder beim Könige, um bald darauf das Haupt der königlichen Feinde in Polen zu bilden; dann war er Verschwörer in Russland gegen das junge Polen der Reformen und im Reichstage von 1788 Haupt der Altpolen; 1791 unterschreibt er die Constitution und deren Neuerungen, um 1792 die Anzettelungen gegen sie zu beginnen, die zur Conföderation von Targowicz und zur Auflösung des Reichs führten. Und dabei fand er noch immer Anhänger, die sich ihm anvertrauten. Jeder Lage, jedem Menschen wusste Branicki sich rasch anzupassen. Der König hatte eine unüberwindliche Schwäche ihm gegenüber. Oftmals betrogen giebt sich Stanislaw August ihm immer wieder hin; Potemkin, ohne sich über ihn zu täuschen, wird ihm gegenüber schwach, lässt sich zu Thorheiten fortreissen. Er durfte sich Alles erlauben, die Strafe wusste er durch sein fesselndes Wesen, seine überzeugende Energie des Augenblicks abzuwenden. Mochte der König durch seine Verräthereien noch so aufgebracht sein, einige Worte von ihm besänftigten ihn sofort. »In seinem raschen Witz«, sagt A. Czartoryski, »war so viel polnischen Salzes und Accents, dass es im Verkehr mit ihm schwer war (was ich selbst an mir erfahren) die ihm gemachten allzu gewichtigen Vorwürfe nicht bald zu vergessen«. Er vollführte alle Sünden des alten Polenthums und glättete sie wieder aus durch sein verlockendes nationales Wesen. Er war ein berühmter Trinker; die Schlachta, mit der er bis zur Ohnmacht zechte,

hätte sich für ihn zerreissen lassen. Heiter, witzig, leidenschaftlich, unbeständig, eitel, ehrgeizig, von eisernem Körperbau, unerschöpflicher Gunst des Geschicks, dem er blind vertraute — wie viele gemeinsame Merkmale mit verdienstvollen Männern, mit Männern von der Bedeutung Tiesenhausens — nur mit dem einen Mangel der völligen sittlichen Leere. Die Abwesenheit des sittlichen Moments in seiner Natur springt überall hervor: Treue im persönlichen Verhältniss kennt er so wenig, als Treue dem Vaterlande gegenüber; Hingebung an den Freund so wenig als an die Sache; der eigene Nutzen und Genuss sind ihm oberstes, einziges Gesetz.

Und doch war er ganz Pole. Einst im Jahre 1774 erschien er stark betrunken im Kabinet des Königs, welcher ihm darüber Vorstellungen machte. »Durchlauchtigster Herr!« rief Branicki, »ei, wenn Eure königliche Gnaden tränken, wie ich, Sie würden in Polen sicher mehr Freunde haben als jetzt«. Gewiss eine Bemerkung von unanfechtbarer Wahrheit. Denn der Pole pflegt Alles um der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit willen zu vergeben. Und Branicki war polnisch liebenswürdig im höchsten Grade. War er in Warschau, so verging selten ein Tag, wo er nicht stark berauscht gewesen wäre. Seine Gelage endeten nie ohne Lärm. Er unternahm dann die unerhörtesten Dinge. Aergerte er sich, so flogen leicht die Teller, Flaschen und was ihm sonst in die Hand kam durchs Zimmer, so war er jederzeit bereit, gegen den besten Freund zum Messer zu greifen. Wo er hinkam, galt es ihm, Aufsehen zu erregen, eine Rolle zu spielen: so im Reichstage, wo er von 1788 bis 1791 Führer der Altpolen war, gegen die er nach 1768 mit den Russen gekämpft hatte; so in der Gesellschaft, wo er das verfeinerte französische Wesen befehdete und auf altpolnische Weise gekleidet, den alten derben Sitten der sächsischen Zeit huldigte. Er war eben so unermüdlich im Trinken als im Jagen; seine Geschicklichkeit auf der Jagd war vielleicht die einzige Kenntniss, welche dem Amte, das er inne hatte, entsprach. Er mochte ein guter Grossjägermeister sein: Soldat war er nie gewesen und wurde es Zeit seines Lebens nicht, trotz seiner Krongrossfeldherrnwürde. Dafür benutzte er seine Würde zu

andern Zwecken, wie er denn gleich nach ihrer Erlangung einige Landgüter, auf welche er ein sehr unsicheres Anrecht zu haben meinte, ohne die Entscheidung der Gerichte abzuwarten, durch seine Soldaten besetzen liess.

Seine Orgien waren ihrer Zeit allberühmt. Die Feste, welche man ihm gab, zeichneten sich durch ihre Maasslosigkeit aus; nach einer uralten Sitte wurde auf denselben dem Hetman ein gebratenes Füllen vorgesetzt. Hier an der Tafel war auch für Branicki das Werbebüreau für die Schaaren seiner Anhänger: mit dem Becher in der Hand mochte ein Mann wie er damals Aemter, Reichthümer, die Krone selbst erobern. Es galt nur, die Schlachta mit sich fortzureissen. Branicki war treulos, verrätherisch, roh, gewaltthätig, ausschweifend, bestahl die Kriegscasse, raubte öffentliche und private Gelder, ging stets blos seinem Vortheil nach: und doch fehlte es ihm nie an Freunden, doch galt er allgemein für einen Mann, dem nichts in der Welt über die Makellosigkeit seiner Ehre ging, der in dem Punkt des »Honor« uässerst empfindlich war. Das ist genau die Art von Ehre, welche durch Zweikämpfe geschützt zu werden pflegt. Und es gebrach ihm nicht an Gelegenheit dazu. Berühmt war sein Zweikampf mit dem bekannten Casanova. Nachdem er Casanova verwundet hatte, ohne dass dieser geschossen, drohte er ihm eine zweite Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn Casanova nicht auf ihn feuern würde. Casanova schoss ihn in den Leib. Branicki warf ihm darauf einen Beutel mit 400 Dukaten hin mit der Weisung zu fliehen, ehe seine, Branicki's, Freunde, Rache üben könnten. Casanova entfloh in einem Bauernkittel, als bereits einer von Branicki's Freunden, Byszewski, aus Warschau auf den Kampfplatz nach dem nahen Wola eilte, um dem Uebelthäter wider Willen seinerseits den Garaus zu machen. Als er ihn nicht fand, drang er in Casanova's Wohnung in Warschau, wo er einige Leute von dessen Schlag, wie den bekannten Spieler Grafen Tomatis, den Kronschwertträger Moszczeński und italienische Schauspielerinnen antraf. Er hielt Tomatis für Casanova, griff ihn sofort an und verfolgte den Fliehenden mit Schüssen durch die Gemächer. Als Moszczeński

Tomatis vertheidigen wollte, zog Byszewski den Säbel und versetzte ihm einen Hieb, alsdann floh er selbst für einige Zeit über die Grenze.

Branicki war, wenn man Pulawski etwa ausnehmen will, der einzige in der Geschichte der Auflösung Polens hervorragende Pole, der nicht zu den herrschenden Magnatengeschlechtern gehörte. Die Schilderung, welche wir eben von ihm gaben, wird genügen, um zu zeigen, dass er mit allen Vorzügen und Fehlern behaftet war, welche gemeiniglich als die den Magnaten eigenthümlichen zerstörenden Kräfte angesehen werden. Man darf daher mit einigem Recht der Anschauung Raum geben, dass jene Fehler nicht auf das Magnatenthum beschränkt, sondern Eigenschaften waren, welche im Geiste des ganzen Volkes lagen.

In Wahrheit ist noch heutzutage derselbe Geist in dem Polenthum bemerkbar. Die Gewalt einer äusserlich glänzenden Persönlichkeit schlägt noch heute bei den Polen jedes Urtheil über ihren wahren Werth nieder. Man sehe heute genauer zu, und man wird finden, dass die abgefeimtesten Schurken dort sehr wohl in hohem Ansehen in der Gesellschaft bleiben, sofern sie nur den äussern »Polor« und »Honor« so zu bewahren verstehen, wie es auch Branicki verstand. Die Ethik des Volkes steht auf einer so niedern Stufe als kaum irgend wo anders. Pane mit tönenden Namen, die täglich offen den armseligsten Juden betrügen, berauben, die allbekannt sind wegen der vollkommenen Ehrlosigkeit, mit der sie persönliche wie sachliche, private wie öffentliche Angelegenheiten behandeln, beherrschen die öffentliche Meinung unbedingt, sofern sie die Stirn haben, jeden offenen Vorwurf persönlich zu rächen, das gestohlene Gut mit Glanz zu verthun und sich mit Frechheit über alle sittlichen Anforderungen hinwegzusetzen.

IX.

Die Magnaten.

Felix Potocki.

Unter den grossen polnischen Geschlechtern der Zeit, von welcher wir reden, war ohne Zweifel dasjenige der Potocki zwar nicht durch sein Alter hervorragend, aber am weitesten verbreitet, am zahlreichsten in bedeutenden Persönlichkeiten vertreten.

Anknüpfend an früher innegehabte Aemter wurde die Familie meist nach zwei Hauptlinien geschieden: die Hetmanlinie und die Primaslinie. Zur ersten zählten die Potocki von Tulczyn, zur andern die Brüder Ignaz und Stanislaw, berühmt in der Geschichte des Zerfalles des Reiches. An sie schlossen sich in weiterer oder näherer Verwandtschaft manche andere Glieder der Familie an: Jan Potocki, durch weite Reisen und vielseitige Bildung damals bekannt; Prot Potocki, ein unternehmender Geist, der sich durch riesenhafte industrielle Anlagen auszeichnete, grosse finanzielle Pläne verfolgte, aber später durch die 1793 ausbrechende finanzielle Krisis von Warschau verarmte; ferner Theodor, Wojewode von Bielsk; dann Joseph; ebenso der spätere Gesandte in Constantinopel, Peter Potocki, und noch einige andere dieses Namens.

In diesem mächtigen Hause war das mächtigste Glied durch seine Geburt und seinen Reichthum Felix Potocki von Tulczyn.[1]

Felix, oder wie er polnisch heisst, Szczensny Potocki, ist in der Geschichte wohlbekannt. Sein Leben ist voll dra-

[1] Chrzonszczewski, Denkwürdigkeiten.

matischer Bewegung, voll individuellen und geschichtlichen Interesses. Sein Vater Franz Salezy, Wojewode von Kiew, war im Verein mit Karl Radziwill nach der Krönung Poniatowski's eifriger Parteigänger gegen denselben und die russische Partei der Czartoryski; er führte auf seinem Sitze Krystynopol ein glänzendes altpolnisches Magnatenleben: stolz auf seinen Namen, verschwenderisch und gastfrei, willkürlich und gewaltthätig. Die letztere Eigenschaft scheint ihm in hohem Grade eigen gewesen zu sein, wie wir weiter unten sehen werden. Gewaltthat war damals nichts Ungewöhnliches; so erzählt man uns, dass ein anderer Potocki jener Zeit, Nicolaus, Starost von Kaniow, eigenhändig und straflos im Laufe der Jahre 40 Menschen umgebracht habe. Franz Salezy scheint die traditionelle Schrankenlosigkeit in seinem Hause bewahrt zu haben, wie er sich als unabhängigen Fürsten in seinem Gebiet fühlte. Auf seinen Sohn Felix erbte ein gut Theil des väterlichen Charakters.

Krystynopol und die übrigen Besitzungen Salezy Potocki's lagen in jenem Landstrich Polens, welcher von jeher der »classische Boden des Magnatenthums« gewesen war. Wolhynien vor Allen, dann die Ukraine, Podolien und Kiew bargen die schönsten Sitze der grossen Herren. Da waren die Walewski in Tuczyn, die Jablonowski in Annopol, die Czartoryski in Korzec, die Sanguszko in Slawuta, die Lubomirski in Dubno und manche Andere, die Wolhynien auch politisch bedeutsam, vornehmlich aber gesellschaftlich zu einem Brennpunkt des Magnatenlebens machten. Hier lagen auch die meisten Besitzungen der Potocki von Krystynopol zerstreut, darunter der spätere Hauptsitz Tulczyn in der Wojewodschaft Braclaw der Ukraine.

Stanislaw Felix wurde zu Krystynopol im J. 1753 geboren. Seine Mutter war eine strenge stolze Dame. Gottesfürchtig und von grosser Sittenstrenge, führte sie im Hause eine ebenso scharfe Zucht, als der Gemahl in seiner Wojewodschaft und auf seinen Gütern. Die vielen Edelfräulein, die am Hofe waren, hatten ein saueres Leben unter ihrer Aufsicht: das geringste Vergehen im Umgang mit den Männern wurde durch

Ruthenstreiche geahndet. Nachts machte sie sich oft auf, durchschlich leise die Räume, wo ihr »Frauenzimmer«, wie man damals auch in Polen sagte, schlief, und spähte, ob nicht ein junger Bursche sich da eingeschlichen habe. Dann geschah es wohl, dass die gefürchtete Dame durch einen waghalsigen Abenteurer mit schrecklichem Geheul oder anderm Spuk vertrieben ward. — Sie hatte ein ordentliches Spioniersystem eingerichtet. Der Sitte gemäss hielt sie zwei Zwerge, Bruder und Schwester, die im Hauptsaal des Schlosses ihre Wohnung hatten, aus Pappe verfertigt und aus mehreren Kammern in der Art eines Spielzeuges bestehend. Der schlaue Zwerg war »General-Polizeimeister« des Hofes; er errichtete von seiner Behausung aus Gänge durch das ganze Schloss und berichtete der Gestrengen über das Treiben darin.

Unter ihrer Aufsicht und der Erziehung des Piaristenbruders Wolff wuchs Felix auf, umgeben von dem Treiben und Denken altpolnischer Schwärmer für die Freiheit des Adels, für den Wahlthron und die Macht der Magnaten. Eine Schaar von Dienern aller Art, ferner dreissig adlige Hofleute unter dem Marschallamt eines Fürsten Czetwertynski, später eines Sierakowski, eine Truppe von Infanterie, Ulanen, Dragonern, Kosaken bildeten den väterlichen Hofstaat. Die hohe Stellung, die Verschwägerung mit den ersten Familien des Landes zogen zahlreiche Gäste nach Krystynopol, die in Saus und Braus die Freigebigkeit des Hausherrn genossen und die bedeutenden Schulden anzuhäufen halfen, welche Felix nach dem Tode des Vaters bezahlen musste. Hier in Krystynopol war es auch, wo jene traurige Katastrophe sich ereignete, deren Schatten auf das Leben des jungen Felix bis an sein Ende sich lagerten.

Im Jahre 1770, als der türkische Krieg von der nahen Grenze her auch dem Sitz der Potocki mit Gefahren drohte, ward eine militärische Grenzwache zur Sicherung gegen Einfälle gezogen, welche den Verkehr der Bewohner von Krystynopol mit der Familie eines benachbarten Gutsbesitzers aus dem mittleren Adel zeitweilig störte. Die liebliche Gestalt, das hübsche Gesicht der Tochter des Castellans Komorowski hatten

in dem siebzehnjährigen Felix die erste Liebe erweckt, die so erfinderisch war, um ihm unter dem Vorwande körperlicher Uebungen von den Aeltern die Erlaubniss auszuwirken, zu Pferde die Grenzwache zu besichtigen. Statt dessen hatte er geheime Zusammenkünfte, traulich schwärmerischen Verkehr mit der Geliebten, der bei der Jugend der Liebenden und dem Reiz des Geheimnisses einen besonders romantischen Charakter annahm. Die unruhigen Zeiten, die Leidenschaftlichkeit des Jünglings brachten es zu einer heimlichen Verbindung vor dem Altar. Aber bald war das Geheimniss des übereifrigen Reiters von gewinnsüchtigen Dienern entdeckt worden und eine vornehme Frau, die Castellanin Mniszech, die den reichen Eidam gegen die getroffene Abrede für ihre Tochter zu verlieren fürchtete, trug dazu bei, dass die Aeltern auf gewaltsames Eingreifen in das junge Glück sannen. Die verletzte Autorität, der Stolz des Magnaten liessen den Aeltern gegen die Verbindung ihres Sohnes auch die Gewalt erlaubt erscheinen und in einem Augenblick der Schwäche entriss die ihm und seiner jungen Frau drohende Gefahr der Vergewaltigung dem Sohne die vom Vater geforderte Einwilligung zur Scheidung. Der Jüngling hoffte die Geliebte dadurch vor Schlimmerem zu bewahren. Der ergrimmte Vater aber liess sich dadurch nicht von weiteren Schritten abhalten. Der Befehlshaber seiner Dragoner, Starost Sierakowski, sollte einen Handstreich ausführen und nächtlicher Weile den Hof des Nachbars überfallen. Dieser fiel dem Wojewoden zu Füssen und bat von dem Auftrag entbunden zu werden; Potocki schenkte ihm eine mit Gold gefüllte Tabaksdose und beauftragte die beiden Anführer seiner Kosaken mit dem Ueberfall. Sie wurden angewiesen, die Schwiegertochter gewaltsam auf das Schloss nach Krystynopol zu bringen. Der Gewaltstreich ward ausgeführt und die Unglückliche wurde im Zustande der Schwangerschaft vom Lager gerissen, in einen festen Schlitten gepackt und alsdann der Rückweg angetreten. Ein unseliger Zufall führte auf demselben eine lange Reihe beladener Fuhren daher, die dem eiligen Zuge den Weg versperrten und ihn nöthigten, still zu halten. Die Kosaken

fürchteten durch Hülferufe der Gefangenen verrathen zu werden und verhinderten daher jede Regung derselben, indem sie jeden verrätherischen Laut durch Decken und Kissen zu verhindern suchten. Als der Zug der Bauern endlich vorüber war, blieb es im Innern des Schlittens still — die Gefangene war erstickt. Die Spur ihrer That zu verwischen schlugen die Gesellen ein Loch in das Eis eines nahen Flusses und versenkten die Leiche.

Als das nächste Frühjahr die Reste der Gemordeten und damit das Verbrechen selbst ans Tageslicht brachte, fand das Gerücht allgemeinen Glauben, dass der Tod, das Ertränken der jungen Potocka, den Absichten des gewaltthätigen Magnaten nicht allzufern gelegen. Den jungen Felix aber warf der Schlag darnieder. In der ersten Verzweiflung versuchte er sich zu tödten, ward aber daran verhindert. Nie hat er diesen Vorfall verschmerzen, diesen Verlust gänzlich verwinden können, bis an seinen Tod trug er auf der Brust das Miniaturbild der Geliebten seiner Jugend. Eine Schwermuth legte sich seitdem auf sein Gemüth, die bis in sein spätestes Alter hinein ihn zeitweilig mit sich zerfallen, trübe, ungesellig werden liess. Jahrzehnte später sah man ihn noch oft stundenlang, tagelang seinen Gedanken träge nachhängen, grübelnd auf einen Fleck hinstarren; sein Charakter war unstät geworden und aufbrausend, sein Wille heftig, abspringend. Er ward ein Mann der Gegensätze. Lange konnte er träge dahinleben; zu Zeiten bemächtigte sich seiner eine Faulheit, die ihn die dringendsten Geschäfte Monate hindurch zu versäumen liess. Es kam vor, dass Boten mit wichtigen Sendungen von hochstehenden Personen einen ganzen Winter hindurch vergeblich auf seinem Schlosse der Erledigung der Botschaft harrten. Dann wieder fuhr er auf, liess sich jählings von einem Entschluss hinreissen, für den er seine ganze Thatkraft, seine ganze Person einsetzte. War er einmal zum Handeln erwacht, so wurde der gefasste Plan zur Leidenschaft, die ihn mehr fesselte, als dass er sie geleitet hätte, der er mit zähem Trotz, ohne Berücksichtigung der Umstände nachstürmte. Stolz, heftig, hochfahrend und rücksichtslos, dann wieder schwärmerisch, gefühlvoll, ver-

trauend, offen und hingebend, zu anderen Zeiten gleichgültig, schlaff, fast stumpf — war er unberechenbar und ein Spielball der widersprechendsten Stimmungen. Geistig nur mittelmässig begabt, mit einer mehr äusserlichen als tiefgehenden Bildung, besass er ein Vermögen, das manchen König in Schatten stellte, das ihm die Mittel zum Ertrotzen bot. Er wurde mehr das Opfer Anderer, als dass die schweren Verbrechen, die sein Vaterland ihm vorzuwerfen hat, seiner unpatriotischen Gesinnung zuzuschreiben gewesen wären. Er war ehrlich, aber kurzsichtig; er war Patriot, hatte Ueberzeugungen, aber sein Scharfsinn entsprach nicht der Stellung, zu der er durch Geburt und durch den Eigennutz anderer Menschen erhoben wurde.

Bald nach jenem traurigen Ereignisse begab sich Felix auf Reisen ins Ausland. Da starb die Mutter, dann, etwa um 1773, auch der Vater. Felix kehrte zurück, um die Vermögensverhältnisse zu ordnen. Da die neue österreichische Herrschaft in Galizien ihm verhasst war, überliess er seine dortigen Güter, gegen hundert Dörfer umfassend, unentgeltlich dem Marschall Poninski, sich mit seinen sonstigen Herrschaften begnügend. Bald darauf heirathete er die ihm schon früher bestimmte Gemahlin, Josephine Mniszech, die ihm eine Schaar Kinder schenkte. Er siedelte nach Tulczyn über, das er mit grosser Pracht ausbaute und schmückte, und begann hier ein glänzendes Hauswesen zu führen. Es war mehr die Residenz eines Königs als das Haus eines Privatmannes. Nicht umsonst wurde Potocki späterhin wie Radziwill in Litthauen so hier das polnische Königlein genannt.

Mit Aufwand von Millionen wurden das weitläufige Schloss und die vielen Nebengebäude in Tulczyn errichtet. Fremdländische Arbeit und Kunst mussten natürlich das Meiste dabei leisten; über all trat der Anspruch auf Bewunderung, auf Herrschaft hervor, zu dem der Erbauer sich berechtigt fühlte. Auf dem Architrav des Palastes waren die für die spätere politische Laufbahn Potocki's bezeichnenden Worte zu lesen: »Möge dieses stets die Wohnung tugendhafter und freier Menschen sein«.

Die Dienerschaft des Potocki'schen Hofes setzte sich wie überall hauptsächlich aus dem niederen Adel zusammen. Da

gab es Hofleute, Kammerdiener, Pagen, Haiduken und Pajuken in Livree, Kredenzer, Läufer in eigenthümlicher spanischer Kleidung, eine Sitte, die bis um das Jahr 1792 üblich war. Die sogenannten Hofleute waren junge Edelleute, welche am Hofe der Magnaten Lebensart, gute Sitte lernten und zugleich sich darauf vorbereiteten, durch die Gunst und Verbindungen ihres Herrn zu Stellungen zu gelangen. Sie durften sich nach Gefallen kleiden, mussten aber in den Empfangszimmern stets in Pallasch und Patrontasche erscheinen, erhielten ein sehr geringes »Salarium«, aber dafür reiche Geschenke. Sie mussten eigene gute Pferde und eigenes Reitzeug haben und pflegten die Kutsche des Herrn in der Hauptstadt oder bei Ausfahrten in die Nachbarschaft zu Pferde zu geleiten. — Die Kutsche, reich verziert, auf dem Schlage das Wappen und die Insignien der Würden der Herrschaft, wurde von 4, 6 oder 8 Rossen gezogen, die durch merkwürdige Farben und reiches Geschirr auffielen. Besonders beliebt waren die gefleckten Pferde; man hatte auch weisse Rosse mit rothen oder grünen Mähnen, oder aus Spanien eingeführte fleischfarbene Isabellen, Nüstern, Schweif und Mähne weiss, die Augen roth. Das Geschirr war vergoldet; auf der Stirn der Pferde waren eine goldene Quaste und Straussenfedern angebracht. Die Deichselführer und die Vorreiter trugen hohe Pelzmützen und lange Gewänder, auf dem Hintertritt standen 4 Haiduken. Sass die Herrin im Wagen, so standen auf den Seitentritten Pagen in spanischer Tracht, welche ihr die lange Schleppe ins Haus nachtrugen, der dienstthuende Hofmann aber streckte beim Ein- und Aussteigen ihr weit und wie zum Tanze sich nähernd die Hand entgegen. Die Kammerlakaien, stets bewaffnet, bedienten die Herrschaft bei Tische. Gleichförmig gekleidet, bildeten sie einen Hauptbestandtheil der Dienerschaft. Die Pagen, meist wohlaussehende Edelknaben, waren ganz auf die Beförderung durch die Herrschaft angewiesen, wurden später von ihr zu Hofleuten gemacht und erhielten Aemter oder reiche Frauen. Alle diese, sowie die Läufer, hatten Dienst im Hause oder bei der Person der Herrschaft, während die Kosaken als Boten benutzt wurden. Die Pajuken in

langem Leibrock und hoher, spitzer Kopfbedeckung in den Farben des Hauses, grosse martialische Gestalten mit langem, hängendem Schnurrbart und glatt rasirtem Kopf, hielten der Pani in der Kirche das Gebetbuch, im Zimmer die Tasse. Die Haiduken, noch malerischer in tatarischer Tracht aufgeputzt, mit langem Kleid, rothen oder gelben Schuhen und langem Zopf, begleiteten bewaffnet den Pan zur Kirche oder hielten ihm bei Festen den Pallasch. Von jeder dieser Arten dienstbarer Geister waren ein Paar Dutzend vorhanden. Dazu kam noch die Haustruppe, wie auf allen grossen Magnatenhöfen aus Fussvolk und Reiterei bestehend, die zu Zeiten bis auf einige tausend Mann stieg und ihre militärische Hierarchie hatte. Als 1794 der Rest der Hausmacht Potocki's, die er dem Feinde, d. h. der Republik, preisgegeben hatte, von Joseph Poniatowski zur Verstärkung seines Heeres requirirt ward, führte der Abgesandte dem Feldherrn noch zu: 300 Mann Fussvolk, 180 Mann Ulanen, 40 Kosaken, 6 bespannte Kanonen mit Munition und Park, 10 Fass Pulver, 2 Kasten mit fertiger Ladung, 30 Vertheidigungsgeschütze und schöne Amunition für 1000 Mann.

Die Hausfrau war von einer zahlreichen Schaar junger Edelfräulein umgeben, die hier von Hofmeisterinnen und Gouvernanten in den Sitten ihres Standes erzogen wurden und die Herrin begleiteten, sobald sie in den öffentlichen Gemächern oder ausser dem Hause erschien. Wie der Pan niemals, sei es bei Geschäften, bei privaten Besuchen oder bei Hofe ohne sein Gefolge, seine »Assistenz« erschien, die hinter ihm her in das Zimmer trat, so war auch die Pani stets von ihrem weiblichen Gefolge umgeben. Die Herrschaft hatte diesen »Respectdamen« wie den Pagen gegenüber die Pflicht, durch Verheirathung und Aussteuer die einen, durch gute Aemter die andern für ihr späteres Leben zu versorgen.

An der Spitze des ganzen Hauswesens stand als Vertreter des Hausherrn der Marschall, ein Mann von Vermögen und eigner Stellung, der unter sich wiederum den Mundschenk, den Stallmeister und den Aufseher über die grosse Kleiderkammer hatte,

auch das Scepter führte über die zahlreichen Ober- und Unterköche, die Kredenzer, die Jägermeister und Jäger, die Hundejungen, die Zwerge, sowie über das bedeutende, unter Leitung eines damals angesehenen Componisten, Ferrari, stehende Orchester u. s. w. — Hofmeister, Lehrer, Fechtmeister, Tanzlehrer bemühten sich um die Söhne des Hauses und deren Gespiele; Hauscaplane leiteten die Andachtsübungen; eine Schaar von Officianten der Verwaltung der Güter, von Rechtsanwälten, Secretären, Schreibern, von allerlei Unterbeamten für die verschiedenen Bedürfnisse des Hausherrn hielt sich am Hof auf.

Die polnische Sprache ist unerschöpflich in Ausdrücken für all die Würden und Unterkategorien solcher Hofhaltungen. — Wie alle Magnatengeschlechter hatten auch die Potocki ihre Hausfarben, in die sowohl die Glieder der Familie, die Hofleute und Haustruppen, als auch Diejenigen sich kleideten, welche dem Haupt dieses Hauses anhingen: der anliegende Leibrock weiss, darüber ein dunkelblauer Kontusch (loser Oberrock mit aufgeschlitzten, zurückgeworfenen Aermeln), das war die Kleidung, die in Tulczyn und bei den vielen Bewohnern Rothrusslands, welche zum Hause Potocki hielten, üblich war. Es war auch die Uniform des Regiments, welches F. Potocki im Jahre 1784 dem Staat geschenkt hatte und seitdem auf eigene Kosten ausser seiner Haustruppe unterhielt. — Erwägt man nun, dass die ganze Dienerschaft in je nach der Zeit verschiedener Livree, die übrige Masse der Beamten und Hausgenossen in den Hausfarben oder anderen bunten Trachten sich zeigten, so wird man sich einen Begriff machen von dem Geflimmer und Gewimmel, die diesen und ähnlich ihm die meisten Magnatenhöfe belebten.

Ein grosser Jagdfreund, hielt Potocki eine Menge von Jägern und Hunden, namentlich eine grosse Meute englischer Braken, einen weiten Wildpark mit Elch, Hirsch, Schwarzwild u. dergl. Neben der Jagd liebte er den Gartenbau; er durchstreifte weit umher seine Besitzungen zu Pferde und schaute nach den Bedürfnissen der vielen Tausende, die ihm unterthan waren und ihn verehrten. In einer landwirthschaftlichen Canzlei unter dem Vorsitz eines gewissen Leszczynski waren die landwirthschaftlichen

und finanziellen Geschäfte vereinigt, er selbst war ein guter Rechner und führte die Oberaufsicht. Die ungeheuren Länderstrecken, die er mehr beherrschte, als besass, wurden der Schauplatz einer lebhaften Thätigkeit in agronomischer Hinsicht. Humanj, Tulczyn, Brahilow, Mohylow, Krystynopol, Tartakow, Dukli, Chorostnow und andere Erbherrschaften, ferner fünf grosse Starosteien bildeten einen Besitz, welcher dem Gebieter gestattete, dreissig Meilen weit auf eigenem Grunde ohne Unterbrechung zu reisen, welcher ihm trotz der grossen von seinem Vater her darauf lastenden Schulden vorerst jährlich über 700,000 Mark einbrachte, bald aber ihn zum reichsten Manne Kronpolens machte. Denn Rothrussland und die Ukraine, wo die meisten dieser Güter lagen, waren und sind einer der fruchtbarsten Landstriche Europas. In endloser Ebene dehnen sich die fetten Gründe der Schwarzerde hin, unterbrochen von Flüsschen, von Eichenwäldern, in denen das Schwein seine Mastung findet. Weder Fels noch Gestein hindert dem Pfluge die leichte, lohnende Arbeit, unerschöpflich scheint der Boden und blos gefährdet der Kornacker durch eine allzu andauernde Gluth der Sommersonne, wenn auch in minder hohem Grade, als in den verwandten östlichen Steppen Russlands. Das Volk der Kleinrussen, beweglich, von scharfem Verstand, von festerem, kernigerem Grundcharakter als die grossrussischen Vettern, voll Frohsinn, voll gemüthvoller, aber nicht all zu weicher Poesie, ist der vielleicht tüchtigste, intelligenteste, culturfähigste Zweig der russischen Familie. Hier begann Potocki ein Leben von grosser und nachhaltiger Wirkung.

Statt der steten Verpachtungen oder selbständigen Verwaltungen, die sonst überall üblich waren und die meisten Landgüter in Verfall gebracht hatten, nahm er den Betrieb der grossen Oekonomien seines Besitzes in die eigene Hand. Ein niederer Zins oder leichte Frohne liessen den Säckel der Bauern sich füllen; die elenden Dörfer verschwanden; hübsche weissgetünchte einzelnliegende Bauerhöfe, von Obstgärten umhegt, ein kräftiges, seiner melodienreichen Lieder frohes Volk erfreuten das wohlwollende Auge des Schöpfers dieser in Polen neuen Zustände. Wie er

dem Landvolke die Fesseln abstreifte und Abends sich an dem fröhlichen Gesang zufriedener Menschen, an Musik und Tanz, Tages an der guten Bestellung des Ackers, dem zahlreichen Viehbestande ergötzen konnte, so sorgte er für grundlegende Neuerungen in der Wirthschaft. Er brachte zuerst die italienische Pappel ins Land. Er suchte die Obstbaumzucht einzubürgern, führte neue Arten von Weizen, Roggen, Hafer ein, liess eine Merinoheerde aus Spanien (um 108 Mark das Stück) kommen, richtete ein vortreffliches Gestüt ein, verbesserte die Rindviehrasse, indem er eine Kreuzung von ungarischem und italienischem Rind züchtete.[1]

Folgen wir jetzt einem Erzähler ins Innere von Tulczyn, der von seinem Vater dorthin gesandt war um eine Summe zu erheben, die nach dem damals noch üblichen Brauche bei dem reichen Pan auf Zinsen angelegt worden war.[2]

Vor dem Palast bezog eine aus 40 Mann bestehende Abtheilung der Haustruppe unter Musik die grosse Wache, von welcher aus die Boten und die Post nach allen Seiten hin abgefertigt zu werden pflegten. Im Hofe waren Infanterie und Ulanen zu sehen.

»Wir wurden in den Palast geführt, aber Herr Potocki zeigte sich seit einigen Tagen in den Empfangszimmern nicht, noch empfing er Gäste, denn er war unwohl. Wir mussten 12 Tage auf ihn warten, ehe er erschien. Ich übergab ihm den Brief meines Vaters, den er in die Tasche steckte ohne ihn zu lesen und wahrscheinlich vergass. Am folgenden Morgen waren wir mit Herrn Protosowiecki in den Empfangsräumen, ich näherte mich furchtsam dem Scheu einflössenden Magnaten und wagte ihn zu erinnern, dass ich ihm einen Brief meines Vaters abgegeben habe und der Entscheidung harre.

---

[1] Es ist mir unbekannt, ob die Herkunft der gegenwärtig in der Ukraine und den anliegenden Gebieten verbreiteten und als vortrefflich anerkannten und berühmten Hornviehrasse geschichtlich festgestellt ist. Ihre Bauart und auffallende Aehnlichkeit mit dem römischen Rind der Campagna lässt mich indessen die Vermuthung aufstellen, dass es eben jene von Potocki eingebürgerte Mischrasse ist, welche wir heute dort finden.

[2] Ochocki a. a. O. I, 172.

»Wann haben Sie den Brief abgegeben?« fragte er. »Gestern«. Er befahl den Secretär zu rufen, der sogleich erschien.

»Wo ist der Brief des Herrn Ochocki?« — »In der Canzlei.« — »Wann wird er beantwortet werden?« — »In zwei Tagen.«

»In zwei Tagen also werden Sie herkommen, mein Herr, und die Entscheidung erhalten. Und wovon«, fügte er hinzu, »schreibt Herr Ochocki«?

»Er bittet um Auszahlung von 7000 Gulden«.

»Haben Sie das Document?«

Ich wies dasselbe rasch vor, er liess sofort ein Tintenfass bringen, schrieb darauf »Solvat« und sagte, indem er es mir wieder einhändigte: »Wenn die Reihe der Ausfertigung an Sie kommt, werden Sie sich damit zur Casse begeben.«

Beim Abschied befahl er mir, zum Mittagessen zu erscheinen, bei Tische aber war weder er, noch irgend Jemand von der Famile. Indessen sassen gegen 100 Personen mit uns da, alle die gewöhnlich den Pan Potocki umgaben, der ganze Hof. . . . . .«

Nach Empfang des Geldes verliess der Erzähler wieder Tulczyn.

Hier in Tulczyn verbrachte Potocki die ruhigste Zeit seines Lebens, obwohl seine Ehe mit Josephine Mniszech, ohne Neigung geschlossen, nicht die glücklichste war. Sie war eine begabte, durch Körper und Geist glänzende Erscheinung, die seinen Eigenheiten sich anschmiegend ihn lange zu fesseln verstand. Ihr feuriges Temperament liess sie jedoch sich mehr als einmal vergessen. Noch als sie unverheirathet war, meinte man schon, sie habe wohl diesem Temperament die Zügel frei schiessen lassen. Man flüsterte in Tulczyn, der blonde Klembowski, der als Marschall ihrer Dienerschaft nach der Hochzeit mit ihr nach Krystynopol gekommen war, sei seit lange ihr Liebhaber gewesen. Indessen wurde sie von Allen verehrt, geliebt um ihres wohlwollenden Wesens willen. — Bald nach der Uebersiedelung nach Tulczyn wurde das Ehepaar Potocki zu einem Feste, das ein nicht entfernt wohnender Pan, der Kronküchenmeister Wielohorski, zu

Ehren seines aus Frankreich angekommenen Gastes, des bekannten Abbé Mably, des Bruders von Condillac, gab, geladen. Bei dieser Gelegenheit knüpfte sich eine Liebschaft zwischen Josephine Potocka und dem ältesten Sohne Wielohorski's an, demselben, welcher im Jahre 1791 zum Gesandten am Petersburger Hofe ernannt wurde. Das Verhältniss spann sich fort bis Potocki es endlich entdeckte. Die Frau rettete sich vor einer Verstossung durch einen Fussfall. Trotzdem waren die Jahre des Aufenthaltes in Tulczyn bis 1788, von Reisen im Auslande unterbrochen, im Uebrigen der Arbeit auf den Landgütern gewidmet, die glücklichsten im Leben Potocki's. Dann kam die Epoche der Stürme im persönlichen, häuslichen, wie im weiten politischen Dasein, die Epoche, welche auf persönlichem Gebiet am besten durch ein Bild gekennzeichnet wird, dessen reizende Lieblichkeit noch heute den Beschauer in Entzücken versetzt.

Wer hat nicht im sogenannten grünen Saale des Berliner Museums oder in Stich oder Photographie die kindlich schönen Züge Sophie Potocka's kennen gelernt, wer nicht schon einmal eine Skizze ihres abenteuerlichen Lebens gelesen! So abenteuerlich dasselbe war, so ist auf Grund ungenauer Erzählungen einheimischer und fremder Zeitgenossen doch noch viel unwahrer Schmuck hinzugefügt worden. Wir können nur in wenigen Worten auf diese romantische Gestalt hinweisen, so weit sie in das Leben Felix Potocki's hineingriff.

Polnische Zeitgenossen erzählen, Sophie sei in Pera von armen griechischen Aeltern geboren worden, und es findet sich wohl auch die Behauptung, sie stamme von einem alten, aber verarmten Geschlechte, de Celice, ab, durch Verschwägerung den Häusern Ghika und Maurokordatos verwandt. Wie dem auch sei, sie war ein armes, in Pera geborenes Griechenmädchen von kaum 15 Jahren, das in einem Kaffeehause sein Brod erwarb, als sie dort die Aufmerksamkeit eines Abgesandten des Königs von Polen auf sich zog. Boskamp, früher in österreichischen Diensten, später während der Wirren vor dem Sturze Polens und zuletzt durch sein unglückliches Ende im Aufstande

Kosciuszko's bekannt, war damals von Stanislaw August in einer diplomatischen Angelegenheit nach Constantinopel geschickt worden und erblickte hier eines Tages zufällig das schöne Griechenmädchen. Mag er nun, wie der Eine sagt, den ausdrücklichen Auftrag von Stanislaw August gehabt haben, eine schöne Griechin mitzubringen; mag er, wie der Andere meint, selbst auf den Gedanken gekommen sein, dass er damit beim Könige Dank ernten werde, — genug, er kaufte das Mädchen um 1500 Piaster von ihren Aeltern und nahm es mit sich nach Polen. Irgend ein Vorfall zwang ihn das Mädchen an der Grenze in Chocim zurückzulassen, während er selbst blos mit ihrem Bildniss nach Warschau vorausreiste. Alsbald verbreitete sich das Gerücht von der Ankunft eines ausserordentlich schönen Griechenmädchens in der Umgegend von Chocim und drang auch durch die Thore der nahen Festung Kamieniec. Es brachte unter vielen Anderen auch den Sohn des Commandanten von Kamieniec, de Witt, in ihre Nähe. Raschem Empfinden folgte rasche That, Sophie ward heimlich die Frau des jungen Officiers. Der Vater de Witt kam bald dahinter, liess den Sohn in Ketten legen und schwor, ihn nicht eher loszulassen, als bis er seine Einwilligung zur Scheidung gegeben. Da warf sich Sophie dem strengen Herrn zu Füssen, und — sagt man — ihr Anblick genügte, um ihn zu gewinnen. Dann befleissigte sie sich der Erlernung alles Dessen, was ihr an Sprache und Bildung abging unter den neuen Verhältnissen, in die sie getreten war. In Paris, wohin sie 1782 auf den Reisen mit ihrem Gemahl gelangte und wo sie ihm einen Sohn gebar, wurde sie allgemein bewundert, von Monsieur, dem spätern 18. Ludwig, umworben; wohin sie kam, drängten sich so gewaltig die seufzenden Bewerber herbei, dass de Witt eifersüchtig und hart gegen sie wurde. Sie entfloh mit einer Freundin nach Constantinopel, kehrte aber bald nach Polen zurück und verzieh dem reuig flehenden Gatten. — Einige Jahre waren vergangen, als Felix Potocki die gefeierte Schönheit in Warschau näher kennen lernte, wohin sie mit ihrem Manne im Jahre 1788 von Kamieniec gekommen war. Hier entflammte sie Alles: »Schön wie die

Göttin Venus selbst, sah man sie bald in griechischer, bald in europäischer Tracht erscheinen; wo sie erschien, bezauberte sie Alle; man drängte sich, man stieg auf Stühle und Tische, um sie zu sehen«. Es wird berichtet, Potocki sei schon früher auf dem Lande ihr begegnet, ja sie soll nicht ohne Bewusstsein der Gefahr, die sie der Hausfrau brachte, in Tulczyn gewesen sein; jedenfalls knüpfte sich hier in Warschau die Verbindung fester an, die dann 1792, als Potocki vor der Confoederation von Targowicz in Jassy war, zur Entscheidung kam. Denn ebendamals war de Witt, der inzwischen russischer Divisionär geworden war, nach Cherson übergesiedelt, von wo aus Sophie in Jassy bei Potemkin Besuche machte. Potocki traf sie hier als er mit Potemkin, dann mit Rzewuski seine Verschwörung anzettelte, und verständigte sich mit ihr wie mit ihrem Gatten. Obwohl er von seiner Frau Josephine zehn Kinder hatte, beschloss er die Ehe zu lösen. Durch Geld kaufte er von de Witt seine dritte Frau. Es scheint, dass die schöne Griechin selbst nicht ohne gute Berechnung bei diesem Handel gewesen sei, der sie von ihrem ersten Gemahl in die Arme des reichsten Magnaten Kronpolens führte. Vor der Hand war Potocki freilich noch mit andern Dingen beschäftigt: erst musste die Confoederation von Targowicz gegen den König und das Vaterland ins Feld gestellt werden. Dann aber, nachdem Potocki 1793 die Würde eines Marschalls der Confoederation von Targowicz niedergelegt hatte und sein Vaterland verloren sah, vermochte er den Bischof Sierakowski durch Geld zur Lösung seiner Ehe mit der Mniszech, Sophie ward ebenfalls von ihrem Versprechen an de Witt entbunden, und die Beiden zogen hinaus nach Hamburg, wo sie mehrere Jahre verbrachten. Dann kehrte Potocki mit seiner vergötterten Gemahlin nach Hause zurück und schuf das noch heute berühmte Denkmal seiner Liebe, Sofijowka, die Zauberwelt, die aus dem Nichts entstand, das Werk jahrelanger Arbeit von 10,000 Arbeitern und der Verschwendung vieler Millionen, der Tempel, an dessen Ausschmückung er die letzten 10 Jahre seines Lebens verwandte, der Gegenstand des Entzückens, welches der Dichter Trembecki in seinem Gedicht

»Sofijowka« verewigte. Die ungeheuren Parkanlagen mit ihren künstlichen Seen, Felsen, Flüssen, Wäldern sind noch heute berühmt und bewundert, gehören zu dem Grossartigsten, was in dieser Beziehung geleistet wurde. Hier lebte Potocki seinen Bauten und Pflanzungen, seinen melancholischen Stimmungen und seiner Liebe zu der schönen Sophie. Leider blieb auch in dieser dritten Ehe ihm herbe Erfahrung nicht fern. Es wird uns erzählt, sein ältester Sohn von der Mniszech, nach dem Vater Felix genannt, sei aus Petersburg wegen zwei Millionen Schulden durch Zar Paul heimgesandt worden und habe sich alsbald in die Schwiegermutter verliebt. Die Schulden wurden sofort bezahlt, der Sohn erhielt grosse Besitzungen, aber jahrelang dauerte sein Verhältniss zur Stiefmutter fort, bis es endlich Potocki verrathen ward. Dieses Erlebniss soll seinen Tod beschleunigt haben, der im Jahre 1805 in Sofijowka erfolgte. Sophie erbte die Hälfte seines Vermögens und lebte hier noch jahrelang wohlangesehen, thätig und wirthschaftlich für sich und ihre fünf Kinder, aber auch umgeben von einer nie fehlenden Schaar von Gästen, die die schöne und gastfreie Frau bewunderten. Sophie Potocka starb zu Berlin im Jahre 1823.

Doch kehren wir noch einmal zu der Zeit zurück, wo Felix Potocki noch vor den bedeutendsten politischen Epochen seines Lebens stand.

Bereits etwa um 1774 war er Fahnenträger der Krone geworden. Stanislaw August hatte alsbald nach dem Tode der Aeltern Potocki's sein Augenmerk auf den Erben des grossen Vermögens und der grossen Stellung gewandt und richtete zuerst an ihn eine Aufforderung zu näherer Bekanntschaft. Es scheint aber, dass der König im Hintergrunde den Wunsch nach einem sehr materiellen Freundschaftsdienste verbarg, oder vielmehr nicht genug verbarg, denn Potocki schloss in seiner ablehnenden Antwort mit dem Wunsche, der König möchte in ihm mehr den tugendhaften als den reichen Staatsbürger kennen lernen. Im Anfang der achtziger Jahre übertrug ihm der König die durch den Tod von August Czartoryski freigewordene

Wojewodschaft von Russland (Rothrussland) und trat mit ihm für einige Jahre in ziemlich vertrauten Verkehr. Potocki zog sich auch keineswegs von der Politik zurück, sondern bot bereits 1780 der Republik bedeutende Geschenke an, die indessen erst 1784 vom Reichstage angenommen wurden. Sie bestanden in einem Regiment Fussvolk, auf Kosten Potocki's angeworben, ausgerüstet und unterhalten, ferner einer Batterie von 8 Geschützen, vollständig ausgerüstet und bedient, endlich einer Grenzwache von einigen hundert Reitern; den ferneren Unterhalt aller dieser Truppen nahm er auf sich. Das Regiment führte wie üblich seinen Namen, die Officiere gehörten den ersten Familien des Landes an, die Führung behielt er sich selbst vor. Kurz zuvor hatte er die »Regimentschaft« über die polnischen Truppen in der Ukraine von dem durch seine Verschwendung ruinirten Stempkowski erkauft und war damit Generallieutenant geworden. Später, um 1787, kaufte er von seinem Schwager Brühl noch die Generalschaft der Artillerie zu Pferde, durch welche Würde er seinen Glanz noch vermehrte. Seine freiwilligen Gaben an den Staat machten ausserdem Potocki plötzlich zu einem der populärsten Magnaten. Alles drängte sich zu ihm, suchte seine Freundschaft, legte die Farben an, welche die Freunde Potocki's trugen, in welche auch das Regiment Potocki's gekleidet war: weisser Leibrock, dunkelblauer Oberrock u. s. w. —

Der wichtigste Reichstag, den die Geschichte Polens seit Jahrhunderten aufzuweisen hatte, stand 1788 vor der Thür, Pläne von hochfliegendstem Ehrgeiz schwirrten in den Köpfen der Magnaten umher, die sich häufig in ihrem königlichen Glanz und Selbstbewusstsein für wohl befähigt hielten auch die Krone eines Königs zu tragen. Nach dieser Höhe stand auch Potocki der Sinn. Er hatte 1786 in Kaniow, dann bald nachher in Krementschug Katharina gesehen, war von ihr begünstigt, als politisch verwendbar erkannt worden. Sie durchschaute diesen excentrischen Mann und schmeichelte ihm, weckte seinen Ehrgeiz durch halbe Andeutungen, ja sie zauderte nicht — die 57jährige Frau — auch die Schlingen des Weibes nach ihm auszustellen. Potocki liess sich fangen und gab sich einer

Schwärmerei für die Kaiserin hin, die ihn zum grossen Theil für die wahre Lage des Vaterlandes blind machte. Ohne ihn zum Günstling zu machen leitete Katharina den schwärmerischen Anbeter nach ihren Wünschen. »Welch' ein Weib ist das!« — rief Potocki einmal einem Freunde gegenüber aus. »Du darfst es mir glauben, dass es Augenblicke gab, in denen ich Poniatowski und so viele Andere um ihr Glück beneidete. Katharina hat ihre Günstlinge mit Geschenken überschüttet, und ich gäbe mein halbes Vermögen darum es zu werden!« Seitdem vermochte nichts seine Hoffnung auf Katharina zu erschüttern, er überliess sich einer Vergötterung, von der er erst grausam enttäuscht erwachte, als die zweite Theilung unter seiner Mithülfe geschehen war, als er, in trotzigem Festhalten an seinem unseligen Glauben an Katharina, persönlich nach Petersburg ging um sich die Gewissheit zu holen, dass er getäuscht worden war oder vielmehr sich selbst getäuscht hatte.

Der in Kaniow gefasste Gedanke an die Königskrone wurde auch später immer wieder, und namentlich während der Targowiczer Conföderation, in ihm lebendig. Er stürzte sich in das politische Getriebe hinein, seiner Stellung, seinem Vermögen, der Gunst Katharina's vertrauend, legte seine Senatorenwürde nieder um sich zum Landboten wählen zu lassen und dadurch die Möglichkeit zu erlangen, zum Reichstagsmarschall aufzusteigen, wozu ihm Katharina und die russische Partei Hoffnung gemacht hatten. Er begann für Wiederherstellung des alten ritterlichen Polens der Sigmunde zu schwärmen, für die patriarchalisch wohlthätige Macht der Magnaten, für ein enges Bündniss mit Katharina.

Und wie damals auch Stanislaw August wenigstens diesen letzteren Plänen nachging, so finden wir Potocki noch kurz vor dem entscheidenden Reichstag mit dem Könige eng verbunden für die Wahlen zum Reichstage.

Die Landtage waren abgehalten, die Landboten gewählt worden. Noch wusste Niemand zu sagen, wohin die Gährung führen werde, noch waren die Elemente in zu buntem Gemisch, um eine feste Form sich bilden zu lassen. Der Reichstag sollte

die Form einer Conföderation annehmen, wodurch die gewöhnliche Einstimmigkeit bei der Beschlussfassung durch die Majorität ersetzt werden sollte. Die Conföderation sollte nach dem Wunsche der Meisten in Warschau bei Eröffnung des Reichstages erklärt und damit die Unordnung vermieden werden, die entstehen musste, wenn die alte Art der Conföderationen beibehalten worden wäre, wonach der Adel in den Provinzen zusammentrat, eine vom Reichstage unabhängige Conföderation bildete und durch das Gewicht der Masse den Reichstag nöthigte, sich dieser Conföderation anzuschliessen, zu unterwerfen. Der stürmische Branicki plante diesen Gang der Dinge und bewog den Oheim seiner Gemahlin, Potemkin, einen solchen Vorschlag der Kaiserin zu unterbreiten. Dann hätte Branicki die Zügel des Reichstages als Marschall der von ihm ins Werk gesetzten Conföderation in der Hand gehalten, dann wäre vielleicht die Erfüllung der Wünsche auch für Potemkin näher gerückt, die auch dieser im Geheimen für sich hegte und von langer Hand bereits verfolgt hatte: die Besteigung des polnischen Thrones. Katharina aber war mit äusseren Feinden zu sehr beschäftigt um den Unordnungen günstig sein zu können, die ein solches Verfahren mit sich führen musste. Eine Provinzialconföderation unter Branicki hätte, wie sie selbst sich äusserte, den Stempel der Revolution getragen, hätte Umwälzungen hervorrufen können, die sie zu lenken sich jetzt nicht stark genug fühlte. Noch waren die Dinge nicht reif zur endlichen Ernte, noch mussten die Trauben am Stocke erhalten werden. Sie wies ihren Gesandten Stackelberg und ihre Freunde Felix Potocki und Branicki an, für einen ruhigen Verlauf des Reichstages im Sinne eines Abschlusses des russischen Bündnisses zu sorgen.

In Ersterem begegneten sich die Wünsche Katharina's mit denen der Freunde Preussens sowohl als mit denen des Königs von Polen. War aber so die Gefahr einer vollständigen Revolution abgewehrt, so zeichneten sich doch schon die Umrisse grosser Neugestaltungen am politischen Horizonte ab, die wenn nicht eine gewaltsame, so doch eine friedliche Umwälzung der Dinge voraussagten. Diese Umrisse liessen sich erkennen in den

Flugschriften, die hauptsächlich aus dem liberalen preussischen Lager kamen und unter denen die Briefe Hugo Kollontaj's an den künftigen Reichstagsmarschall die erste Stelle einnahmen.

Wer dieses Amt erringen werde, war die Hauptfrage, an der die Stellung der Parteien erkennbar werden musste und deren Lösung vor allem Andern dem Reichstage oblag. Als Gegencandidat Potocki's hatte die preussische Partei den Grafen Stanislaw Malachowski aufgestellt, und als im October 1788 die Landboten sich in Warschau versammelt hatten, der Reichstag eröffnet worden war, zeigte sich's, dass die energischen Vorarbeiten, das rührige Treiben der Czartoryski in Pulawy, der Brüder Ignaz und Stanislaw Potocki auf ihrem Landsitze Kurow wirksamer gewesen waren, als die Gunst Katharina's und ihrer Anhänger. Malachowski wurde Marschall der Krone Polen, Kasimir Nestor Sapieha Marschall von Litthauen.

Felix Potocki, schwer gekränkt durch diese Wahl, schloss sich nun den auf gewaltsames Vorgehen gerichteten Anschauungen von Branicki an und beide wurden die Häupter der russischen Partei. Dieser rein persönliche Anlass bietet die Erklärung für Potocki's ganzes politisches Wirken, er erklärt den plötzlichen Umschlag der Gesinnung, der ihn aus einem wohlgesinnten, milden Magnaten zu einem Reactionär werden liess. Potocki war eben kein Staatsmann, er hatte keine politische Gesinnung, er ward geleitet von persönlichen, wenn auch nicht niederen selbstsüchtigen Motiven. — Die Gegner gewannen trotz der Verbindung Potocki's mit Branicki immer mehr das Feld, die Hoffnung, welche Potocki auf das Wachsen seiner Anhänger gesetzt, wurden getäuscht und endlich verliess ein grosser Theil der Genossen den Führer. Sie hingen nach damaligem Brauch zum Zeichen ihres Abfalls eines Morgens die Kragen mit den potockischen Farben, die sie getragen hatten, in Menge an dem Thore von Potocki's Palaste auf. Als dieser seine Sache verloren sah verliess er grollend Warschau, um in Wien die Verhandlungen einzuleiten, die später zur Conföderation von Targowicz führten.

X.

Die Magnaten.

Adam Czartoryski.

Tulczyn war der Gegenstand der Bewunderung Polens, Sofijowka wurde von Potocki's langjährigem Freunde und Hausgenossen, dem Dichter Trembecki, besungen: aber fragte man nach dem Höchsten, Schönsten, was polnisches Magnatenleben aufzuweisen hatte, so war es Pulawy, die Residenz des Fürsten Adam Czartoryski.

Die Czartoryski gehörten zu den wenigen Geschlechtern, welche mit Recht einen Titel führten. Denn die Eifersucht des Adels auf die Erhaltung der rechtlichen und äussern Gleichheit brachte wiederholte Verordnungen zu Wege gegen die Verleihung von auszeichnenden Titeln und gegen die Annahme und Geltung von Titeln, welche etwa fremde Mächte einzelnen Polen ertheilten. Anerkannt waren von Alters her nur wenige gräfliche und fürstliche Titel, die einigen Familien aus der Zeit der Vereinigung der kleinen Fürstenthümer zu dem polnisch-litthauischen Reiche zustanden. Dahin gehörten die Fürsten Czartoryski, Sanguszko, Radziwill, Czetwertynski, Luck, aus neuerer Zeit die Ossolinski, Lubomirski, Sulkowski sowie ein Zweig der Sapieha, der in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben war; endlich aus neuester Zeit die Jablonowski, Poniatowski, Poninski. Russische Fürsten oder Knäse waren die Oginski und Massalski. Alte Grafengeschlechter waren die Olenski, die Tenczyn-Ossolinski. Aber besonders in der letzten Zeit der Republik, seit dem ersten Theilungsreichstage von 1773 unter der Führung Adam Poninski's, der damals sich den Fürstentitel verschaffte, drängte man sich nach Titeln, so dass manche neue hinzukamen. Wenn der Pan indessen daheim ohne Titel

als vollgültiger Magnat angesehen war, so genügte der polnisch adlige Name ihm doch nicht sobald er über die Grenze reiste. Kaum kehrte er in der nächsten fremdländischen Stadt ein, so ward aus ihm mindestens ein Graf, weshalb es im Auslande stets von polnischen Grafen wimmelte. Nach Auflösung des Staates haben dann manche Geschlechter im angeborenen Drang nach äusserem Putz sich bei den verschiedensten Herrschern Europas wirkliche Titel erbettelt. Indessen hat jene Sitte, sich ausser Landes mit selbstgeschaffenen Titeln zu schmücken, dazu geführt, dass noch heute mehr solcher selbstherrlicher polnischer Grafen umherlaufen als in irgend einem andern Lande wirkliche Grafen zu finden wären. Wie früher Niemand mit den wenigen Ausnahmen, die wir anführten, einen Titel, am wenigsten den Grafentitel führen durfte, so wollte später und heute Niemand weniger als Graf sein.

Die Czartoryski rühmen sich mit den Radziwill und Sanguszko, ihren Ursprung mit den alten Fürsten Litthauens zu verknüpfen. Die Ableitung von Gedimin indessen war nicht genügend, um ihnen von Hause aus eine so hervorragende Stellung zu sichern, als sie im zweiten und dritten Viertel des 18. Jahrhunderts einnahmen. Die Brüder Michael, der Kanzler, und August, Wojewode von Russland, erst gründeten den maassgebenden, zeitweilig beherrschenden Einfluss, welchen die »Familie« auf die Geschichte Polens ausgeübt hat. Der Blüthezeit ihrer Macht, welcher Stanislaw Poniatowski, ein Schwestersohn der beiden, sehr wesentlich seine Krone schuldete, dankt Polen einen grossen Theil der neuen Ideen im staatlichen wie gesellschaftlichen Leben, denen wir in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts begegnen.

Adam Kasimir Czartoryski war der Sohn August's, des Palatins von polnisch Russland, der Erbe der beiden Brüder und ihrer Stellung. August Czartoryski hatte durch seine Heirath mit der Wittwe Döhnhof, einer geborenen Sieniawska, ein ungeheures Vermögen erworben und damit den Grund zu seiner politischen Bedeutung gelegt. Dies Vermögen setzte ihn auch in den Stand, den Sohn im Stile des damaligen Magnatenthums,

aber zugleich auch in der französischen Verfeinerung des Geistes zu erziehen. So wuchs Adam unter all dem Pomp auf, der das Haus seiner Aeltern erfüllte, mit dem sie dieses Kleinod ihrer Zärtlichkeit umgaben. Sie häuften auf ihn Alles, was der Reichthum zur Entwicklung guter Anlagen beitragen konnte.

Diese sorgfältige Erziehung hatte ihn zu einem Manne herangebildet, der als Erbe auch der politischen Stellung wohl aufzutreten geeignet schien, die sein hochgeachteter Vater eingenommen hatte. Naturell und Geistesrichtung näherten ihn bald seinem Vetter, dem Könige, der ihn zur Mitarbeit an den Schöpfungen seines Geistes herbeizog. Er übergab ihm die Leitung seines Lieblingswerkes, des adligen Kadettencorps, welches lange in Czartoryski's Händen blühte. Ausserdem war er Protector vieler anderer durch Stanislaw August wie auch aus eigenen Mitteln errichteter Anstalten der Wissenschaft und des Gemeinwohls.

Fürst Adam war ein aufgeklärter Herr, ein Anhänger und Gönner der neueren westeuropäischen Geistesrichtung, die er stets zu vertreten bestrebt war und die später auch sein Sohn, der bekannte Fürst Adam Georg, durch seinen Einfluss auf den ihm nah befreundeten Kaiser Alexander wirkungsvoll bethätigte. Er wird uns beschrieben als das Ideal eines polnischen Magnaten in höherem Sinne als jene Radziwill, Stempkowski, Sulkowski u. A., als in den Wissenschaften bewandert, talentvoll, edel, gutmüthig, prachtliebend, leutselig, witzig, heiter und zum Scherz geneigt. Er sprach fertig ausser seiner Muttersprache französisch, italienisch, lateinisch, deutsch. Nicht hoch von Wuchs, aber von einnehmender, hübscher Gestalt, vortrefflichem Gedächtniss, voll Geist — die Aehnlichkeit in Charakter und Wesen mit seinem Vetter, dem Könige, war nicht zu verkennen. — So mit allen edlen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, bezauberte er seine Umgebung. Unter der französischen Kleidung und ungeachtet seiner zum grossen Theil im Auslande vollendeten Erziehung liebte er Polen über Alles, zeigte er sich stets in Sitten und Denkweise als ächter Pole. Niemand erwarb sich in höherem Maasse die Popularität, Ach-

tung und Liebe seiner Mitbürger, und was Andere nur durch die äusseren Mittel des Vermögens, der Titel, der Geburt erreichten, das erschien bei ihm als der Ausfluss inneren Werthes, innerer Würde.

Fürst Adam, sagte man, habe einst die Krone zu Gunsten seines Vetters Poniatowski ausgeschlagen.[1] In der That gab es damals Niemanden, der der Krone durch seine Familienstellung so nahe stand als er, der General-Starost von Podolien. Anfangs blieb auch das Verhältniss zum Könige ein gutes, bis allerlei Zwistigkeiten und endlich der berüchtigte Process Ugriumow sie von einander trennte. Dieser Process brachte im J. 1785 einen bedeutenden Riss in die Verhältnisse der Parteien. Eine Abenteurerin französischen Ursprungs, von mehr als zweifelhaftem Ruf, versuchte von dem Könige Geld zu erpressen durch Hinterbringung erfundener Angaben, als ob eine Verschwörung gegen seine Person angezettelt wäre, bei welcher Adam Czartoryski einen Hauptantheil hätte. Da sie damit nicht vorwärts kam, kehrte sie den Spiess um und behauptete, der König habe einen Anschlag gegen Czartoryski gemacht. Durch allerlei Listen brachte sie es so weit, dass man ein Gespräch belauschte, welches sie mit ihrem Liebhaber, dem Kammerdiener des Königs, Ryx, führte und so zu wenden wusste, dass die Lauscher an jene Erfindung endlich glaubten. Die Aufregung, welche diese vermeintliche Entdeckung hervorbrachte, war ungeheuer: die Lubomirski's, an deren Spitze die Marschallin Fürstin Lubomirska, Schwester Czartoryski's stand, und die Czartoryski's waren entsetzt, Boten eilten durch die Provinzen und liessen in den Kirchen das Tedeum absingen für die glückliche Lebensrettung des »Fürsten Generals«, wie man Czartoryski nannte, alle Gegner des Königs schäumten wild auf. Als der angestrengte Process endlich die Lüge ans Licht brachte, hatte die Leidenschaft bereits ihre Früchte so weit gezeitigt, dass eine Versöhnung nicht mehr möglich war: viele vornehme Familien verliessen Warschau, die Lubomirski's wandten

[1] Vgl. Die Zeiten St. A. Poniatowski's, Note 24; und Engeström a. a. O.

sich nach Paris und dann nach Wien, wo sie das Centrum der später wichtigen, gegen den König agirenden wiener Polenpartei wurden. Czartoryski ging auf seine Güter, nach Pulawy, und trat bald darauf in österreichische Dienste als Chef der galizischen Garde. Denn die meisten seiner Besitzungen lagen in Galizien.

Anders als die Höfe der Karl Radziwill, Felix Potocki und anderer mehr oder minder noch im Altpolenthum steckenden Magnaten schauten die Sitze der Czartoryski aus. Das Landleben Czartoryski's war das Ideal jedes Polen und selbst ein so vielgewanderter und der Schwärmerei abgeneigter Mann als der Engländer Coxe ward von dem Zauber dieser Familie hingerissen. Zwei Stunden von Warschau entfernt hatte Czartoryski einen Landsitz, Powonski genannt, im Walde gelegen, von englischem Park umgeben. Hier bewirthete die Fürstin einst den berühmten Reisenden. Das Haus hatte das Aeussere eines Bauernhauses, ebenso die meisten Nebengebäude, das Ganze schien der Hof einer glücklichen Bauernfamilie zu sein. Das Innere dagegen zeigte die ausgesuchteste Pracht. »Nie, sagt Coxe, habe ich einen so abstechenden Contrast von Simplicität und Verschwendung gesehen«. In diesem Stile war auch die Umgebung gehalten. »Jetzt, fährt Coxe fort, gingen wir eine Weile in dem Garten umher, der ganz nach englischem Geschmack angelegt ist. Endlich versammelte sich die Gesellschaft in einem türkischen Zelt, das kostbar und auf eine sonderbare Art verfertigt war. Dieses Zelt war auf einem schönen und einsamen Felde nahe bei den Ställen aufgeschlagen, welche Ställe ein verfallenes Amphitheater vorstellen. Das Zelt gehörte dem Grosswessir und wurde im letzten Kriege zwischen den Türken und Russen erobert; darin war ein Canapee und auf den Boden war ein Teppich ausgebreitet. Hier blieben wir und unterhielten uns bis es ganz dunkel ward, als uns die Fürstin den Vorschlag machte, wieder zurückzukehren. In dieser Absicht führte sie uns durch das Haus auf eine kleine Anhöhe, wo wir plötzlich mit einer sehr schönen Beleuchtung überrascht wurden. Eine ländliche Brücke, die aus einem ein-

zigen Bogen bestand und über eine breite Wasserfläche gebaut war, erschien mit einigen tausend brennenden Lampen von verschiedenen Farben verziert. Der Widerschein dieser erleuchteten Brücke im Wasser war so stark, dass er wirklich das Auge betrog und es so schien, als ob ein schimmernder Kreis mitten in der Luft hinge. Die Wirkung dieses Anblicks war über alle Beschreibung prächtig und wurde durch die Dunkelheit des im Hintergrunde stehenden Waldes noch um Vieles gehoben. Während wir dieses glänzende Schauspiel bewunderten, liess sich in einer kleinen Entfernung eine Gesellschaft von Musikanten hören und unterhielt uns mit einem vortrefflichen Concert. Von diesem bezauberten Fleck wurden wir über die beleuchtete Brücke fort in einen bedeckten Pavillon geführt, der von allen Seiten offen war und auf Pfeilern ruhte, die mit Blumenkränzen verziert waren. Hier fanden wir ein kaltes Nachtessen und setzten uns zur Tafel, die mit den leckersten Speisen, mit den kostbarsten Weinen und allen Arten von Früchten besetzt war, die Natur oder Kunst hervorgebracht hatten. Der Abend war schön, der ganze Auftritt malerisch, die Tafel reizend, die Gesellschaft in bester Laune; denn wer hätte da unzufrieden sein können, da alle Umstände, die der Geschmack und das Wohlwollen unserer schönen Wirthin ersinnen konnten, zur Verschönerung der Unterhaltung beitrugen? — Nachdem dieser Abendschmaus beendet war, erhoben wir uns von der Tafel und ich glaubte, dass das Schauspiel nun sein Ende haben werde, allein ich ward auf eine sehr angenehme Weise enttäuscht. Der ganze Garten wurde jetzt plötzlich beleuchtet; jeder stellte sich an den Platz, der ihm am besten gefiel, und nun wurden wir mit einer neuen Musik von Blasinstrumenten überrascht, die von hier und da in dem Garten vertheilten Musikanten gespielt ward. Wir gingen über die Brücke in die Hütte zurück, wo die ältesten zwei Töchter der Fürstin, die mit der niedlichsten Einfachheit auf griechische Art gekleidet waren, einen polnischen und einen kosakischen Tanz tanzten, davon der erstere ernsthaft und reizend, der andere komisch und lebhaft war. Darnach spielte der älteste Sohn, ein

Knabe von etwa 8 Jahren »— der spätere Freund Kaiser Alexander's, Prinz Adam Georg —« mit ungemeiner Fertigkeit auf einer Sackpfeife und tanzte dann mit vieler Laune einen Tanz, wie er bei den polnischen Bauern gewöhnlich ist. Indessen war es schon zwei Uhr in der Nacht geworden. Uns däuchte es zwar, als ob wir den Platz gar nicht mehr verlassen könnten; weil aber alle Freuden unterm Monde auch ein Ende haben müssen, so nahmen wir zuletzt unter vielen Danksagungen Abschied und bedauerten nur, dass unsere Sprache zu ohnmächtig war, unsere Empfindungen auszudrücken. Ich kann mir kaum einen Begriff machen, wie es möglich wäre, ein ebenso ausgesucht angenehmes ländliches Fest zu veranstalten, und ich begnüge mich damit, dass ich weiss, dass selten Jemand das Glück haben wird, ein so unterhaltendes Vergnügen zweimal in seinem Leben zu geniessen«.

Zu solchem Entzücken liess sich der nüchterne Coxe hinreissen. Und nun erst die Hauptresidenz dieses Geschlechts, Pulawy! Der Name allein liess damals und noch lange nachher das Herz jedes Polen erbeben von Rührung, Entzücken, Dankbarkeit, Verehrung. Dort in Pulawy war Alles vereint, was Geist und Sinn des aufgeklärten und patriotischen Polen hoch zu stellen gewohnt waren, dorthin wallfahrtete Alles, was einen im Volke wohlklingenden Namen dem eigenen Verdienst zu danken hatte und was Verdienst, Bildung, edlen Genuss des Geistes und des feinen Geschmackes zu schätzen wusste. Allen den Schriftstellern, die jene Zeit in irgend einer Beziehung geschildert haben, gehen Herz und Mund über, wann sie Pulawy's gedenken. Etwa 20 Stunden von Warschau entfernt, in der Wojewodschaft Lublin gelegen, war es der Sammelpunkt aller Derjenigen, welche den ersten Rang in der damaligen Gesellschaft einnahmen, und wie dem verwöhntesten Geschmack, der kritischsten Bildung hier doch noch stets Wohlsein, Genuss sich darbot, so strömte von hier wiederum ein sittigender, veredelnder Einfluss aus, der durch das ganze Reich hin gespürt ward.

Ein begeisterter Verehrer Czartoryski's hat Pulawy und

seine Reize, das glänzende von edlem patriotischem Geiste durchdrungene Leben an diesem heute in Trümmern liegenden Magnatenhof in Versen geschildert. Kajetan Kozmian's »Landadel« und die Schriften Anderer in Poesie wie in Prosa sind für Pulawy eine bessere Verherrlichung als Trembecki's »Sofijowka« für die Pracht Potocki's. »Pulawy«, sagt Kozmian, »kann man mit keinem der reichsten Häuser in Polen vergleichen. Jedes würde beim Vergleiche verlieren«. Eine andere Atmosphäre, ein anderer Geist wehten hier als irgendwo sonst, wer dort geathmet hatte, den erkannte man alsbald unter den Uebrigen heraus. »Vielleicht hatten die Frauen dort etwas Leidenschaftliches, Romantisches, Exaltirtes, die Jugend etwas Leichtlebiges, Flatterhaftes; allein sie gingen über die Schranken der Bescheidenheit und des Anstandes nicht hinaus.« Es war, wie Jemand sagte, nicht ein fremdländisch aufgeputztes Polenthum, sondern westeuropäisches Wesen auf polnischem Boden. Politisch in steter Thätigkeit, voll Wohlwollen und Interesse für seine bäuerlichen Untergebenen war Czartoryski ein Stanislaw August als Privatmann. So viel Gutes etwa hätte der König seinem Lande erweisen können, als sein ihm ähnlicher Vetter in engerem Kreise that, wenn er nicht eben die Krone getragen hätte.

Die ungeheuren Gärten, bereits von August Czartoryski begonnen, waren ein Muster an feinem Geschmack, das Schloss ein kleineres Versailles mit all seinen für jene Zeit verführerischen Reizen. Inmitten eines Hofstaats, zu dem als Marschälle, Secretäre, Schatzmeister, Küchenmeister, Hofcavaliere, Residenten, Officiere der Leibwache vornehme Edelleute, als Hofpoeten Dichter wie Kniashnin und Zablocki zu gehören sich zur Ehre rechneten, der an der herrschaftlichen Tafel täglich 60 Personen, an derjenigen des Hofmarschalls eine noch grössere Zahl versammelte, beherrschte Czartoryski den ewig fliessenden Strom der Gäste, welche von hier aus den französischen Sinn ins Land trugen, die Mode in Kleidung, Wissenschaft oder Kunst verbreiteten. Die Fürstin Isabelle, eine geborene Flemming, war eine vielbewunderte Frau, einst in zartem Verhältniss mit Stanislaw

August stehend, welchen sie dann, als gleiche Banden sie an den allmächtigen Repnin fesselten, um 1768, wie erzählt wird, vor der Entthronung durch Repnin rettete. Die Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, wuchsen auf unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer in Kunst und Wissenschaft. Der Hofmeister des jungen Prinzen Adam Georg war der Franzose Boissy[1]; ihn unterrichteten in der allgemeinen Litteratur Dupont de Nemours, der berühmte Gelehrte und Freund Turgot's, in der Mathematik der Genfer L'Huillier, in der polnischen Litteratur Kniashnin, in der Geschichte Zablocki; andere Meister weihten ihn in die alten Sprachen, Malerei, Musik, Tanz, Fechtkunst, Reitkunst u. s. w. ein.

Und doch barg sich hinter all diesem geistig und stofflich verfeinerten Leben Manches von dem nationalen Polenthum, was dem Westeuropäer als Fremdes und nicht eben Gesittetes auffiel. Es ist die Zügellosigkeit, die Unordnung, die, wenn nicht an diesem so an jenem Punkte in diesem Magnatenleben immer wieder hervorguckte. So sicher Czartoryski eine hervorragende Ausnahme von der altpolnischen Rohheit der Magnaten bildete, so erkennen wir doch unter der westeuropäischen Hülle so manche Züge eines Bildes, das ein Zeitgenosse von einem damals glänzenden Fürstenhause entworfen hat, dessen Namen er zwar verschweigt, welches man jedoch nicht schwer unter den wenigen Häusern von gleicher Bedeutung herauserkennen kann[2].

»Die Familie«, erzählt er, »ist eine der ältesten, deren die öffentlichen Verhandlungen der Republik erwähnen, und eine von jenen, auf welchen der Fürstentitel ruht. Ihre Besitzlichkeiten sind durch ganz Polen zerstreut und sie hat deren noch sehr ansehnliche in denjenigen Provinzen, die an Russland, Oesterreich und Preussen (bei der ersten Theilung) gefallen

[1] Es giebt mehrere Franzosen dieses Namens und jener Zeit von Bedeutung, wir wissen jedoch nicht sicher, welcher von ihnen identisch ist mit dem in Rede stehenden Boissy.

[2] Reise eines Liefländers II, 119 ff.

sind, von denen sie sich aber allmählich loszumachen und dafür andere in dem republikanischen Polen zu erkaufen sucht. Ihre jährlichen Einkünfte giebt man in einer runden Summe zu 200,000 Ducaten an. Sie hat 15 Städte, 11 schlossähnliche Landsitze und 2 Paläste in Warschau. Das Haupt dieser Familie, der Fürst, durchsieht den Zustand seiner Finanzen selbst nicht. Viele seiner einzelnen Güter haben Schulden, viele nicht; auf vielen Gütern seiner Nachbarn hat er seit Urgrossvaters Zeiten grosse Summen stehen. Er weiss nur im Ganzen, dass er jährlich die Zinsen bezahlen kann, die er bezahlen muss, dass er die Ausgaben seines Hauses bestritten hat, ohne zu borgen; das Uebrige wissen seine Geschäftsträger auf den Gütern und seine Wechsler in der Stadt. Jene zahlen an diese und diese haben für den Herrn offenen Säckel, stehen bald in Vorschuss, bald in Nachschuss. Der Abschluss der Rechnungen geschieht jährlich einmal, oft in vielen Jahren nur einmal. So viel Güter, so viel einzelne abweichende Bewirthschaftungen und Betriebsarten; ein einziges, festes, zur Uebersicht, Verbindung und Belebung des Ganzen zureichendes System ist undenkbar. Auf den »Contracten« (die man auswärts Umschläge nennt) in Dubno kann der Fürst Geld zu ungewöhnlich hohen Zinsen suchen müssen, auf den Contracten zu Grodno kann er grosse Summen zu ungewöhnlich niedrigen Zinsen nicht unterbringen. Wenn die Cassen seiner Beamten und seines Wechslers von seinem Gelde voll sind, fehlt es ihm oft an 100 Ducaten baarer Münze, und er muss sich Zinsen für sein eigenes niedergelegtes Geld anschreiben lassen, während sein Beamter seine Einkünfte für eigene Rechnung zu Monaten und Jahren anlegt und der Wechsler in Holland und Amerika zum zweiten und dritten mal Procente davon einerntet.

Diese Familie besteht aus fünf Gliedern: dem Fürsten, der Fürstin, zwei Söhnen und einer Tochter. Ihr Wohnsitz ist nicht fest bestimmt und nicht ein Jahr so wie das andere: bald ist er auf dem Lande, bald in der Stadt, bald in Wien, bald in Berlin, bald in Paris, bald in England, bald in Italien. Ist er auf dem Lande, so schränkt er sich nicht auf ein Gut ein,

sondern er wird von einem zum andern, aus einer Wojewodschaft in die andere versetzt. Wo sich die Familie befindet, ist täglich Hof; die Menge von Clienten und Beamten, die solch ein Haus seiner ökonomischen und politischen Verhältnisse wegen hat und unterhält, finden sich ein aus Pflicht, die Nachbarn aus Höflichkeit oder aus Politik. Man hält offene Tafel, giebt Musiken, veranstaltet Schauspiele und ländliche Feste. Was man an Menschen braucht: Hofmeister, Caplane, Kammerdiener, Tonkünstler, Aerzte, Schreiber, Bediente u. s. w. führt man in einer Reihe von Wagen mit sich. Die Garderobe, der Keller, die Küche, die Betten u. s. w. werden auf anderen Fuhrwesen fortgeschafft, die Wagen und Reitpferde folgen in langen Zügen mit Stallmeistern, Bereitern, Kutschern und Knechten; und selbst Horn- und Federvieh wird, wenn die Reise durch schlecht versehene Gegenden geht, oder wo man nicht etwa bei Gastfreunden Herberge weiss, in Menge nachgetrieben. Weil die Krüge wesentlich schlecht sind, so versieht man sich mit Zelten, und wo man Rast nehmen will, da werden sie aufgeschlagen und das Ganze lagert sich nach patriarchalischer Sitte.

Macht man Reisen in fremde Länder, so wird die Personenzahl etwas eingeschränkt, aber unter 3 bis 4 sechsspännigen Wagen fährt man selten. Will man sich in einer grossen Stadt verweilen, so miethet man ganze Häuser, richtet sich förmlich ein, giebt Mittag- und Abendessen, Spiel und Bälle, hält sich zu den glänzendsten Gesellschaften und lässt alle Schmarotzer zu. Oft gefällt es der Fürstin in einer Stadt besser als dem Fürsten: sie bleibt dort mit ihrem Hof und er reist mit dem seinigen weiter; sie ist in Wien, und er ist in Rom; er reist nach Polen zurück und trifft sie in Pisa auf ihrer Reise nach Neapel. Die Tochter lässt man wohl auch in Berlin, während man die Söhne mit ihren Hofmeistern, Bedienten, Pferden und Hunden nach Strassburg schickt, um Sprachen und Lebensart zu lernen; und so ist oft die Familie durch ganz Europa zerstreut, ihre Ducaten blinken überall und nach Jahren finden sie sich erst in Warschau wieder zusammen.

Hier hat unterdessen ein Haushofmeister, der den prächtigen Namen eines Marschalls führt, die Geschäfte besorgt; er hat die zurückgebliebenen männlichen und weiblichen Bedienten besoldet, die Paläste, Gärten, Nebengebäude, das Hausgeräth und die Möbel in Ordnung gehalten, Holz und andere häusliche Bedürfnisse anfahren lassen, den Stall mit Heu und Hafer versehen u. s. w., mit einem Wort: er hat alle Ausgaben der Haushaltung bestritten, ganz auf dem Fusse, als ob der Herr selbst da wäre, oder als ob er jeden Augenblick eintreffen würde. Die nöthigen Summen hat er bei dem Wechsler des Hauses gegen Unterschrift seines Namens aufgenommen und ohne einen Gegenschreiber zur Seite aufgewandt und in Rechnung gebracht. Ebenso haben unterdessen die Beamten auf den Gütern, die man Commissarien nennt, die Pächter und die Aufseher aller Art Haus gehalten, während zwei oder drei Schreiber den Briefwechsel in den ökonomischen und politischen Geschäften ihres Herrn besorgten, und einige Edelleute, die sich an den Fürsten halten, einige Kammerherren und Edelknaben völlig müssig gingen, aber täglich am Tische des Marschalls oder von ihrem Kostgelde reichlich assen und tranken. Ist die Familie in Warschau wieder bei einander, so beginnt die Lebensart auf dem gewöhnlichen Fusse. Man schliesst sich wieder an das Publikum der Geniesser an und dieses bevölkert mehrere mal wöchentlich die Zimmer und Säle des Palastes bei Mittags- und Abendtafeln, bei Concerten, bei Theegesellschaften und Bällen«.

Zur Höhe seines Glanzes erhob sich der Hof Czartoryski's zu Pulawy eben damals, als in ganz Polen eine neue Zeit anzubrechen schien, kurz vor dem Reichstage von 1788. Der Glanz währte leider kurz: sechs Jahre später ward Pulawy von den Russen geplündert und zerstört, die Besitzungen Czartoryski's wurden sequestrirt, weil er sich nicht rechtzeitig der siegenden Katharina unterworfen hatte.[1] Damals im Beginn des Jahres 1788 aber blickten die Augen von ganz Polen auf Pulawy.

---

[1] Die Zeiten St. A. Poniatowski's, Note 40.

Um die nachfolgenden auf das politische Gebiet mehr als bisher hinübergreifenden Schilderungen verständlicher zu machen, erinnern wir uns kurz der damaligen Lage der Republik.

Die erste Theilung und die im russischen Interesse errichtete Regierung mit ihrem ständigen Rath waren seit 1776 vollendete Thatsachen. Noch stand Polen als bedeutender Staat inmitten der bewegten politischen Verhältnisse der Nachbarn da, deren ruheloses Streben und Weichen, Ergrimmen und Versöhnen, sich Verbinden und wieder Lösen, die Zukunft des Welttheils in Frage liessen. Noch konnte man, und zumal der sanguinische Pole, hoffen, dass eine günstige Gestaltung der Dinge, vielleicht nicht vorauszusehender Zufall den Augenblick plötzlich herbeizaubern werde, wo Polen mit Hülfe des einen oder andern Nachbars sich wieder aufrichten und auf lange hinaus die alte Stellung sichern könne. Diese Hoffnung kräftigte noch einmal den Muth der Besseren im Volke zu freudiger und angestrengter Arbeit an den Reformen in Schule und Kirche, auf dem Gebiete der Verfassung, an deren Spitze sich Stanislaw August so gern den Vater des Vaterlandes nennen hörte. Lange hatte Polen die äussere Ruhe und das innere rege Leben nicht so sehr erfreut, ein hoffnungswarmer, frischer Zug durchwehte das Land und sänftigte auch die alten Leidenschaften der Magnaten, die zwanzig Jahre früher in offenem Kampf gegen den Neuerer und Freund der Schlachta, den Emporkömmling und Kirchenfeind Stanislaw August in der Conföderation von Bar gelodert hatten. Des Königs Liebenswürdigkeit hatte die meisten dieser stolzen Pane zu versöhnen, sein lebhafter, nicht zu verkennender Patriotismus hatte sie fortzureissen vermocht. Er unterliess nichts, was ihn und seinen Hof in den Augen der Magnaten heben konnte; er bemühte sich zugleich eifrig, in seinem Vaterland diejenigen Einrichtungen einzuführen, die er im Westen schätzen gelernt hatte und von welchen er sich den nachhaltigsten Einfluss auf die Entwickelung seines Volkes, die Kräftigung für vielleicht bevorstehende Katastrophen versprach. Zu dieser Thätigkeit gab ihm das Verhalten der Nachbarmächte gerade damals den selten gewährten Raum,

wo Russland durch eigene Reformen und durch Unternehmungen im Süden gegen die Türken in Anspruch genommen war, wo Preussen und Oesterreich sich wiederum lauernd gegenüberstanden. Zwar waren die Fesseln hart genug, in welche Polen durch die Verträge von 1775 neuerdings von Russland geschlossen worden war: die Garantin der polnischen Verfassung, die stolze Katharina, hielt in dieser Garantieurkunde die Schlüssel zum stets ungehinderten Eintritt in das Gebäude des polnischen Staatslebens in der Hand; der von ihren Creaturen besetzte »immerwährende Rath« hatte über eine grössere Machtbefugniss zu gebieten als König und Reichstag. Aber Katharina hatte eben anderweit zu thun, und meinte wohl auch, gerade im Vertrauen auf diese dominirende Stellung in der Verfassung Polens selbst der Entwickelung des fast ertödteten inneren Lebens einen etwas freieren Spielraum zur Sammlung neuer Kräfte gestatten zu dürfen. Mancherlei bedeutsame Aenderungen in den Grundsätzen der polnischen Staatsverfassung hatte sie bereits gebilligt und ihr Streben ging offen dahin, mit Polen ein Bündniss zu schliessen, das die Geschicke beider Staaten völlig verschmelzen sollte. Als 1787 der Krieg mit der Türkei von Neuem ausbrach, als im Anschluss daran Gustav III. von Schweden Russland den Krieg erklärte, da hatte die freiere Bewegung, deren die Polen seit etwa 10 Jahren genossen, das Selbstgefühl so weit gestärkt, dass man überall nunmehr die ersehnte Zeit nahe glaubte, wo energisches Handeln nach der einen oder anderen Seite hin unfehlbar zu bedeutendem Erfolge führen müsse. Die Meinungen gingen nur alsbald über die Richtung auseinander, welche einzuschlagen wäre. An Preussen, Russland, Sachsen, auch Oesterreich sich anlehnend bildeten sich die Parteien: die Patrioten, die mit Preussen und durch grosse Reformen im liberalen Sinne den Staat erneuern wollten; die Hofpartei, die dieselben Ziele unter Anlehnung an Russland erstrebte; endlich die conservativen Gruppen der Magnaten, die vornehmlich auch auf Russland hofften, zum geringeren Theil auch die Erhaltung ihrer alten Vorrechte von der Wiederherstellung der sächsischen Dynastie erwarteten. Diese Parteien

traten dann auf dem sogenannten langen Reichstage von 1788 bis 1791 sich gegenüber und begannen, in wechselnden Gestaltungen die innere Zusammensetzung ändernd und die Prinzipien umformend, einen Kampf, dessen letzter Ausgang die Auflösung des Staates war, der jedoch vorläufig einen Abschluss fand in der Constitution vom 3. Mai 1791. Der Entwickelung dieses Kampfes werden wir weiter unten eingehender folgen.

Es war ein reges Treiben, welches im August des Jahres 1788 überall in den Gebieten der polnischen Krone und des Grossfürstenthums Litthauen sich kund that. Soeben waren die Universale von König und Senat erlassen worden, die dem polnischen und litthauischen Adel die Berufung des auf dieses Jahr einfälligen ordentlichen Reichstages meldeten und den Zusammentritt der Landtage in den Wojewodschaften oder Palatinaten anordneten, auf welchen die Landboten zum Reichstag gewählt wurden. Lebhafter als gewöhnlich erregte diese Nachricht die Bevölkerung, denn allgemein war die Meinung verbreitet, dass dieser Reichstag von ungewöhnlicher Bedeutung sein werde. Dass die Erwartungen höher als sonst gespannt waren, dafür hatten schon geraume Zeit vorher die Umtriebe gesorgt, deren Wirkungen überall bald offener, bald geheimer, bald von dieser, bald von jener Seite her im Lande spürbar waren. Von den Mittelpunkten politischen Wesens, den Höfen der Magnaten ausgehend, schlichen die Gerüchte fort in die weiteren Kreise der mittleren und bis in die Dörfer der niederen Schlachta hinein, und darin stimmten alle Gerüchte zusammen, dass etwas Entscheidendes bevorstehe. Um was es sich im Grunde handelte, davon wusste die niedere Menge des Adels nichts, das bildete den Gegenstand der täglichen Unterhaltung nur der höheren Classen.

Diese waren schon seit dem Beginn des Jahres von einer Bewegung der Geister ergriffen, deren Lebhaftigkeit durch fortwährend erscheinende Flugschriften gesteigert ward, in denen die Hauptfragen: Reform der Verfassung, Errichtung einer Erbmonarchie, Vermehrung und Besserung des Heeres u. s. w. behandelt wurden. Im Verlauf der Vorbereitungen zu den Land-

tagen bildeten sich nunmehr in den oberen Schichten allmählich Gruppen, deren Mittelpunkte vorwiegend die Personen irgend welcher Magnaten, in geringerem Grade nur die Sachen waren, die jene vertraten. Die Eingeweihten wussten, dass Russland offen eine enge Allianz mit Polen verlangte. Auch war es ziemlich bekannt, dass Preussen im Gegensatz hierzu für sich die gleichen Forderungen stellte, ja dass Oesterreichs Wünsche endlich auch in dieser Richtung sich bewegten. Am schwersten fielen die beiden ersten Rivalen, Russland und Preussen, in die Wagschale, und um und an sie schlossen sich denn auch die weitaus meisten der leitenden Häupter im Lande, soweit sie nicht ihre eigenen, besonderen Pläne verfolgten, an. Die Scheidung der Heerlager war jetzt vor und beim Beginn des Reichstages weniger scharf, und im Verlauf des letzteren änderte sich oft die Stellung Einzelner; aber man wusste schon lange, welches die Centren werden würden für die mannigfach auseinander gehenden, ungeformten politischen Interessen.

Diese Centren suchten nun ihre Anziehungskraft nach allen Seiten hin wirksam zu machen, um auf den bevorstehenden Landtagen die Wahl solcher Abgeordneten durchzusetzen, die ihren Interessen folgten. Die Häupter gaben glänzende Feste, zu deren jedem Hunderte aus dem mittleren Adel auf Wochen zusammenströmten. Hier ward auf Kosten des reichen Hausherrn gezecht, getanzt, Theater gespielt, der Jagd gepflegt, bis man der Vergnügungen überdrüssig war und heimfuhr in der Ueberzeugung, für das Genossene dem Spender auf dem Landtage erkenntlich sein zu müssen. Die Störrigeren wurden wohl auch einfach durch Geld erweicht oder sie fügten sich, weil ihnen dieser oder jener Magnat für die Zukunft Schutz und Unterstützung gegen Andere verhiess.

Solch bunt bewegtes Leben zeigte auch der Hof Adam Czartoryski's. Dass Czartoryski Parteihaupt werden müsse, gebot seine Stellung, seine Geburt; wohin er streben werde, deuteten sein Zerwürfniss mit dem Könige, seine Abneigung gegen Russland an: er musste sich mit den Freunden Preussens verbünden. So ergingen denn von der Residenz Pulawy aus

zahlreiche Schreiben nach allen Seiten, in denen dem Adel die Dienste des Fürsten auf den Landtagen angeboten und um Freundschaft geworben ward. Zugleich entfaltete der Fürst in verdoppeltem Maasse die auch sonst grossartige Gastlichkeit seiner Residenz. Früher, um 1776, als Czartoryski mit Branicki gemeinsam sich bemühte einen gegen Russland und den König gerichteten Reichstag zusammenzubringen, als Millionen für die Wahlen verausgabt wurden, da soll er, so wird erzählt, persönlich die Agitation in die Hand genommen haben. In altpolnischer Verkleidung, in viereckiger Mütze, mit Pistolen hinterm Gürtel, mit mächtigem Säbel an der Seite, mit grossen Fuhren voll Geschenken fuhr er auf den Höfen im Lande umher, um die Herzen zu gewinnen. Für die Schönen, deren Einfluss auf die Pane er kannte, hatte er Kasten voll Kleinodien und Sächelchen, für die Pane selbst Waffen, allerlei Geräth. — Jetzt, 1788, unterliess er eine Wiederholung der damals vergeblich gemachten Reisen.[1]

Kajetan Kozmian erzählt uns einen Besuch, den er in Pulawy um jene Zeit vor dem langen Reichstage abstattete. Man wartete auf die Ankunft von Felix Potocki, der eben auf der Höhe seiner Popularität stand, und ihm zu Ehren waren grosse Vorbereitungen getroffen worden. Eine Menge Anhänger des Hauses Czartoryski hatte sich eingefunden, darunter Männer, die bestimmt waren, bald die Bedeutung des Hausherrn selbst zu verdunkeln, wie Ignaz Potocki und Sewerin Rzewuski. Das Haustheater war neu hergerichtet, in dem die Familie des Hauses mit befreundeten Personen als Schauspieler auftreten sollte. Ein von dem damals jungen Dichter Kniashnin verfasstes Stück, »die spartanische Mutter«, sollte gegeben werden. Felix Potocki erschien indessen nicht, vielleicht schon zurückgehalten durch die Motive, die ihn später in vollständigen politischen Gegensatz zu den Czartoryski's stellten. Einige Tage dauerten nun die Festlichkeiten mit Gelagen und Tanz. Um 11 Uhr des Morgens versammelte man sich zum Frühstück, und es erregte allgemeinen Anstoss als der Fürst, der vor einiger

[1] Kraszewski, I, 173.

Zeit in österreichische Dienste getreten war, in der Uniform seines Regiments erschien. Die österreichische Uniform verschwand sofort und man sah fortan nur die allgemein getragene Tracht der Wojewodschaft. Des Nachmittags begann der Tanz der Jugend, die ältere Gesellschaft plauderte beim Glase Wein oder spielte Karten. Eines Tages stand der Fürst vor dem Kamin, ein Türke reichte ihm eben die Pfeife mit langem schön verziertem Rohre und setzte sie mit einem Span aus Aloeholz in Brand, als Czartoryski neben sich einen bekannten Führer der Schlachta auf den Landtagen bemerkte, Namens Dmuchowski. Er liess sich ein Glas Champagner reichen, leerte es auf das Wohl seiner Freunde und übergab den geleerten Becher dem Dmuchowski mit den Worten: »Sie werden, mein Herr, vielleicht auf den Landtagen gegen mich auftreten; erinnern Sie sich, dass ich nicht Dmuchowski bin.« Trotz feindlicher Stellung konnte Jeder ohne Umstände sich in dem Hause seines politischen Gegners ruhig auf Wochen niederlassen. — Am nächsten Tage nach jenem Auftritt verabredete man sich über die Wahl Czartoryski's und einiger anderer Magnaten zum Reichstage.

Bald darauf brach Czartoryski nach Lublin zum Landtage auf. »Schon am Vorabende der Ankunft des Fürsten« — so erzählt Kozmian[1] — »zogen Kameele dorthin, beladen mit verschiedenem Gepäck, geschmückt und aufgezäumt mit mannigfachem Schellenspiel und klingenden Glöckchen, geleitet von Leuten, die das Aussehen von Arabern oder Türken hatten«.... »Am folgenden Morgen füllte sich ein Theil der Stadt und der krakauer Vorstadt mit zahlreichen Kutschen, Wagen, Kaleschen, Landauern, Halbkutschen; das Gedränge war ungeheuer, denn nicht leicht ward es, eine solche Karawane zu beherbergen. Der Fürst kam in einer sechsspännigen Kalesche angefahren mit Kutschern, geputzten Vorreitern, bei der Kutsche Haiduken von hohem Wuchse. Am meisten wurde ich verwundert über 4 oder 6 Kammerdiener aus dem Stande der Schlachta, auf muthigen Rossen in tatarischer Tracht mit Köchern, Pfeilen

[1] Kozmian, Denkwürdigkeiten, I, 28 ff.

und Bogen, welche den Zug des Fürsten umgaben. Dieser hatte einen Palast in Lublin, aber da dieser stets von den Landboten, den Patronen und Freunden der Czartoryski's eingenommen war und eine solche Menge Assistenten nicht hätte aufnehmen können, als der Fürst auf der Reise mitzunehmen pflegte, so stieg dieser im früheren Jesuitencollegium ab, in den Gemächern des Präfects, die nach vorheriger Absprache für ihn hergerichtet worden waren. — Die Schuljugend begrüsste ihn mit lateinischen Reden, mein Bruder hielt eine solche Rede für die Infima. Der Fürst war in den Oberrock der Uniform der litthauischen Garde gekleidet, wie man ihn auf allen Portraits gemalt hat, von dunkelblauer Farbe, mit karmesinrothen Aufschlägen und goldenem Saum. Er hörte geduldig den Anreden zu, fragte die Kinder nach ihren Vätern, liebkoste Viele, trug ihnen auf, die Väter zu grüssen und sagte endlich zu dem Präfecten: »Mein Herr Präfect, ich bitte Sie um eine Freundlichkeit für mich, und zwar besteht diese in drei Tagen Erholung für diese Jugend«. Unsere Stirnen hellten sich auf!«......

Lublin war damals eine der bedeutendsten Städte Polens. Als Mittelpunkt des reichsten Landstriches, war es der Aufenthaltsort eines begüterten Landadels im Winter, wo viele der grossen Pane ihre Paläste hatten und Fest auf Fest sich drängte. Denn noch war Warschau nicht so sehr die Hauptstadt auch des geselligen Lebens geworden, als es dies während und durch den Reichstag wurde. Zudem sass in Lublin der oberste Gerichtshof von Polen, das einzige Obertribunal, bis bald darauf ein zweiter Sitz in Petrikau errichtet ward. Die zahlreichen und besonders die grossen Processe der Magnaten, wie z. B. der Concursprocess Prot Potocki's, der Ehescheidungsprocess des Fürsten Sapieha, führten hier oft plötzlich grosse Menschenmengen zusammen. Dann waren die streitenden Parteien bemüht, durch prächtige Feste und freigebige Bestechungsversuche das Corps der Anwälte oder auch die Richter selbst für ihre Sache zu gewinnen. Als die Häuser Sapieha und Sanguszko, aus welchem letzteren die Frau des Fürsten Kasimir Nestor Sapieha stammte, sich hier gegenüberstanden, war aus den entlegensten Theilen des

Reichs die Sippe und Freundschaft herbeigeströmt. Es handelte sich um den durch die Scheidung Sapieha's freigewordenen Besitz des grossen Sanguszko'schen Vermögens, dessen Eigenthümer der junge Sohn Kasimir Nestor's, Roman Sapieha geworden war, von dessen Besitz sich der Vater aber nicht trennen wollte. Drei Tage lang während der Verhandlungen des Magistrats war das Rathhaus von einer Menschenmenge umlagert, die mit Spannung dem drinnen geführten Streite folgte. Der Gerichtssaal selbst bot einen theatralischen Anblick dar. Hier stand hinter einer Brustwehr Sapieha in der Uniform des Generals der litthauischen Artillerie, von Orden geschmückt, von Officieren und Freunden umgeben. Neben ihm auf einem Sessel sass seine Mutter. Dort, hinter dem eisernen Gitter stand das von Sapieha angegriffene Untergericht, welches dem Kläger den Besitz des Vermögens abgesprochen hatte, vertheidigt von den berühmtesten Anwälten. Ihm zur Seite befanden sich die Glieder der Familie Sanguszko, ebenfalls bedeckt mit Orden und Sternen, nebst ihren Verwandten und Anhängern aus den ersten Häusern des Landes. Glänzende Reden wechselten auf beiden Seiten, athemlos folgte man den Worten des redeberühmten Sapieha — wirkungsvoller aber als alle Reden waren die in verschiedenen Formen auftretenden Bestechungen ausserhalb der Sitzungen, die prunkvollen Gastmähler, Bankette, Bälle, in denen die Parteien einander zu überbieten suchten. — Der Process nahm einen für Sapieha ungünstigen Ausgang, aber noch lange sprach man von der Pracht, dem Tross, dem Gewühl der Menschen und Rosse, welche auf einige Wochen Lublin damals erfüllt hatten.

Man würde irren, wenn man das Aeussere Lublins nach dem Luxus sich vorstellen wollte, wie er bei Gelegenheit solcher Ereignisse oder während der winterlichen Geselligkeit daselbst von dem Adel entfaltet zu werden pflegte. Dreimal war Lublin während äusserer und innerer Kriege in dem letzten Jahrhundert verbrannt, zerstört worden, und die Spuren davon waren noch deutlich sichtbar. In den besseren Stadttheilen sogar sah man überall steinerne Gebäude in Ruinen liegen: so die Paläste Radziwill, Sanguszko, Sapieha, so zahlreiche kleinere

Häuser, neben denen armselige hölzerne Wohnungen den trüben Eindruck des Ganzen nur erhöhten. Ein noch elenderes Bild bot das Judenviertel hinterm krakauer und jüdischen Thore dar. In der ganzen Stadt war nur der Markt gepflastert, überall sonst versank der Fussgänger im Schmutz. Keine Polizei, keine Vorkehrungen gegen Feuersgefahr, keinerlei Ordnung im Aeussern und Innern. Und doch war diese Schmutzlache das Eldorado des Adels, der Sammelpunkt einer luxusvollen Gesellschaft, von der man kaum versteht, wie sie dort nur Unterkommen fand. Aber diese Gegensätze zu vermitteln war stets die Gewohnheit der Polen.

In der ganzen Stadt war kein Gasthof, keine Restauration, keine Conditorei, und dennoch strömten zu Zeiten die Gäste aus und ein. In den wenigen bewohnbaren Palästen, wie in dem der Potocki, der Czartoryski, in den Häusern der beiden deutschen Wechsler, der beiden deutschen Apotheker, bis in die Hütten der armen Handwerker und Juden hinein wussten die reich geschmückten Genossen sich's bequem genug zu machen, um über den Genüssen der Geselligkeit die elende Umgebung zu vergessen. Keine Strasse hatte Laternen; der Arme schlich mit einer Blendlaterne versehen des Abends umher, der Bemittelte ritt hinter einem Fackelträger her oder er tauchte die gelben, rothen oder grünen Saffianstiefel, gelegentlich auch die seidene Hose tief in den Unrath der Gasse. Der Reiche fuhr durch die Finsterniss in schöner Karosse, auf welcher zwei Haiduken standen mit Fackeln in den Händen, die sie von Zeit zu Zeit an den langhin sich dehnenden hölzernen Zäunen oder an den Ecken der Häuser abschlugen. Lange noch brannten und dampften die abgeschlagenen Stücke und dienten den Aermeren oft als erwünschte Leuchte. Niemand achtete der beständigen Feuersgefahr. Die beliebtesten Herbergen boten die Klöster. Der oberste Gerichtsherr, der Marschall des Tribunals, bewohnte das Haus der Piaristen, die ledige Jugend erfüllte die übrigen Klöster. Hier in den Refectorien und Gängen der Dominicaner, Piaristen, Basilianer waren die Schauplätze der Bälle, Gastmähler, Bewirthung aller Art, auf denen die polnische Lebenslust austobte, in diesen heiligen Mauern



spottete Gott Amor des ernsten Geistes, der sie gründete, hier stritten die Leidenschaften wann die Töne der Mazurka erklangen, wann der Wein die Köpfe erhitzte, wann die Ehrsucht zum Kampf um die politische Führerschaft stachelte, wann der Rechtsstreit vor dem Tribunal die Gewinnsucht der Parteien oder der Richter reizte. Daneben versammelte man sich in dem ziemlich armseligen Theater, wo die besten Schauspieler aus Warschau ihre kleinen Stücke und Operetten zu spielen nicht verschmähten, oder man genoss die Frühlingsluft in dem einzigen Garten der Stadt am Palast Potocki.

Solches Aussehen hatte der Schauplatz, auf welchem sich jetzt gleichzeitig mit den anderen Wojewodschaften des Reichs der Lubliner Wahlkreis zur Wahl der Landboten einfand. Unser Erzähler Kozmian eilte gleichfalls hin, in Begleitung seines Vaters und Bruders.

Ein besonders geeigneter Schauplatz für die Bethätigung polnischer Sitten, Freiheiten, polnischen Lebens waren von jeher die Landtage, welche zu verschiedenen Zwecken in den Wojewodschaften und Kreisen zusammentraten. Sie fanden häufig statt und von besonderer Bedeutung waren diejenigen, auf welchen die Wahlen zum Reichstage vorgenommen wurden. Es erschienen dort in der späteren Zeit nicht blos die Grundbesitzer, sondern auch der sogen. Schollenadel. Diese pflichtlosen, aber in der Masse mächtigen, diese rohen und armen, aber anspruchsvollen Knechte der Magnaten, die sich ihre Freunde und Clienten, die »Herren Brüder«, nannten, haben wir schon mehrfach in der Gefolgschaft Karl Radziwill's, Tiesenhausen's und anderweitig kennen gelernt. Diese selben Banden nun trieben Politik auf den Landtagen. Der Magnat war der Träger der Politik, mochte es sich um die Vergebung eines Amtes oder um die Wahl eines Landboten zum Reichstage, um die Abfassung seiner Instruction handeln. Er rief die Schlachta zusammen, liess sie auf grossen Wagen in den Ort fahren, wo der Landtag abgehalten werden sollte, und dort lagerte sie sich in Klöstern und Höfen oder auf der Viehweide vor dem Thor. Der Haufe ward reichlich mit Speise und Trank bewirthet, die

wohlhabenderen Leute besser, die niederen schlechter. Ochocki schildert einen solchen Landtag aus dem 18. Jahrhundert und zählt die Vorräthe auf, welche er und seine Parteigenossen für ihre versammelte Schlachta von etwa 3000 Köpfen ankauften, nämlich 4 Oxhoft französischen Weines zu 15 Ducaten das Oxhoft, 12 Tonnen Ungarweines, der damals in ganz Polen am meisten üblich war, zu 11 Ducaten, 500 Flaschen englischen Bieres; ferner 9 Kufen Branntwein, 80 Tonnen Bier, eine genügende Quantität Meth. Bäcker und Fleischer waren gleichfalls in ausreichender Zahl mit ihren Vorräthen herbeigeschafft worden, an Köchen und Dienerschaft fehlte es nicht.

Aus diesen Haufen machten die gewöhnlichen Mittel bald eine Rotte, die, trunken und tobend, für die Wünsche des gastfreien Magnaten einzutreten sich verpflichtete und so in die Kirche oder in die Nähe derselben, wo gerade der Landtag sich zu versammeln pflegte, zu den Verhandlungen aufbrach. — Inzwischen aber hatte ein Gegner dasselbe gethan und die beiden feindlichen Haufen trafen am Wahlorte zusammen. Von beiden Seiten wurden den Führern Lebehochs gebracht und bald flogen die Säbel aus der Scheide. Es galt den Gegner vom Platze zu vertreiben und es wurden daher keine Gefangenen gemacht, der zu Boden gestreckte Feind aber verlor Geld, Kleider, Waffen und Werthsachen. Die Sieger schritten dann zur Abstimmung, es geschah Alles genau nach der Vorschrift des führenden Pan, und nach vollendetem Werk, nach »einstimmig« gefasstem Beschluss des Landtages ward wieder auf Kosten des Magnaten geschmaust und der Rest des versprochenen Lohnes eingestrichen. Die Führer der siegenden Schaar entschädigten dann ausserdem die Ihrigen für abgehauene Ohren, gespaltene Nasen, ausgestochene Augen, und gaben ihnen das nöthige Geld zur Heilung. — Die besiegte Partei hatte den Anspruch auf die zweite Zahlung ihrem Anführer gegenüber durch die Flucht verwirkt und Viele hatten ausser den Wunden den Verlust ihrer Habseligkeiten zu beklagen. Für alles das suchte sie sich anderweit zu entschädigen: sie überfiel nicht selten die Einwohner des Orts, wo der Kampf stattge-

funden hatte, raubte und plünderte in Kaufläden und Häusern und zog dann, von Gesetz und Gericht unbehelligt, ihres Weges. — Solche kleine Gefechte fanden oft in den Kirchen, oft in Gegenwart des Geistlichen statt, der sich nicht hineinmischen durfte, wenn er nicht selbst unter die Klinge gerathen wollte. Es geschah, dass der unvorsichtige Pfarrer verwundet, heilige Geräthe entweiht wurden: dann versiegelte man die Kirche und sie musste von Neuem eingeweiht werden. Vorgänge dieser Art waren keineswegs Seltenheiten oder Ausnahmen, vielmehr verlief nur selten ein Landtag ohne Blutvergiessen, es wimmelte in Polen von Krüppeln ohne Ohren, Nasen, Händen, Augen, die ihnen auf diesen oder andern ländlich-patriotischen Schlachtfeldern abhanden gekommen oder im tapfern Zweikampf geraubt waren — und man hielt das für den nothwendigen Lauf der Dinge.

Begleiten wir nun Kozmian nach Lublin zur Wahlschlacht.[1]

»Als wir« — sagt er — »hinter das Thor hinausfuhren, bemerkten wir einen dicken Rauch, der längs dem Flusse über die Uferwiesen sich hinzog. Wir näherten uns, indem wir auf dem lubliner Damm über die Brücke setzten und wurden von rechts her, nach dem Tatarenthore hin, durch den Anblick eines grossen Lagers überrascht, ähnlich demjenigen einer Tatarenhorde, von welchem die ganze, ungeheure Fläche in einen bläulichen Schein gehüllt war. Wir erblickten weisse Zelte, auf Stangen errichtet, mit groben Laken bedeckt, Hütten von Reisig, davor helllodernde Feuer, an denen Stiere zerlegt und in ganzen Vierteln an Spiessen gebraten wurden. In der Mitte sassen an Tischen, Bänken, am Boden, dichtgedrängte Haufen, die die Speisen verschlangen. Andere bewirtheten einander an Tonnen Bieres und Methes, an Fässern voll Branntwein, jauchzend und schreiend, mit Gläsern, Näpfen, Kannen, tranken einander zu und riefen Lebehochs aus. Es waren auch Gruppen da, die ihre Pallasche versuchten, und damit auf einander losschlugen. Eine Heerde von einigen hundert Pferden

[1] Kozmian, Denkw., I, 85 ff.

trieb sich zwischen den Haufen weidend umher, während die einspännigen podlachischen Gefährte in einer Anzahl von ebenfalls einigen Hunderten mit emporgerichteten Femerstangen das Lager umgaben und eine Wagenburg bildeten«. — »Was ist das?« rief mein Vater einigen Schlachtizen zu, die uns auf dem Damme begegneten, und erhielt zur Antwort: »Das ist die podlachische Partei unseres Fürsten.« Kaum vermochten wir in die Vorstadt zu den Dominikanern zu gelangen, der Weg war von umherwandernden Haufen der Schlachta besetzt, in Oberröcke oder Mäntel gehüllt, die Säbel an der Seite; mit Mühe erreichten wir das Steinhaus der Dominikaner. Als wir ausgestiegen waren und bevor mein Vater die Kleidung wechseln konnte, erschienen mehrere Einwohner aus der Stadt und vom Lande mit Beschwerden (der Vater des Erzählers war Richter): »keinerlei Sicherheit sei im Orte; man könne den Kopf nicht auf die Strasse hinausstecken, ohne Gefahr, einen Hieb zu erhalten; in der Stadt wie in dem jüdischen Viertel hätten die Läden geschlossen werden müssen, die Schlachta breche sie auf und beraube sie. Schon seien blutige Scenen auf den Strassen vorgekommen, friedliche Leute hätten mit Mühe das Leben gegen die Säbel der Schlachta vertheidigt«.

Als später vom Fürsten Czartoryski Abgesandte erschienen mit der Einladung an den Vater des Erzählers, zum Fürsten zu kommen, antwortete derselbe, er habe die Absicht gehabt, den Fürsten sogleich aufzusuchen, könne aber unter den Umständen, die sich eben in der Stadt zutrügen, das Haus nicht verlassen, ohne ein »salvum conductum« des Fürsten. Bald erschien nun der Fürst selbst und betheuerte dem Erzürnten, dass er bereits umhergeschickt und alle Fortsetzung der Unordnungen verboten habe. Dieses Verbot aber kostete dem Fürsten nicht wenig, denn jeder Anführer einer Dorfschaft versprach erst dann Ordnung zu halten, wenn er 10 bis 12 Ducaten in seiner Hand sah. So beherrschte Czartoryski den Landtag. Auf seine Kosten ward der ganze Unterhalt dieser mehrere Tausende zählenden Wählerrotte herbeigeschafft, Heerden von Schlachtvieh, Geflügel in Unzahl, ganze Keller an Wein, Branntwein, Bier,

Meth verschlangen solche Landtage, die der Parteiführer bestritt. Die besseren Classen der Wähler musste der Magnat mit guter Wohnung, Bedienung, Speise und Trank versorgen, seine offene Tafel war fast den ganzen Tag über der Mittelpunkt fröhlicher Zecher, oft auch heftigen Streites. Was hier nicht Platz fand, begnügte sich mit den langen Tischen, die in den Gängen der Klöster gedeckt waren. Fleischer, Bäcker, Köche, zahlreiche Bedienung schwärmte überall umher, den Anforderungen »der adligen Brüder« zu genügen. »Dennoch war es schwer, das Tischgeräth zu hüten. Täglich verschwanden von den Tischen nicht blos Messer, Gabeln, Löffel, sondern auch Tischtücher. Man musste das Tischzeug mit Nägeln befestigen«.

Nicht immer war es augenblicklich aufbrausender persönlicher Zwist, der zur Gewaltthat führte. Es wird uns von Vielen berichtet, wie der Ort, wo der Landtag tagte, von den Parteien feindlich sich gegenüberstehender Magnaten eingenommen war, wie der eine Haufe hier in der Stadt, der später erschienene dort im Felde campirte, wie im Augenblicke der Wahl der Landboten die beiden Haufen auf dem Wahlplatze, gewöhnlich einer Kirche des Ortes, aufeinander stiessen und der Säbel rasch aus der Scheide flog. Und munter tanzte dann die Klinge, mochte sie auch blitzen vom Schein der geweihten Kerzen, mochte sie auch gelegentlich den unvorsichtigen Arm des Priesters treffen, der zur Beschwörung des Tumults die Hostie unter die Streitenden trug. Denn ward der Sieg errungen, so wartete der Helden die klingende Belohnung, die der Unterlegene sich anderweit, wie er konnte, verschaffen oder auf die er verzichten musste. Der Magnat aber verliess den Landtag, oft in Begleitung eines oder mehrerer bekannter Landtagsraufer, die die Organisation der Banden leiteten und daraus längst sich ein einträgliches Amt gemacht hatten. Solcher Raufer, die wie Hetzrüden von den Magnaten gehalten und gelegentlich bald auf diesem, bald auf jenem Landtage losgelassen wurden, gab es manche von weitem Ruf, wie Domaradzki, der herkulische Schlachtizenführer des älteren Kozmian in der lubliner Wojewodschaft, und Andere.

Hier in Lublin hatte Czartoryski keine solche Gegnerschaft zu fürchten: gleichen Sinnes mit ihm waren seine Begleiter Rzewuski, Stanislaw Potocki, Eustach Sanguszko und die anderen. Dennoch sah man diese Herren am Tage der Wahl mit dick gefütterten Mützen, mit dem Pallasch am Bandelier ihrer Uniformen statt des Degens in der Kirche erscheinen. Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte die Kirche, die Umgebung, die Gänge des angrenzenden Klosters und ein langer Schweif zog sich durch die nächste Strasse hin. Aber Alles lief ruhig ab, die von Czartoryski bestimmten Candidaten wurden gewählt, wofür der Dank des »Patrons« die Anhänger belohnte; dann ward der Beschluss des Landtages, das »Laudum« und die Instruction abgefasst, nach der die Landboten auf dem Reichstage sich zu richten hatten. »Indessen«, sagt Kozmian, »wie auf jedem Landtage, so starben auch hier zwei oder drei von der Schlachta am Trunk und ebenso viele flogen aus den Fenstern eines zweiten Stocks und wurden zerschlagen oder erschlagen«.

In dem Laudum wurden die Wünsche des Adels der Wojewodschaft dargelegt, die der Landbote an den Reichstag bringen musste. Früher waren diese Wünsche oft merkwürdig genug. Es musste etwas gewünscht werden, und so schrieb man denn hinein was Dieser oder Jener gerade erdachte, oder was von Alters her gewünscht worden war. Es wurden z. B. die neapolitanischen Gelder zurückverlangt, welche die Königin Bona mitgenommen haben sollte; es wurde um Beatification einiger Heiligencandidaten in Rom gebeten; der Wojewode wurde zur Belohnung vorhandener oder nicht vorhandener Verdienste durch die Verleihung einer Starostei, »ad panem bene meritum«, wie man es nannte, vorgestellt; besonders eifrig aber ward den Landboten empfohlen, keinerlei Auflage auf den Wein zu gestatten. Jetzt war das anders: das Bewusstsein von der Wichtigkeit der zu lösenden politischen Fragen hatte weite Kreise erfüllt, überall kamen Reformen, Bündnisse, grosse Staatsactionen zur Discussion auf den Landtagen und zur Aufnahme in die Lauda derselben. Selbst in denjenigen Wojewod-

schaften, wo conservative Häupter, wie Felix Potocki die Geister beherrschten, enthielten die Instructionen der Landboten Bestimmungen von wesentlich reformatorischen Tendenzen. So in der Wojewodschaft Braclaw, wo F. Potocki sich wählen liess: das Heer sollte vermehrt, enge Bündnisse mit grossen Staaten geschlossen, die politischen Grundrechte und die Gerichte reformirt, besonders die Städte von den grossen Grundherren und aus ihrer rechtlosen Stellung emancipirt und durch Vorrechte und Freiheit des Handels gehoben werden. Es ward kräftig dafür gestimmt, dass das persönliche und das Eigenthumsrecht der Bauern gesichert und dieselben von der übermächtigen Gewalt der Herren befreit würden.

Diese letztere Bestimmung war im Allgemeinen der Gesinnung des Adels zuwider, die keineswegs einer Emancipation der Bauern günstig war. Es war vielleicht ein Unicum des Landtages von Braclaw, das Potocki mit Mühe und Geld zu Stande gebracht hatte. Wie man damals muthmasste, war er durch seinen Freund, den freisinnigen Denker und Dichter Trembecki, bewogen worden, sich die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse zur Aufgabe zu machen. Diese Bestrebungen um die Emancipation des Bauernstandes machten den Patriarchen von Tulczyn zum Gegenstand der Verehrung, aber auch des Hasses Vieler. Welcher Widerspruch zwischen diesem Potocki und dem späteren Reactionär von 1792!

Eine minder hervortretende, aber eine ehrenvollere Rolle spielte Adam Czartoryski auf dem Reichstage. Er verband sich immer enger mit den jungen Köpfen, die einer inneren Reform und einem engen Bündniss mit Preussen zustrebten: mit Ignaz und Stanislaw Potocki, Kollontaj, dem alten Malachowski, welche wir späterhin noch kennen lernen werden. Im Verlauf des Reichstages freilich ging die wachsende politische Leidenschaftlichkeit über den, revolutionären Bewegungen nicht mehr geneigten Jünger französischer Aufklärung hinweg. Aber er blieb ein Gegner desjenigen Staates, welchen er als den geschworenen Feind seines Vaterlandes erkannt hatte und wurde 1794 ein Opfer dieser Feindschaft. Czartoryski musste

flüchten, seine Güter im Lublinischen wurden confiszirt und zerstört. Erst unter dem Nachfolger Katharina's kehrte sein flüchtiger Sohn Adam Georg in die Heimat zurück, um als Jugendgenosse des Grossfürsten Alexander sich für die Laufbahn vorzubereiten, durch welche er in der Geschichte seiner Zeit, besonders während der napoleonischen Kriege und des Wiener Congresses bekannt geworden ist.

XI.
Warschau während des langen Reichstages.

Eine ungewöhnliche Aufregung war nach dem Schluss der Landtage überall bemerkbar. Das Interesse für die politischen Dinge hatte noch nie so weite Schichten der Gesellschaft erfasst, sich noch nie so unabhängig von dem persönlichen Interesse der Magnaten gezeigt als jetzt. Die Leitung freilich blieb auch jetzt in den Händen der letzteren, allein wenn früher der niedere Adel die Hände ruhig in den Schooss legte sobald er auf den Landtagen das Mandat dem Pan überantwortet hatte, wenn er dann träge und unbekümmert um das Weitere sich wieder nach Hause begab, so bemerkte man nun, dass das politische Interesse der Masse nach den Landtagen nicht erschlaffte, sondern wuchs. Zum Theil war es die Bedeutsamkeit der Lage, zum Theil mochte sich auch die Wirkung der von Stanislaw August seit lange verfolgten, in gewissem Sinne demokratisirenden, antioligarchischen Tendenzen darin kund thun, zum Theil endlich lag eine früher nicht vorhandene Anziehungskraft in der Residenz Warschau: alles Dieses zusammen leitete einen Strom höheren und mittleren Adels in die Weichselstadt, der von Woche zu Woche nur höher anschwoll. Wer irgend den Säckel mit einigen tausend Gulden gefüllt hatte, wer die Genüsse der Jugend zu kosten hoffte und zu bezahlen vermochte, wer sein Glück dort versuchen wollte, wer einen der vornehmen Pane seinen Freund nannte — und wer that dieses nicht! — der raffte zusammen so viel Hof und Freunde hergeben mochten, liess sich eine neue Uniform seiner Wojewodschaft oder in den

Farben seines Gönners, ein paar Bedienten neue Livreen machen, spannte seine Staatspferde vor den Wagen und fuhr gen Warschau. Die Magnaten zogen ebenfalls mit dem Besten hinaus, was sie hatten, lange Züge sah man sich langsam dahinschleppen auf den schlechten Strassen. Czartoryski mochte so Unrecht nicht haben, sein Gepäck auf Kameele zu laden. Höchstens fünf Meilen war die Strecke, die selbst die trefflichen Rosse des reichen Pan damals täglich mit der Kutsche des Herrn zurückzulegen vermochten und dabei war jeder dritte Tag ein Rasttag. So mussten oft Wochen auf der Reise zugebracht werden und die Vorbereitungen waren dem entsprechend. Voraus um eine Tagesreise ritten Quartiermeister, die für den Zug in den jüdischen Städtchen Alles vorbereiten mussten. Der Zug Czartoryski's z. B. selbst bestand aus etwa 60 Pferden, die Küche und Keller, die Zelte für das Nachtlager, die Canzlei, die Bedienung u. s. w. schleppten. Oft zog man vor, zu Pferde die unfahrbaren Wege zu überwinden. Gasthöfe gab es unterwegs nicht, wollte oder konnte man in kein befreundetes Magnatenhaus einkehren, so mussten zur Nacht die Zelte aufgeschlagen werden. So brachte jeder der Magnaten immer eine Schaar von oft bis 100 Köpfen und mehr mit sich nach Warschau. Von der Schlachta, berechneten Manche, habe sich aus dem ganzen Reich der zwanzigste Theil, also mindestens 50,000 Köpfe, zum Reichstage eingefunden.

Niemals hatte Warschau eine solche Menschenmenge beherbergt, als im Spätherbst 1788 dahin zusammenströmte. Denn Warschau war eigentlich eine ganz neue Stadt. In älterer Zeit war Krakau Hauptstadt gewesen, dann wieder hatte unter den Wettinern Dresden die polnische Residenz überstrahlt und gehemmt. Die Abwesenheit des Hofes machte, dass der reiche Adel es vorzog, statt in Warschau, in den Provinzialstädten, wie Lublin, Krakau, Wilna, Grodno die Winterfeste zu feiern. Wer höher hinaus wollte, machte sich nach Dresden auf oder nach Wien, Paris, Italien. Erst mit Stanislaw August begann Warschau aus seinem elenden Zustande langsam sich herauszuringen. Der für das Aeussere sehr empfängliche König baute,

ordnete, schmückte: das Kadettenhaus, die schönen Kasernen, ein Theater, einige neue Kirchen und andere öffentliche Gebäude liess er entstehen, die Hauptstrassen wurden gepflastert, die Stadt erweitert. Mit dem Hofe fand sich die gewöhnliche Gefolgschaft der Höfe ein: bessere Läden, bessere Handwerker, mehr Verkehr, mehr Erwerb. Bald auch fing der höfische Zauber an auf die Magnaten seine Wirkung zu üben, bald zog der eine und der andere dieser Herren nach Warschau, um an dem feinen Geschmack, dem westeuropäischen Luxus des Hofes, an dem glänzenden Leben theilzunehmen, oft auch wohl bestrebt, durch grösseren Glanz die rivalisirende Stellung des eigenen Hauses gegenüber dem Poniatowski zur Schau zu stellen. Sie bauten sich Paläste und riefen zu diesem Zweck Schaaren von Handwerkern aus dem Auslande, von Arbeitern aus ihren Gütern herbei, die sich oft neben dem Neubau des Herrn in kleinen Hütten ansiedelten. Viele solcher Hütten blieben dann auch später stehen. Von den etwa 30,000 Köpfen der siebziger Jahre stieg die ständige Einwohnerzahl bald auf das Doppelte. Nicht blos aus dem Innern des Reiches, sondern auch aus dem Auslande mehrte sich der Zuzug von Kaufleuten und Handwerkern, die der durch den König beförderten Ausbreitung französischer Sitten, fremdländischer Bedürfnisse sich zur Verfügung stellten.

So hatte sich in dem Aeusseren Warschaus eine bunte Mannigfaltigkeit herausgebildet, deren unharmonisches Gepräge die Stadt auch in unserer Zeit noch nicht ganz verloren hat und die in den polnischen Städten fast überall wiederkehrt. Man kann sich kaum ein sprechenderes Abbild der allgemeinen Zustände polnischen staatlichen und wirthschaftlichen Lebens denken, als es die Physiognomie einer solchen Stadt bietet. Es ist der Ausdruck unvermittelter, baroker Gegensätze.

Von den 192 Strassen des damaligen Warschau waren durch die Sorge des Königs 10 gepflastert, aber auch auf diesen konnte man zu Fuss bei nassem Wetter nur vorsichtig von einem Stein zum andern springend, zu Pferd oder zu Wagen die Löcher sorgsam meidend, den mancherlei Gefahren entgehen. Die übrigen Strassen erfreuten sich zum Theil eines Steinpfades in der

Mitte, der bei besonders ungünstiger Jahreszeit den Versinkenden Rettung bot. In der Altstadt drängte sich der Handel und das Gewerbe zusammen. Es war dies der finsterste, engste Stadttheil; die schmalen und schmutzigen Gassen waren von zwei- bis dreistöckigen unsauberen steinernen Häusern eingefasst, in deren erdgleichen Räumen sich Wâarenlager und Werkstätten bargen, während die oberen Gelasse kleine, dunkele Miethwohnungen enthielten. Um die Altstadt lagerte sich breit gedehnt die Stadt mit den Vorstädten, deren äussere Theile in kleinen, schwarzgrauen Hüttenreihen sich weit in die Sandflächen hinein nach den düster abgrenzenden Fichtenwäldern hin verloren. Die Krakauer Vorstadt, die Neustadt, Alexandria, die Lesche enthielten die meisten neueren Bauten, zeigten mehr Reinlichkeit und Bequemlichkeit, aber auch hier waren es nur einzelne wenige Strassen, die hervorstachen, weil sich da gerade zufällig mehrere der Magnaten niedergelassen hatten: die Nebengassen unterschieden sich nicht von den elenden Zeilen der Judenviertel oder der jenseit der Weichsel gelegenen Stadt Prag. Kein einziger Theil war nach einem festen Plane angelegt, keiner trug den einheitlichen Charakter eines Viertels der vornehmen Welt: durch die ganze Stadt zerstreut lagen die Paläste, die Kirchen, die öffentlichen Gebäude, die Klöster. Die weissen Mauern und weiten Höfe dieser Hochbauten ragten überall hervor über einer bald engeren, bald weiteren Umgebung halbversunkener, verfallener Holzbaracken, faulender Sumpf- und Kothlachen, düsterer Winkel des Elends, der Verkommenheit. Um die Zeit des langen Reichstages war die Zahl dieser Glanzgebäude bereits sehr gestiegen: etwa 30 Kirchen, Tempel und Klöster, etwa 60 grössere und kleinere Paläste und vornehme Häuser konnte man zählen. Aber man hätte nicht eigentlich sagen können, dass sie die Stadt schmückten; sie gaben ihr nur den eigenen Charakter, der auf den Westeuropäer immer einen unharmonischen Eindruck der Rohheit, Unkultur üben wird. Diese Paläste der Grossen, deren Stirnseite gewöhnlich zum Hofe hin lag, zeigten die bunteste Mischung des Geschmackes. Jeder der Pane suchte sich in Originalität hervor-

zuthun, der eine kehrte aus England heim, sprach am liebsten englisch und baute sich ein Haus, das seine Anglomanie bekunden sollte; der andere kam aus Frankreich und liess durch französische Baumeister ein kleines Versailles errichten, der dritte konnte nur in einem römischen Palast sich wohl fühlen, der vierte gefiel sich in einer düstern Abtei, der fünfte in einem antiken Porticusbau. Im Innern waren diese Paläste entsprechend hergerichtet, strahlend von Kostbarkeiten, pariser Hausrath, persischen Teppichen oder belgischen Gobelins, meissener Porcellan, italienischen Sculpturen, kostbaren Gemälden, venezianischen Spiegeln, ungeheuren Massen an Silber- und Goldgeräth. Hier langte der Pan mit seinem Gefolge von 20 Wagen an, mit seinem Heer von Dienerschaft und Pferden, die in den Flügeln und Ställen untergebracht wurden, hier wurde eine Menge der minder reichen Freunde des Pan gastfrei aufgenommen.

Wer kein eigenes Haus hatte, musste mit einer Miethwohnung vorlieb nehmen. An Gasthöfen gab es freilich nur drei oder vier; um so mehr waren alle übrigen Hausbesitzer bereit, während des Reichstages ihre Wohnungen feilzubieten, und hier sowie in den Klöstern oder in dem grossen, den Kanonissinnen gehörigen Mariavill fanden die Tausende ein Unterkommen, die jetzt sich allmählich sammelten. Denn von 60,000 stieg die Einwohnerzahl während des Reichstages bis auf 100,000 hinauf, eine Ueberfluthung, die der Stadt in Kurzem ein in gewissen Richtungen ganz neues Aussehen gab. Wie durch Zauber war plötzlich Warschau in eine üppige, volkreiche Residenz verwandelt worden, während noch die äussern Bedingungen hierzu fehlten, während es eben erst begann, den Charakter eines grossen Dorfes abzustreifen. Denn an eigentlichem städtischen Leben, an Handel und Gewerbe, wodurch die Städte erst in ein gleichberechtigtes Verhältniss zum flachen Lande treten und ihre selbständige Stellung und Nahrung erringen, fehlte es hier fast gänzlich. Nicht städtische Nahrung, nicht der Bürger walteten hier, sondern der Hof und der Adel machten die Stadt zu dem was sie war; das Bürgerthum musste entweder

Jenen knechtisch dienen oder sich zu ihnen erheben in Sitte und Sein. Auch hier im Bürgerthum traten daher die Gegensätze äusserlich in Palästen und Hütten einander entgegen. Aber alle diese sogenannten Paläste, sowohl diejenigen der bürgerlichen Herren, wie der Bankiers Tepper, Blank, Kabrit, Schultz, als auch diejenigen der adligen Pane, verdienten ihren Namen nur im Vergleich zu den Reihen verfallener Holzhütten, durch welche sie mit einander verbunden waren. Die gemauerten Häuser der Pane nannte man eben Paläste, und sie machten trotz der schlechten, nachlässigen Ausführung des Baues doch den Anspruch auf architektonische Monumente. Der hübscheste dieser Paläste war das Gebäude, in welchem der Reichstag abgehalten zu werden pflegte: der Palast Krasinski, welcher 1782 abgebrannt und dann wieder neu erbaut worden war. Eben so unschön waren die Kirchen und sonstigen Bauten. Noch waren die guten Gebäude nur vereinzelt, überall sah man, dass es eine völlig neue Stadt sei, die sich durch den Willen des Königs bemühte, einst Mittelpunkt des Reiches in materieller und geistiger Hinsicht zu werden. So gesellten sich zu den Gegensätzen, welche in dem polnischen Wesen überhaupt lagen, die Widersprüche der äussern Umgebung und schufen das seltsamste Gewirr geselligen Verkehrs, man möchte fast sagen: gesellschaftlicher Verkehrtheit.

Ausser den Juden, welche in den Vorstädten mit alten Sachen und anderen schmutzigen Dingen handelten, gab es in der Stadt einige wenige bessere Läden, vorzüglich für Luxusgegenstände. Sie waren grösstentheils in Händen von Deutschen. Zu den besten und grössten Werkstätten gehörte die Wagenfabrik Dangel's, eine grosse Anlage, aus der, da sie in Mode war, die elegante Welt ganz Polens ihre Wagen haben musste. Eben so modern war der Laden des Hof-Uhrenmachers Gugenmuss. Im Uebrigen gab es grosse Niederlagen, in welchen man Alles zugleich haben konnte, wie die Lager von Hampla, Prot Potocki, Rössler, Jarschewitz. Hier bekam man Alles: Wagen und Zahnstocher, ganze Hauseinrichtungen und Brieftaschen, Kronleuchter und Augengläser, Küchenbatterien und

Nähnadeln, Stiefel und englische Biere, wie das heute in kleinen Städten noch gefunden wird. Alle diese Waaren kamen aus dem Auslande und wurden zu ungeheuren Preisen verkauft. Daneben machten die ansässigen deutschen Handwerker, wie Tischler, Maurer, Sattler, Schneider, Schuster, Schlosser, Perrükenmacher nur mässige Geschäfte.

Eine Polizei gab es weder hier noch in den übrigen polnischen Städten. Die Gerichte straften wenn der Verletzte ihnen den Verbrecher überlieferte, polizeiliche Ordnung, Vorsorge kannte man nicht. In Warschau hatte die Jurisdiction des Marschalls noch einigen Einfluss. Erst kurz vor dem langen Reichstage wurde der Grund zu einer polizeilichen Ueberwachung gelegt. Um 1785 wurde verordnet, dass die Strassen durch Laternen erleuchtet werden sollten. Aber man übertrug die Last auf die Einzelnen, verpflichtete die Ladenbesitzer, Apotheker, die Post, die Klöster, Laternen vor ihre Thüren zu setzen, man ersuchte auch die Besitzer der Paläste ein Gleiches zu thun. Die Genossenschaft der Fuhrleute musste gewisse Plätze erleuchten. Bisher wurden die Strassen Abends nur durchleuchtet wann die Fackelträger vor den Wagen der Pane daherkamen und ihre Fackeln in die eigens dazu vor den Palästen befindlichen ausgehöhlten Steine steckten. Dann wurden die Häuser auch mit Nummern versehen; der Marschall erliess auch eine Verordnung über das Gewicht und die Qualität des Brodes. Aber eine eigentliche Strassenpolizei kam nicht auf. Aller Unrath blieb liegen wo man ihn hingeworfen hatte; der Regen verdeckte ihn gelegentlich auf einige Tage, dann kam er wieder zum Vorschein um zu Staub zerrieben zu werden. Die Unsicherheit war oft gross, Raubanfälle waren häufig. Die Verfolgung derselben war eben so unmöglich als die Ahndung der vielen Ausschreitungen, welche die trunkenen Schaaren der aristokratischen Jugend gelegentlich verübten. Der Gesundheitszustand der Stadt entsprach dieser Unordnung. Dabei gab es kaum einige Aerzte. Wie wir schon sahen, bildete Polen selbst auf seinen Anstalten keine Aerzte aus. Die wenigen, welche im Lande waren,

gehörten zu den unwissendsten Pfuschern. Die Sterblichkeit war in Warschau, wie überall, eine ausserordentlich grosse. Stanislaw August hatte freilich am 4. Mai 1785 eine Verordnung erlassen, wonach aus den Städten der Wojewodschaften Schüler nach Krakau geschickt werden sollten, wo sie zu Aerzten sollten ausgebildet werden. Die Kosten des Unterhalts der Schüler sollten die Städte tragen. Aber diese Verordnung konnte der Kürze der Zeit wegen noch wenig gewirkt haben und mochte auch überhaupt nur wenig befolgt werden. So war die frechste Gaunerei in der ärztlichen Praxis herrschend, und das in einem Lande und besonders in einer Stadt wie Warschau, wo die bösesten ansteckenden Krankheiten nicht blos durch die Unreinlichkeit in den Strassen, sondern auch durch die dem ganzen Volke, den Polen wie den Juden, eigene Unsauberkeit, besonders aber durch die allgemeine Sittenverderbniss eine ungewöhnliche Ausdehnung erlangten.

Versetzen wir uns in jene Zeit und schauen uns das Leben näher an. Wir treten auf die Strasse. Ein Lärm, ein Gewimmel tönt uns entgegen, dass wir nur allmählich die Dinge von einander scheiden, die vornehme Welt in Wagen und zu Pferde, die Juden, den gemeinen Mann als einzelne Gruppen betrachten können. Da schlendert der Arbeiter, der kleine Handwerker und Kleinhändler, der ärmere Schlachtiz gemächlich uns entgegen, laut sprechend, lebhaft gestikulirend, von einem Stein sorgsam nach dem nächsten, der sich aus dem Strassenschmutz hervorhebt, hingravitirend. Die Tracht ist die altpolnische: ein langer Leibrock, Shupan genannt, darüber der lose Oberrock mit offenen Aermeln, der Kontusch, ferner farbige Stiefel, die viereckige verbrämte Mütze, der schwarze Schnurr- und Zwickelbart, der geschorene Kopf mit dem Haarbüschel auf dem Wirbel. Daneben der deutsche Standesgenosse dieser Bürgerklasse in deutschem Rock mit tiefem Schnitt, kurzen Schössen, grossen, flachen Metallknöpfen, aber mit vollem Haupthaar und ohne den polnischen Zwickelbart. Der Aermere ist einfach in seiner polnischen Kleidung; nur an dem Aermsten erkennt man nicht mehr das Nationale, der überall zahlreich vertretene Bettler ist

überdeckt von Fetzen aus allen Trachten, daraus die braune Haut hervorsieht. Zu Hunderten bevölkern die Bettler die Strassen. Da sitzt einer, in Lumpen zum Theil nur verhüllt, links neben sich die Krücken, rechts die Mütze, ohne Aufhören die einförmig trübe Weise der katholischen Kirchengesänge näselnd. Der »alte Mann« — so nennt den Bettler der Pole — sitzt hier seit fünf Monaten auf derselben Stelle; vorher sass er anderswo, aber voll Entsetzen verliess er jenen Platz als Jemand ihm sagte, ein mitleidiger Mensch wolle ihn in ein Hospital bringen. Jetzt sitzt er als unheilbar mit Wunden bedeckt da: vom Fleischer hat er einige Fetzen rohen Fleisches gekauft und damit an seinen nackten Beinen künstliche Wunden hergestellt. Im Jahre 1791 wurden über 500 Bettler in Warschau aufgebracht und theils aufs Land gebracht, theils in Spitäler gesteckt.

Der Wohlhabendere bildet in seiner Tracht den Uebergang zu dem Geschmack des Reichen, er verbindet polnische und französische Kleidung: rothe Stiefel mit dem Frack, die polnische Mütze auf einem Haarzopf, den kahlen Schädel unter einem dreieckigen Hut, den weiten Oberrock über seidenen Strümpfen und Schuhen.

Eiligen Schrittes, in vorgebeugter Haltung und geschäftsschwanger durchkreuzt diese bunten Massen der Jude: in den langen schwarzen Talar gehüllt, der bald feiner, bald gröber, reiner oder unreiner und zerrissener ist, die langen Haarlocken unter dem Sammetkäppchen hervorquellend, das scharf geschnittene Gesicht in fortwährender Spannung. In Gruppen stehen sie dort zusammen, schnatternd, den Bart krausend, der eine sinnend dem andern zuhorchend, dessen Arme in steter Bewegung sind: Alle aber ohne auf die Vorübergehenden auch nur einen Augenblick zu achten. Winters sind sie in weite schwarze Pelze gehüllt, mit Fuchsfell aufgeschlagen. Jüdinnen mit schreiendem Flitter, Tressen an den Miedern, hohem Kopfputz über bauschigem Rock und Schürze, unförmliche Gestalten, drängen sich an den polnischen Weibern in doppelten wollenen Unterröcken, engem Mieder mit feinem Schnitt, zierlicher Kappe und eleganter Fussbekleidung vorüber. Mönche aller Orden, Soldaten in bunter

Tracht, Bediente in den Farben ihrer Herren oder in dem hergebrachten Schmuck des Jägers, des Läufers, des Haiduken u.s.w. eilen durch die Strasse. Aber die Unsauberkeit, der tiefe Schmutz, um dessen Entfernung sich Niemand kümmert und der bei trockenem Wetter als dicker Staub aufwirbelt, gestatten dem feineren Manne nicht, zu Fuss die Strasse zu betreten. Schon der Mittelstand hält es nicht für Luxus, sich zu Pferde zu setzen, der Reiche berührt die Strasse fast nie. Daher sieht man beinahe ebensoviele Pferde als Fussgänger. Die Reiter drängen sich zahlreich durch die Menge, bald allein, bald von berittener Dienerschaft gefolgt; sie reiten ihren Geschäften nach, sie machen Besuche, sie unternehmen in glänzender Gesellschaft gewandter Amazonen, mit Lakaien voraus und hinterher, Ausflüge in die Umgebungen der Stadt. Alle möglichen Uniformen sieht man vorüber sprengen. Hier die Hausuniform des Magnaten, dort die der Wojewodschaften, da der verschiedenen Regimenter, welche hauptsächlich deshalb zu existiren scheinen, um den jungen Stutzern kleidsame Trachten zu gewähren. Dort wieder trabt ein leichtes Kabriolet mit 2 schönen, getigerten spanischen Rossen heran und biegt flink einem Zuge aus, der über das elende Pflaster daherstolpert. Es ist ein Magnat, dessen von Vergoldung strahlende Karosse durch 6 mächtige Pferde gezogen wird. Das reiche Geschirr tönt von Schellen, die Vorreiter schreien, nebenher sprengen 6 Ulanen, die bunten Livreen der Bedienung auf dem Hintertritt weisen die Farben des Hauses auf. Dahinter fahren mehrere Wagen, worin die Begleiter des Pan ihm zum Besuche eines Bekannten folgen. Sie gehören zur vornehmen Welt und kleiden sich wie diese französisch. Wir gehen, mühsam uns zwischen Wagen, Pferden, Menschen hindurchdrängend, bald weiten, bald kurzen Sprunges von Stein zu Stein den Schmutzlachen ausweichend, weiter. Da biegt rasch um die nächste Ecke ein anderer Magnat, zu Pferde, in den Farben seiner Wojewodschaft, blau und roth gekleidet, gefolgt von einem Dutzend gleichfarbiger Clienten; in raschem Trabe bricht der Trupp durch die Menschenmenge, lachend und rufend, gelegentlich fluchend über den Juden, der nicht rechtzeitig aus-

bog und durch den unfreiwilligen heftigen Stoss eines Reiters niedergeworfen wurde. Durch jenes Thor schwenkt der Trupp ab in den geräumigen Hof des Palastes des Fürsten Massalski. Ein Schwarm von Bedienten empfängt die neuen Gäste. Im Hofe warten bereits zahlreiche Wagen und Reitpferde seit Stunden der Herren, die droben an dem Spieltisch des Fürsten sitzen. Vielleicht haben hier und da schon Wagen und Pferde sammt Kutscher und Bedienten den Herrn gewechselt durch das Fehlschlagen einer Glückskarte. Der frühere Herr erscheint endlich, aber nur um lachend und fluchend zugleich seinen Leuten ihren neuen Herrn vorzustellen, und die Kutsche lenkt nach zehn Minuten in einen bisher ihr unbekannten Hofraum ein, um dort ihre neue Heimat zu finden.

Unter Stanislaw August war die altpolnische Tracht von oben her allmählich durch die französische verdrängt worden. Um 1785 kam sie mit dem altpolnischen Wesen und seinen verschiedenen Bedienungen mehr ab. Gleich dem Könige trug nun die höfische Welt die gepuderte Perrüke, den langen Frack, die lange Weste, Kniehose, Strümpfe und Schuhe. Auch das Tragen von Taschenuhren mit dicker Kette und blitzenden Baumeln daran war durch Stanislaw August modisch geworden, ebenso die Tabaksdose und Ringe an den Fingern. Von der Frauenwelt war die französische Schleppe und Alles was dazu gehört angenommen worden. Indessen trat während des langen Reichstages wieder ein Wechsel ein. Der patriotische Geist, der wieder erstarkte und um 1791 seinen Höhepunkt erreichte, begann das Fremdländische in Misscredit zu bringen soweit mit dieser Geringschätzung sich patriotisch demonstriren liess. Mag nun, wie erzählt wird, auch hier eine gelegentliche Bemerkung Rousseau's zu Gunsten der altpolnischen Tracht den Anstoss gegeben haben oder dieses nur Gerücht gewesen sein, jedenfalls ward plötzlich alle französische höfische Tracht weggeworfen und man zog wieder den Polen an. In dem Eifer ging man oft so weit, sich mit dem Kleide der letzteren Zeit nicht zu begnügen, man griff weiter zurück, je älter, um so patriotischer, ins 15., ja 14. Jahrhundert. Einzelne Anhänger

der französischen Revolution demonstrirten andrerseits bereits mit dem schwarzen Frack, bis dann wieder ein Umschlag eintrat und der pariser Schwindel antike Griechen und Römerinnen, Charaktertrachten und weiss Gott was alles in die polnischen Säle brachte.

Der Pole hat von Natur ein gut Stück äusserlicher Eitelkeit mehr als Leute anderer Nationen, er hat deshalb Geschmack und Verständniss für das was ihm kleidsam ist. Diese Anlage entwickelte sich in dem steten Gewühl der ersten Gesellschaft Polens zu höchster Blüthe, das Stutzerthum wurde zur Leidenschaft, der Kleiderluxus stieg ins Ungemessene. Täglich musste der junge Mann von Welt sich irgend wo sehen lassen: im Reichstag, in den Sälen der Grossen, bei Hofe, im Theater, auf der Strasse; er musste versuchen aufzufallen, durch Originalität oder Luxus seiner eigenen Kleidung oder der seiner Reitknechte oder durch die Pracht des Geschirres seiner Pferde. Es ward modern, in englischer Weise zu fahren. Man wetteiferte in englischen Kabriolets mit überhohen Rädern, in prächtigen englischen Pferden, die man selbst lenkte. Joseph Poniatowski, der Neffe des Königs, hatte diese Sitte aufgebracht. Alles blieb staunend stehen wann der schöne Prinz daherkam: er stand im Wagen und lenkte acht der ausgesuchtesten Rosse, je vier neben einander gespannt, während ihm zur Seite seine Freunde Wielohorski und Kosciuszko sassen. So flog er durch das Gewühl der Wagen, Reiter, Geher kunstfertig hindurch. Bald tauchten zwei ähnliche Kabriolets auf, mit je vier schönen tatarischen Pferden bespannt, gelenkt von zarter Hand, doch mit festem Griff: es waren sechs gefeierte Schönheiten der grossen Welt, die darin sassen und mit Poniatowski's Gespann zu wetteifern suchten. Des Winters gab die Schneebahn Gelegenheit zu neuer Prachtentfaltung. Jeder suchte seinen Geschmack auch hier zu erproben; Schlitten von den zierlichsten Formen, oft wundersame Gestalten aus dem Thierreich, aus der Geschichte darstellend, glitten mit rasender Eile auf dem weichen Boden dahin, bunt lakirt, mit Silber, auch Gold beschlagen, von den flüchtigsten Rennern gezogen, hinter denen sich die himbeerfarbene oder blaue Schneedecke prächtig bauschte.

Reisende, welche damals London, Paris, Neapel gesehen, schildern uns das Leben in den Strassen Warschaus als nur wenig an Lebhaftigkeit jenen Städten nachstehend. Und doch war Warschau eine kleine Stadt im Vergleich zu den Hauptstädten Europas. Allein Alles was hier sich aufhielt, that es vorzüglich um des Vergnügens willen oder doch mit der energischen Absicht, sich neben den Staatsgeschäften zu vergnügen. Ein Haupttheil des Vergnügens aber war es, zu sehen und sich zu zeigen, in fortdauerndem Fluge von einer Abwechselung zur andern sich zu befinden. Jeder war einen grossen Theil des Tages auf der Strasse, unterwegs von einem Hause zum andern, von einem Vergnügungsort zum andern. Und wer nicht blos des Vergnügens halber in den Strassen war, der machte dort seine Geschäfte. Keine zehn Schritte konnte man gehen ohne von einem langbärtigen »Faciendenmacher« mit den verschiedensten Anerbietungen angehalten zu werden, wobei die ehrfurchtsvollsten Geberden dem Wohlgekleideten gegenüber nicht ausser Acht gelassen wurden. Denn die äussere Ehrfurcht des Juden entsprach den maasslosen Zeichen der Höflichkeit, welche der Pole, nicht blos wie wir früher gesehen haben, im Hause, sondern auch öffentlich zur Schau trug. Dort steht ein Magnat an der Thür eines Ladens, dessen Inhaber mit krummem Rücken, die Mütze in der Hand, vor ihm kriecht. Der Bursche, den der Herr mit den eingekauften Sachen heimsendet, beugt sich tief zur Erde und küsst ihm den blanken Stiefel, ohne dass der Pan auch nur einen Blick hinwirft. Ein Bekannter kommt vorüber, ein kleiner Beamter, der dem Pan einmal ein Schriftstück verfasst hat: er beugt sich im rechten Winkel herab und küsst den Zipfel des tief hängenden Schlitzärmels des Kontusch, während der Pan nur symbolisch sich leise nach vorn neigt. Ein Schlachtiz, ein kleiner benachbarter Grundbesitzer aus der Wojewodschaft des Pan, will sich eben entfernen, nähert sich diesem und küsst ihn auf den linken Oberarm. Der Pan schnalzt mit geringer Vorbeugung einen Kuss gerade aus in die Luft, während er heftig dem drüben aus der Thür tretenden Secretär seines Freundes, des Fürsten X winkt. Der eilt herbei, ent-

blösst das Haupt und heftet seinen Kuss auf die Schulter des Gönners, der seinerseits die Erwiderung auf die Stirn des Secretärs drückt. Der Fürst X endlich selbst erscheint bald darauf, um mit drei ebenbürtigen Küssen empfangen zu werden und mit der Versicherung, dass der Pan ihm zu Füssen falle. So stuft sich der Kuss, der Bückling hier, die Beugung des Körpers, der symbolische Erwiderungskuss und der volle Bruderkuss da überall zwischen diesen »Herren Brüdern« ab, so dass man je nach der Begrüssung zwischen Stiefel und Mund mit einiger Genauigkeit die Rangverhältnisse der Begegnenden bestimmen kann. Ein Deutscher, der damals in Polen war, ist entrüstet über die polnische Begrüssungsweise. »Kavaliere und Damen, sagt er, grüssen gleichmässig, indem sie den ganzen Körper nach vorn beugen und mit der Hand den Begrüssten am Knie oder tiefer umfassen«, was besonders dann geschah, wenn eine Bitte im Spiel war, und, wie ich meine, bei den »Damen« wohl höchstens dann. Auch dieser Reichthum der Aeusserlichkeit trug bei zu dem eigenartig bewegten Leben in den Strassen.

Werfen wir nun einen Blick ins Innere eines der Magnatenpaläste. Der Zuschnitt, den wir auf dem Landsitz fanden, zeigt sich auch hier; der breite Luxus in Bedienung, Räumen, Ansprüchen aller Art, ist mit zur Stadt gezogen.

»Der Herr — so erzählt ein Zeitgenosse[1] — hat seine eigene Wohnung im Palast, die Frau ihre eigene, die Söhne ihre eigene und ebenso die Töchter; alle sind mit ihren eigenen Bedienten versehen, die sich genau an das ihnen angewiesene Fach halten, so dass zuweilen Herr und Frau bei zwölf Bedienten im Hause ohne Bedienung sind, und dass Fremde, die zum Herrn wollen, aber mit ihrem Gesuch um Anmeldung an einen Bedienten der Frau gerathen, kaum eine Antwort erhalten, höchstens zu den Zimmern der Bedienten des Herrn gewiesen werden, wo sie oft unter zehn Menschen den eilften erwarten müssen, der sie endlich meldet.

[1] Reise eines Liefländers, II, 126 ff.

Je nachdem das Abendessen oder der Ball von gestern später oder früher zu Ende gegangen ist, je nachdem steht der Herr des Hauses heute später oder früher auf. Das Thor des Palastes wird so lange zugehalten, bis er sichtbar sein will, aber die kleine Thür ist offen. Durch diese schleichen sich die Vertrauten, die Beamten, die Clienten, die Gläubiger, die Sollicitanten, Gelehrte und Künstler, die bei dem Fürsten etwas zu suchen haben, herein. Die Bedienten empfangen sie mit einem »Pan spie« (der Herr schläft), lassen sie aber in das Vorzimmer wenn sie versichern, dass sie gerne so lange warten wollen bis er aufsteht. In diesem finden sie oft schon Gesellschaften von 15 bis 20 Personen, die seit Stunden auf der Lauer stehen und mit Sehnsucht erwarten, dass das Schlafzimmer aufgeschlossen werde. Wenn sich von Zeit zu Zeit ein Bedienter sehen lässt, so umringt ihn Alles was gerne vor den Fürsten will und bittet um Meldung. Er sieht die Leute kaltblütig an und wählt solche aus, die ihm bekannt sind oder die sich ihm auf der Stelle durch einen fruchtbaren Druck der Hand bekannt machen oder die ihm der Fürst ausdrücklich befohlen hat kommen zu lassen, wenn sie da sind. Diese führt er ein, schliesst aber sogleich die Thüre wieder zu. Andere, die das Local kennen, suchen einen der Edelknaben oder der Schreiber auf, tragen ihr Gesuch vor, begleiten es mit einem Geschenk oder lassen eine Dankbarkeit deutlich hoffen und werden durch eine Seitenthür eingeführt. Sie finden den Herrn entweder noch im Bette oder im Puderhemde vor dem Kamin, allein oder von Attachés und anderen Gesuchhabenden oder Aufwartenden umgeben. In keinem Falle lassen sie sich verhindern ihre Bitte vorzutragen, die auch gewöhnlich herablassend angehört und mit einigen gütigen Worten erwidert wird. Sodann dreht sich der Herr im Bett herum oder redet einen der Anwesenden an, der Bittsteller entfernt sich, um bald immer auf demselben Wege wiederzukommen und sich in Erinnerung zu bringen. So folgen ihm Mehrere und der Herr zieht sich unterdessen an. Ist er fertig, so geht er in das Vorzimmer hinaus, wo der grössere Schwarm ihn erwartet hat, tritt mitten

unter denselben, hört an was Jeder vorzubringen hat und giebt in wenigen Worten Bescheid und Auskunft. In 10 bis 20 Minuten thut er Alles ab. Unterdessen ist das grosse Thor des Palastes geöffnet worden und Wagen auf Wagen rollen herein. Die Mitglieder seiner Partei füllen sein Wohnzimmer und es entspinnen sich politische Verhandlungen über das was heute am Reichstage betrieben oder hintertrieben werden soll; es werden Entwürfe vorgelesen, erwogen, angenommen oder verworfen; es werden Pläne gemacht, wie man eine andere Partei überstimmen, wie man sich mit einer dritten vereinigen, wie man mit einer vierten sich vergleichen will, mit einem Wort: es bildet sich ein kleiner, einseitiger Reichstag, der so lange bei einander bleibt bis der grosse seinen Anfang nimmt; dies ist gewöhnlich zwischen zwölf und ein Uhr. Dahin fährt sodann der Herr des Hauses und sein Gebiet versinkt in tiefe Stille.

Ist nicht gerade Reichstag, so macht er wohl einen Spazierritt ausserhalb der Stadt oder geht aus um seinen Bekannten Besuche zurückzugeben, oder schlüpft auf der Krakauer Vorstadt zu einem leichten Mädchen, oder er geht zu seiner »Freundin«, wie man es nennt, die ihren »Freund« im Bette oder am Putztisch erwartet, oder, was gewöhnlich der Fall ist, er thut das Alles an einem Vormittage auf einmal.

Unterdessen ist das Gebiet der Frau vom Hause in Bewegung gekommen. Weil sie gestern um zwei Uhr erst zu Bette gegangen ist, so steht sie heute erst um 10 oder 11 Uhr auf. Sie findet entweder ein paar Freundinnen vor ihrem Bett, die ihre Bemerkungen über die Gesellschaft von gestern ihr mitzutheilen, die ihrigen zu hören, ein Fest für heute zu verabreden und andere Dinge mit ihr abzuthun haben; oder sie findet auf einem Seitentisch ein artiges Briefchen von einem alten Liebhaber und ein paar Sendschreiben von zwei neuen, die seit gestern Abend an ihrem Triumphwagen ziehen und ein Verzeichniss ihrer Gefühle und Wünsche mittheilen; oder sie springt eiligst aus dem Bett, schlüpft in einen reizenden Morgenanzug, bindet ein blendend weisses indisches Tuch um den Kopf, so dass kaum mehr als das blitzende Auge zu sehen ist,

um eine Bestellung im sächsischen Garten nicht zu verfehlen; oder die Thür des Schlafcabinets öffnet sich leise und der Begünstigte tritt auf den Zehen herein, setzt sich auf das Bett ihr zu Füssen und erwartet, dass die Schläferin erwache, die zum Unglück gerade in dem Augenblick, wo er hereintrat, erst recht tief eingeschlafen ist; oder sie schellt um ihr Frühstück und befiehlt die Leute hereinzulassen, die im Vorzimmer sind, worauf denn Kaufleute aller Art von beiden Geschlechtern mit neuen Waaren oder alten Rechnungen, Maler, Poeten, verschämte Arme, Wappenstecher, Steinschneider, fremde Virtuosen, die zu Concerten einladen, neu angekommene Haarkünstler aus Paris, Zahnputzer und ähnliche Subjecte hereintreten, vermengt mit bebänderten und besternten Herren, die durch die Frau auf den Mann zu wirken nicht verschmähen, mit Abbés, die Stösse von Zeitungen und Reichstagsverhandlungen vorzulesen bereit sind, und mit Advocaten und »Faciendenmachern«, welche die Rechts- und Geldgeschäfte der durchlauchtigen Frau zu besorgen haben; oder ferner: sie hat einem Frühstück in der Stadt, in Mokatow, in Mariemont beizuwohnen, das sie nicht versäumen darf; oder es ist eine anziehende Sitzung des Reichstages, deren Ausgang ihr sehr wichtig ist; oder es ist ein Pferdehändler mit englischen Pferden angekommen, die sie besehen muss; oder endlich: es werden Truppen gemustert, es ist eine Musik in St. Johannes, es sind neue Möbel bei Jaszewitz oder Hampla angekommen. All diese Dinge besorgt, geniesst, hört, sieht und beurtheilt sie mit einander, nach einander, durch einander, in Zerstreuung oder mit Sammlung, in böser oder guter Laune, mit Beifall oder mit Tadel, binnen Stunden oder Minuten, einzeln an verschiedenen Vormittagen oder an einem alle.

Diese Geschäfte sind bis gegen zwei oder drei Uhr abgethan und dann macht sie die grosse Toilette. Der Wagen fährt vor und sie steigt in denselben hinauf, der Vorreiter zwängt die ungeduldigen Rosse, der Kutscher schwebt hoch in der Luft und schwingt die Peitschenschnur, die Bedienten schlagen die Kutschenthür zu und auf ein »Jedz«! (fahre) stiebt der Zug über

den Vorhof zum Thore hinaus, während 4 bis 5 reiche Livreen mit Lebensgefahr ihre Stellen hinter dem Wagen einnehmen und eine an die andere geklammert in Masse von der Rechten zur Linken schwanken.

Oder sie speist auch zu Hause auf ihrem Zimmer, oder sie giebt auch ein grosses Mittagessen. Im letzteren Falle schiessen die Wagen in ihren Palast herein, wie der ihrige in andere hineinzuschiessen pflegt; die Fenster des grossen Saales und der grosse Balkon sind offen und vor demselben stehen bunte Gruppen von Herren und Damen und bilden eine glänzende und reizende Gallerie, die in dem Augenblick durch den Inhalt des neu angekommenen Wagens vermehrt wird.

Während dieses Alles in den Wohnungen der Frau oder des Herrn vorgegangen ist, sind die Kinder nicht müssig gewesen. In den Zimmern der Tochter waren Sprach-, Tanz-, Klavier- und Zeichenmeister beschäftigt oder werden auch sämmtlich weggeschickt, weil die Prinzessin heute Kopfweh oder auch nur zum Sticken Lust hatte. Aus den Zimmern der Söhne erschallen schneidende Geigen- oder zischende Flötentöne, vermengt mit dem Geklirre der Rappiere oder dem Gescharre der Polonaise oder dem Jauchzen von einem halben Dutzend junger Leute, die sich herumbalgten, herumjagten und Tische und Stühle über einander warfen. Durch dieses Getöse her liess sich die bittende oder drohende oder gar fluchende Stimme der Hof-, Fecht- und Tanzmeister vernehmen, die von einem lauten Gelächter begleitet wurde, während unten im Hof einige tatarische Pferde, welche die Prinzen und ihre Gesellschafter und Bereiter auf einem Spazierritte tragen sollten, das Pflaster zerscharrten und zerstampften und durch Schlagen und Bäumen die Peitschen und die rauhen Kehlen der Stallknechte in Bewegung setzten. Die junge Gesellschaft war endlich die Treppe hinuntergestürmt, hatte die Rosse bestiegen und war zum Thor hinausgesprengt. Darauf war endlich auch hier Ruhe geworden.«

So geht jeder Theil der Familie seines Weges; den Mittag nehmen der Hausherr bei einem Freunde oder in einem Speise-

haus, die Hausfrau irgendwo anders, die Kinder auch irgendwo anders ein. Oft sehen die Glieder der Familie einander tagelang gar nicht und treffen dann unvermuthet an einem dritten Ort zusammen. »Liegt es dem Gemahl zuweilen daran, zu wissen, wo die Gemahlin ist, so erkundigt er sich ohne Bedenken bei ihrem dermaligen »Freunde«, und er erhält sichere Nachricht; ein Gleiches thut mit gleicher Ruhe die Gemahlin bei der »Freundin« ihres Gemahls, und oft trifft es sich, dass sie sich bei der Gemahlin ihres Freundes nach ihrem Gemahl und dieser sich bei dem Gemahl seiner Freundin nach seiner Gemahlin erkundigt hatte. Diese Freiheit hat man und giebt man hier.«

Dann geht es ins Schauspiel, das zwischen sechs und sieben Uhr beginnt. Um acht Uhr ist hier eine Musik, dort ein Rout mit Spiel, da Privattheater, und die Familie zerstreut sich hierhin und dahin. Später wird von der Hausfrau wohl noch der Rest eines Picknicks besucht, der Hausherr sitzt bis zwei Uhr bei einer Abendtafel. Dort und hier ist man in der Faschingszeit auf den Einfall gekommen, zuletzt noch die Redoute aufzusuchen, »und so finden sich Gemahl und Gemahlin noch einmal zusammen, aber beide nicht ohne Begleiter und Begleiterin am Arme, vermummt oder nicht vermummt, erkannt oder nicht erkannt, auf keinen Fall aber zusammenhaltend. Um sie herum springen von Zeit zu Zeit ein paar Teufelchen mit langen Schweifen und ein alter Teufel mit ungeheuren Hörnern. Dies sind die Prinzen und einer ihrer Hofmeister. An diese schliesst sich in Begleitung einer alten hässlichen Bäuerin ein niedliches Bauernmädchen, das mit reizender Unbefangenheit Blumen austheilt — es ist die Prinzessin und jene ihre Hofmeisterin«. Jeder fährt von da gelegentlich einzeln nach Hause, legt sich schlafen um morgen ein ähnliches Leben wieder zu beginnen.

Dieser flüchtige Blick auf das Aeussere der Stadt und in das Innere ihrer tonangebenden Häuser dürfte genügen, um den allgemeinen Charakter derselben zu erfassen. Aeusserste Leichtlebigkeit war überall das vorspringende Gepräge. Wenn Stanislaw August in manchen Beziehungen tieferen Ernst in die

Geister zu pflanzen bestrebt war, wenn er Warschau selbst und seine Einwohner zu einer europäischen Stadt und europäischen Gesellschaft zu machen wünschte, so besass er doch selbst zu viel polnischen Leichtsinn, um nicht auf der andern Seite diesem Charakter seiner Residenz vielfach neue Nahrung zuzuführen, so war doch die Zeit zu kurz bemessen, um auch das Wenige an äusserer Bildung und Sitte zu befestigen, was ihm als erreichbares Ideal vorschwebte. Die wenigen Jahre der Ruhe seit 1776 konnten die Jahrhunderte der Zerstörung nicht austilgen, die wenigen Männer tieferer Einsicht, ernsten Strebens, welche jetzt wirkten, konnten die Rohheit des Altpolenthums nicht plötzlich entfernen, die wenigen Anstalten der Bildung die allgemeine Unwissenheit nicht verdecken.

Ueberhaupt drang die Bildung, welche hie und da keimte, nicht tief ein, nur Einzelne schwangen sich zu einem klareren Verständniss der Dinge auf. Jahrhunderte hatten die höheren Classen zu tief entsittlicht, um in wenigen Jahren reinere Anschauungen, sittlichen Halt in dieser oberflächlichen und genusssüchtigen Gesellschaft zum Durchbruch kommen zu lassen. Die Schwäche des Königs, der Mangel eines straffen Regiments und die stete Abhängigkeit von Gunst und materiellen Gnaden eines auswärtigen Hofes, die grossen Summen, welche den willigen Dienern der fremden Gesandten immer in Aussicht standen, trugen das Ihre dazu bei, die Demoralisation der höheren Classen zu erhalten. Der sächsische Minister Essen entwirft ein trübes Bild dieser Gesellschaft im Jahre 1784. In den letzten 20 Jahren habe die Schwäche Stanislaw August's die Zerfahrenheit der polnischen Gesellschaft auf eine Stufe gebracht, die unerhört sei im übrigen Europa. Capitalverbrechen würden hier von den höchsten Würdenträgern ungestraft verübt: hier ein Wojewode, der einen Ring gestohlen, da ein Graf und Maltheserritter, der einer Dame eine Uhr entwandt hat, dort ein Ritter des weissen Adlerordens, der dem Advocaten, dessen Händen seine Gläubiger ihre Schulddocumente anvertraut hatten, diese Documente stehlen liess. Ein Minister, der sein Silbergeräth verpfändete, aber nach Empfang des Geldes

das Geräth durch einen Diener in eines seiner Schlösser schaffen liess und dann diesen beschuldigte es gestohlen zu haben; ein anderer Minister, der mit offner Gewalt sich in den Besitz des Landgutes seines Nachbarn setzte; ein Wojewode, der falsche Wechsel ausstellte, ein anderer, der vor Gericht seine Unterschrift leugnete, ein dritter, der mit falschen Karten spielte, ein vierter, der Güter verkaufte, die ihm nicht gehörten, ein fünfter, der seinen Wechsel vor den Augen seines Gläubigers zerriss und diesen darauf durchprügeln liess, ein Officier, der einer jungen Dame Gewalt anthat — das waren nach den allerdings sehr trübe gefärbten Schilderungen Essens die nicht ungewöhnlichen Ereignisse in dieser Gesellschaft. Moritz von Sachsens Ausspruch mochte auch auf die jetzige Zeit noch passen, dass ein halber Hallunke in Deutschland ein ehrenwerther Mann in Polen wäre, und er fügte hinzu, wenn der Kurfürst von Sachsen von ihm verlangte, er solle ihm drei ehrliche und gerade Personen in Polen nennen, so könnte er nicht eine angeben. — Kollontaj sagte damals in seinen Briefen: »Die allgemeine Unordnung in den Häusern, die Sittenlosigkeit und Verderbtheit in den Familien, die Ungerechtigkeit in den Gerichten, die Entsittlichung und Unwissenheit der Geistlichkeit, die Untauglichkeit des Heeres, die Unbotmässigkeit gegen Gesetz und Regierung, das alles hat uns zu dem verächtlichen und unwürdigen Zustand geführt, welcher unsern Nachbarn die Rücksichtslosigkeit gegen uns giebt.« Dieses sagte ein Mann, der trotz seiner ununterbrochenen und hervorragenden patriotischen Thätigkeit während der letzten 10 Jahre polnischer Selbständigkeit doch den Makel, der den einfachsten Bürger entstellt, den Makel der Bestechlichkeit nicht von sich fern zu halten vermochte.

Was Essen von dem Jahre 1784 sagte, passte zumeist auch noch auf das Jahr 1788 und den Reichstag, welcher von da ab mit geringer Unterbrechung vier Jahre lang dauerte. Dieselben Menschen lebten auch jetzt noch, sassen in dem Reichstage, umgaben zum Theil den König, glänzten in den Sälen. Und die junge Welt, welche allerdings eben in der Zeit von

1780 bis 1788 emporgekommen war, vermochte viel, aber doch nicht so viel, um das geschichtlich erbaute, im Volkscharakter wurzelnde Uebel der Zügellosigkeit, der Unfähigkeit jeder Selbstbeschränkung auszurotten. Die Vergnügungssucht ging Hand in Hand mit der Scheu vor Arbeit und stetigem Schaffen. Die Bedürfnisse stiegen ungeheuer und ihre Befriedigung war um so kostbarer, als fast nichts von allen diesen Luxusgegenständen im Lande selbst hervorgebracht wurde, sondern Alles für schweres Geld aus Deutschland, Frankreich und Italien herbeigeschafft werden musste. Von den reichen Nabobs, die diese Ausgaben zu bestreiten vermochten, übertrug sich der Luxus auf die immerhin wohlhabenden, aber in ihren Ausgaben doch nicht unbeschränkten Herren. Alles begann, besonders seit dem dritten Viertel des 18. Jahrhunderts, mit einander zu wetteifern in Pracht und Verschwendung, dann folgte in der Mitte der achtziger Jahre eine Periode der Besinnung, die mit dem langen Reichstage aber schon ihr Ende erreichte. Die Folge war natürlich vielfach der Ruin in den Vermögensverhältnissen.

Dieses trug dazu bei, die überhandnehmende Entsittlichung zu befördern. Glücksspiel, Bestechlichkeit, Käuflichkeit, Leichtsinn, Unzuverlässigkeit, Haltlosigkeit und Eigennutz in jeder Beziehung nahmen eine ungeheure Ausdehnung an und vergifteten den letzten Rest bürgerlichen und politischen Gewissens, die letzten Grundlagen wirthschaftlichen und staatlichen Gedeihens, die letzte Kraft zu stetiger und gesunder Arbeit, zu redlichem Schaffen und ruhigem Besitz. In der Zeit vor dem Untergange der Republik schien wirklich der reine Begriff der Pflicht, welche vom Genusse absieht, für den Polen verschwunden zu sein: er kannte weder Pflicht mehr noch Gewissen.

XII.

Stanislaw August Poniatowski.

Was der König in diesem Staate war, mag man zumeist und im Ganzen bereits erkannt haben aus dem Schatten, welcher von ihm in die bisherigen Schilderungen fiel. Er war eben ein Schattenkönig nach dem Recht und gegenüber den gewaltigen augenblicklichen Bedürfnissen seines Reichs. Kaum ein anderes Volk hätte unter gleichen Verhältnissen einunddreissig Jahre lang einen gleichen König ertragen. Viele hassten, Viele verachteten ihn, die politischen Zustände verdammten ihn: und doch erhob sich Niemand ernstlich gegen ihn im Lande selbst, etwa die Conföderation von Bar ausgenommen. Der Schein königlicher Macht und Glanzes, mit dem Stanislaw August so kunstvoll zu prunken liebte, genügte, um in diesen geborenen Monarchisten, diesen unwillkürlichen Bewunderern der Macht und des Scheines, die Ehrfurcht vor dem König zu erhalten. Freilich, hätte Katharina's Hand nicht über Stanislaw August gewaltet, ein gelegentlicher Windstoss, aus irgend einem Winkel des so rasch aufstürmenden Landes entsprungen, hätte den federleichten Monarchen wahrscheinlich schon früher fortgeblasen. Andererseits fehlte es jedoch dem Könige auch nicht an Verständniss, sich der Eigenart seines Volkes anzupassen. Und dieses Vermögen bewunderte unbewusst der Pole in allen Lagen, zu allen Zeiten an seinem letzten Könige, mit der einen Ausnahme, dass er an ihm den persönlichen Muth vermisste, dessen Werth für den Polen stets so ausserordentlich hoch stand.

Der König war der Typus des jungen Polenthums. Sein Geschlecht hatte keine glänzende Vergangenheit hinter sich. Erst sein Vater brachte es empor durch die Heirat mit einer Tochter des Hauses Czartoryski. Sein Grossvater war ein einfacher und armer Edelmann gewesen, und diese Herkunft ward dem Könige stets von den Magnaten zum Vorwurf gemacht, die in ihm den Schlachtiz missachteten. Ein paar allbekannte Spottverse der Magnaten wiesen auf diese Herkunft hin: wunderbar sei die Fügung der Vorsehung: der Sohn sei König, der Vater Senator, der Grossvater Unterstarost. Leute wie Karl Radziwill, der alte Jan Branicki, Salezy Potocki konnten es ihm nur schwer verzeihen, ein König zu sein, der »nicht aus ihrer Kaste hervorgegangen war«.

Er war im Jahre 1732 geboren, seine Jugend umgaben all der Glanz des reichen Hauses der Czartoryski, in dem er aufwuchs, und die verschwenderische Genusssucht der Zeit der sächsischen Herrschaft. Unter fünf Geschwistern zeichnete er sich durch Geist und körperliche Schönheit aus, durch ungewöhnliche Gaben eines raschen und feinen Verstandes, durch einen schmiegsamen und elastischen Charakter. Eine früh erwachende Neigung für Kunst und alle Errungenschaften der geistigen Cultur seiner Zeit hob den Jüngling über die Masse des jungen polnischen Magnatenthums hinaus. Nach der Sitte der Zeit machte er grössere Reisen im westlichen Europa, eine Schule der Bildung, für deren Lehren dieser weiche Stoff ganz besonders empfänglich war. Hier, in Frankreich, sog er mit vollen Zügen die Düfte einer reichen Blüthenpracht der Litteratur ein, hier wuchs sein Wesen sich wie unter einem Zauber in einem Element aus, das ihm so ansprechend war als kein anderes. Rasch war er ganz Franzose geworden, in Sprache und Sitte völlig heimisch in einer Gesellschaft, deren feiner Geschmack und höfisch elegante Umgangsformen, deren von Geist und Witz, von heiterer Philosophie, von lebensvoller Kunst und kunstvollem Leben durchleuchtete Sphäre in jeder Fiber des jungen Polen harmonisch anklangen. Wie er hier ganz Franzose wurde, so in England ganz Engländer. Im Umgang

mit den berühmtesten Persönlichkeiten beider Länder versäumte er nicht, auch in die ernsten Strebungen derselben sich zu versenken; er beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der schönen Wissenschaften und Künste und der staatlichen und wirthschaftlichen Einrichtungen. Die Geschmeidigkeit seines Geistes war so gross, dass er mit Leichtigkeit die Anschauungen der grössten Gelehrten beider Völker aufnahm, dass er rasch im vertrautesten Verkehr mit Dichtern und Künstlern sich zum feinen Kenner ausbildete und über die staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse treffende Urtheile abzugeben wusste. Auch Deutschland wurde ihm bekannt; die deutsche Litteratur war ihm nicht fremd. Wo er auftrat, erregte er Aufsehen, erwarb er sich rasch die Gunst der Frauen, Ansehen und Achtung bei den Männern, sein einschmeichelndes Wesen gewann alle Herzen, sein gebildeter Geist alle Köpfe. Friedrich dem Grossen stand er sehr nahe, näher noch der Zarin Katharina. Sie hatte ihn noch als Grossfürstin in Petersburg kennen gelernt, wohin er als ganz junger Mann und als Kanzleibeamter des englischen Ministers Wiliams gekommen war;[1] sie hatte dann seine Ernennung zum polnischen Gesandten am Hofe Elisabeth's veranlasst. Bald spann sich jenes uns bereits bekannte zarte Liebesverhältniss an, nicht dauernder als manches andere, aber für beide Theile von grosser Bedeutung für die Zukunft. Denn die mannhafte Katharina hatte in der weiblichen Weichheit ihres Günstlings den Charakter erkannt, der ihr in der Politik die Treue bewahren konnte, die diesem Liebesverhältniss fremd war.

Es ward ihr nicht allzu schwer, dem Günstling die polnische Krone aufzusetzen. War doch Stanislaw Poniatowski, der Truchsess von Litthauen, ein Abgott der vornehmen Welt seines Vaterlandes. Kaum trat er 1752, erst 20 Jahre alt, als Landbote auf dem Reichstage zuerst in die öffentliche Welt, so lenkte er durch seine Redegabe wie seine ganze bestechende Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Als er

[1] Engeström, Denkw., S. 47.

von seinen Reisen nach Jahren heimkehrte, wurde seine Anziehungskraft verdoppelt durch die gesellschaftlichen Lorbeeren, welche er im Westen geerntet hatte. Nie hatten seine Landsleute einen vollkommeneren Polen gesehen, so schön, so beredt, so glänzend in Geist und Haltung, so vollendet in den Formen der grossen Welt von Paris, so bewandert in Allem was fremdländische Cultur bot, so vornehm unter den Magnaten und so herablassend höflich gegen Niedere. Er war das Orakel aller aufstrebenden Jünglinge in Fragen der geistigen Bildung wie der äusseren Formen: seine Sprechweise, seine Liebhabereien, seine Haltung, seine Kleidung, ja selbst der Schnitt seines Haares und seine Art und Weise sich zu bewegen wurden Muster für die polnische Jugend. Er war der Stolz der Männer, auf ihn richteten sich die bewundernden Blicke der Frauen. Der unwandelbar feine Ton seines Umganges mit Frauen unterschied ihn von der übrigen Jugend und vollendete seine ritterliche Erscheinung zu einem Ideal, dessen Reiz unwiderstehlich wirkte auf die leicht entzündlichen Herzen der Polinnen. Ein unfehlbarer Sieger auf dem Gebiete der Liebe hielt er die schönen Lippen in seiner Umgebung stets in sehnsüchtiger Spannung, liess er, wo er erschien, die leidenschaftlichen Wallungen von Liebe und Hass, von Neid und Eifersucht nie zur Ruhe kommen.

So ward er König. Die ausserordentlichen Widerwärtigkeiten, die sich ihm von Anfang bis zum Ende seiner Regierung entgegenthürmten und seinen politischen Charakter überwältigten, im Staube hin und her zerrten, sie vermochten dem Menschen Stanislaw August den menschlichen Schmuck seiner Person nicht zu zerstören. Was ihn in seiner Jugend zum Liebling aller Menschen machte, das entzückte bis in sein spätestes Alter Jeden, der ihm nahte. Kaum hatte er sich zum Mittelpunkt des Staates erhoben, so begann er, nach allen Seiten die Segnungen seines gebildeten Geistes befruchtend auszustrahlen. Verwandte Naturen zog er an den Hof, ein Kreis gleichgesinnter Männer bildete sich um ihn, dessen Streben er mit sorgsamer Hand nach den verschiedenen Gebieten hin lei-

tete, auf welchen die Keime zu einer geistigen und materiellen Wiedergeburt des Volkes gepflanzt und gepflegt wurden. Es war nicht eine ungesunde Vorliebe für das Fremdländische allein, sondern mehr der Mangel an geeigneten Kräften im Lande selbst, was ihn trieb, sich mit Franzosen, Engländern, Italienern, Deutschen zu umgeben, die seinem Hofe ein westeuropäisches, kosmopolitisches Gepräge gaben. Sie halfen ihm die Stätten gründen, von denen aus auf die Erziehung des Volkes eine Arbeit verwandt wurde, deren Erfolge wir zum Theil schon hervorgehoben haben. Jetzt, nach den Mühen von Jahrzehnten, sah sich Stanislaw August bereits einer Reihe von Geistern seines Volkes gegenüber, die er mit Stolz seine Schüler nannte, deren Kraft und Sinn er sich geschaffen, gebildet hatte, die in seinen Lehranstalten ihre Schulbildung, unter seiner persönlichen Führung ihre Weltbildung erlangt hatten, die er an seinen Hof gezogen, in seiner nächsten Umgebung mit Aemtern bekleidet, denen er westeuropäischen Geist, freilich auch französische Sitten und Unsitten, Bedürfnisse und Luxus eingeimpft hatte. Jetzt sah er sich in einer Hauptstadt, die er aus einem elenden Zustande zu einem gewissen Glanz und Geschmack emporgehoben hatte, inmitten einer Gesellschaft, in deren Umgebung er sich manchmal in die zaubervolle Welt an der Seine versetzen und dem Genusse hingeben konnte, sein eigen zu nennen, was ihm stets als das Höchste eines unerreichbar fernen Paradieses erschienen war.

Stanislaw August war ein Epicuräer des feinen Geschmackes: was er schuf, war Gegenstand seines Genusses; nicht blos das Nächste, die Umgebung seiner Person verschönerte er durch Pflege von Kunst und Wissenschaft um schön zu leben, sondern auch die Schöpfungen seiner Staatskunst, die vielerlei allgemeinen Neuerungen, die er auf dem Gebiete des Unterrichts, in Heer, Gewerbe, Ackerbau einführte und pflegte, waren weniger der Ausfluss eines objectiven, von seiner Person absehenden staatlichen Pflichtbewusstseins, als vielmehr die Befriedigung eines ganz persönlichen Bedürfnisses. Er genoss die Errichtung des adligen Cadettencorps, der Sternwarte,

der Bibliothek, die Erneuerung der Krakauer und der Wilnaer Akademien, die Anlage der Fabriken bei Grodno, gerade so wie er seinem künstlerischen Geschmack fröhnte in der Verschönerung von Warschau, in der Ausbildung junger Talente, wie er die Feinheiten des Stiles genoss, die er in seinen zahlreichen Correspondenzen entwickelte, oder die Würze seiner leckeren Tafel. Ja, selbst in der Erfüllung seiner Staatspflichten konnte man einen Zug ästhetischen Genusses wahrnehmen, der in der sinnvollen Ordnung, in der harmonischen Ruhe hervortrat, worin er sich auch durch die schwierigsten Lagen, in die er versetzt wurde, nicht stören liess. Aus diesem absoluten Bedürfniss nach harmonischer Ruhe, aus diesem ästhetischen Grundzuge seiner Natur erklärt sich auch die vorwiegende Färbung in seinem politischen Charakter. Versöhnlichkeit war sein oberstes Gesetz, schroffe Gegensätze, harten Anprall verabscheute, persönlichen Hass fürchtete er. Unerträglich war es ihm, sich durch äussere Wechselfälle das Gleichgewicht der inneren Stimmung rauben zu lassen; die ästhetische Empfindung beherrschte ihn ganz, sein Wesen ruhte auf ihr und er verlor sich selbst, sobald er die seelische Harmonie verlor. Sein klarer Verstand durchschaute die Verhältnisse oft besser als die Politiker seiner Umgebung, aber er handelte eben so oft gegen seine Einsicht, weil sie in ihm nie die höchste Leitung hatte, weil er unfähig war, die subjective Empfindung der objectiven Nothwendigkeit zum Opfer zu bringen. In den bittersten Tagen seines Lebens, als er zerrissen wurde von dem Schmerz um die einbrechenden Mauern seines Baues, als er den Abgrund klar vor sich sah, in den Alles stürzen musste, was ihm bisher theuer gewesen war, da wusste er dem finstern Schicksal nicht anders in seiner Brust zu begegnen, als indem er an den Idealen der Schönheit sich stärkte, die sein ganzes Leben erhellt hatten. Als er die Acte der Conföderation von Targowicz mit dem klaren Bewusstsein unterschrieben hatte, sich und Polen damit den Feinden übergeben zu haben, als Alles um ihn her von Verzweiflung ergriffen wurde, da flüchtete sich Stanislaw August in das Heiligthum seiner Studien und versenkte sich in die erhabenen Vor-

bilder, die er im Plutarch stets bewundert, nie befolgt hatte. Man wäre versucht, hier über stoische Grösse zu staunen, wenn man nicht wüsste, dass man thatenlose Schwäche zu beklagen hat.

Stanislaw August war der Typus des Polenthums, denn er war der sinnvollste Pole. Keine Kunst war ihm fremd, überall konnte er nicht ohne Geschick Hand anlegen. Das königliche Schloss in Warschau liess er nach eigenen Plänen ausbauen, mit Werken der Sculptur und Malerei schmücken, bei deren Entstehung er meist den Künstlern über die Achsel schaute. Seine Sammlungen trugen den Stempel seines feinen Geistes für die Wissenschaft, seines ästhetischen Sinnes in der Kunst. Vor den Thoren der Stadt schuf er Lazienki, seinen Lieblingssitz, ein Tusculum seines Geistes, mit aller Anmuth des sinnigen Gemüths, mit aller einfachen Würde des denkenden Mannes, mit aller Heiterkeit eines offenen Verständnisses für Natur, Bäume und Blumen, mit allem edlen Stolz eines human gebildeten Königs. Hier lebte er am liebsten seinen Studien, hier war er Jedem zugänglich, die Erscheinung mehr eines gelehrten Weltmannes, als eines Königs, bemüht, den vielen Besuchern stets einen angenehmen Eindruck mitzugeben. Er war ein glücklicher Ausdruck der Humanität, eine Eigenschaft, die dazu beitrug, auch scharfe Kritiker zu entwaffnen. Mit vollendeter Höflichkeit empfing er hier Gäste jeden Standes und Landes. Als der Engländer Coxe ihn hier aufsuchte, fand er ihn in seinem gewohnten kleinen Kreise, aus seinem Bruder, zwei Neffen und einigen Edelleuten bestehend. Die liebenswürdigste Zwanglosigkeit gestattete einigen der Herren, sich am Whisttisch zu vereinigen, während der König sich mit dem einen und anderen unterhielt. Coxe war überrascht durch die ganz ausserordentlichen Kenntnisse, die Stanislaw August über Geschichte, Litteratur, Verfassung, Gesetze Englands entwickelte, mit genauester Bekanntschaft der besten Schriftsteller, mit aufrichtiger Bewunderung für Shakespeare eine Vollkommenheit in der englischen Sprache verbindend, die Coxe veranlasste zu glauben, dass er gerade sie besser spreche als andere Sprachen. Und doch handhabte er mündlich und schrift-

lich mit gleicher Fertigkeit das Französische, das Italienische, Deutsche, Russische, doch sprach und schrieb er ein sehr gutes Latein, von seiner Muttersprache nicht zu reden. Er sprach viel, ohne indessen die Geselligkeit dadurch zu stören; er sprach stets gut, mit Geist, Ueberlegung und feiner Form.

Es giebt viele Beschreibungen und viele Bilder von ihm, letztere meist in der roth-blauen Uniform des adligen Cadettencorps; aber es giebt noch keine ausreichende Lebensschilderung von ihm. Auch wir beabsichtigen hier nicht seinem Lebenslaufe im Einzelnen zu folgen. Da uns aber wohl daran liegt, dem Charakter seines Volkes, seiner Umgebung nachzugehen, so thun wir vielleicht nicht zu viel, wenn wir in der Persönlichkeit dieses gekrönten Polen ein Stück seines ganzen Volkes aufsuchen.

In jener Zeit war es eine nicht blos in Deutschland und Westeuropa verbreitete Liebhaberei, sich selbst in beschaulicher Schöngeisterei zu bespiegeln. Gleich vielen Anderen schrieb auch der Graf Poniatowski zwischen 1756 und 1760, vier bis acht Jahre vor seiner Krönung, eine solche Charakteristik seiner selbst, welche recht wohl auf den späteren König passt. Wir haben eine andere Beschreibung von seinem eigenen Kammerherrn Moszczenski. Beide bestätigen das Urtheil: ein glänzender Hofmann, ein schlechter Herrscher. Trotz seiner mannigfachen Kenntnisse fehlten ihm gerade viele, deren ein König nicht entbehren kann. Er wusste mit Officieren nicht zu sprechen, weil er wenig vom Kriegshandwerk verstand und dasselbe noch weniger praktisch liebte; er verabscheute den Krieg und mied alle Truppenbesichtigungen so viel als möglich. Er besass keine tieferen Kenntnisse der Naturwissenschaften, von den Bedingungen des Gedeihens des Handels und der Landwirthschaft. Und doch waren ein gutes Heer und die Hebung der wirthschaftlichen Zustände das was Polen zu seiner Zeit besonders nöthig hatte. Er liebte die Wissenschaften, aber mehr in der heiteren Kleidung des Salons, die Arbeit, aber mehr als geistreichen Zeitvertreib, die Politik, aber mehr als Folie seiner persönlichen Stellung, das Volk, aber mehr als den Gegenstand seiner Milde, Gnade, Herablassung, Humanität. Er war weichmüthig, theilnehmend, mitleidig: aber

er setzte selbst von sich hinzu, dass er sich so gern geliebt und gelobt sehe, dass seine Eitelkeit maasslos wäre, wenn die Furcht vor Lächerlichkeit und die Gewohnheit der Welt ihn nicht gelehrt hätten sich darin zu zügeln. Eitelkeit — hierin erkannte er sich in jener Selbstbeschreibung vollkommen genau — war ein hervorstechender Zug an ihm; die natürliche Folge war die Sucht nach äusserem Schein. Für Fremde, die in Warschau auftraten, war seine Thür stets offen, seine Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit stets makellos, mochten sie dieser Huld würdig sein oder nicht. Daher strömten Fremde, Abenteurer aller Art nach Warschau. Er ertheilte von früh bis spät Audienzen an Männer und Frauen, correspondirte fortwährend mit Gelehrten, Freunden und Freundinnen, stak stets in Intriguen, tauschte zahllose Billete aus, dictirte des Abends seinem Secretär ein Tagebuch über die Ereignisse des Tages, wer bei ihm gewesen, was er und was Andere gesprochen, was ihm geschrieben worden und was er geantwortet habe.

Als der König bereits 61 Jahre alt war, im Jahre 1793, entwarf ein Zeitgenosse von ihm folgende Charakteristik: »Er hatte und er hat noch Anmuth des Geistes und der Erscheinung und eine Sanftmuth der Gemüthsart, welche Alle bezaubert, mit denen er lebt. Er ist für Geselligkeit geschaffen, er spricht bewunderungswürdig von Geschäften, und spricht gern davon. Er hatte früher Klugheit und Besonnenheit. Er besitzt ein wunderbares Gedächtniss und tausend Talente; seine Weise des Ausdrucks ist edel und von grosser Leichtigkeit, er versteht weit mehr als Leute seines Standes meist verstehen, und was bei einer Person seines Ranges wohl zu schätzen ist, man hat mit ihm nie etwas zu fürchten, sogar ein Unverschämter ist in Sicherheit; er will den Menschen gefallen, mit denen er ist, es entfährt ihm nie etwas derart, was man bisweilen unbedacht äussert und was einen in Gesellschaft verletzen oder in Verlegenheit bringen kann. Dies ist alles, dessen er als Hofmann bedurfte, um ihn zum liebenswürdigsten Menschen seines Landes zu machen. Wer aber damals gesagt hätte, er wäre in der Welt an der Stelle, die sich für ihn am besten

schicke, und wenn er einst eine wichtigere einnähme, verlöre er an seinem Ruf und würde die Meinung verringern, die man von ihm hegte (nach dem Spruch: es glänzt wohl einer als zweiter, der verschwindet als erster), hätte eine grosse Wahrheit gesagt; denn wie er heute und wie er schon seit Jahren sich gezeigt, ist er weit entfernt von den nothwendigen Eigenschaften für die Stelle, die er einnimmt: er kennt weder die Menschen, noch die grossen Angelegenheiten, entscheidet niemals selbst darüber. Er hat keine eigene Meinung; und dies ist so wahr, dass, wie man bemerkt, er nach der Meinung der Welt die Urtheile ändert, welche er über Menschen und Angelegenheiten fällt; die Wahrheit fasst er nicht, man benimmt ihm seine Ansichten und Gedanken, die sehr oft die besten und beinahe immer besser als die seiner Umgebung sind; daher kommt's, dass er oft nur untergeschobene hat, die er sich so gut aneignet und so anmuthig und sauber aus einander setzt, dass nur Leute mit scharfen Augen und die ihm vorsichtig nahe treten, darüber sich nicht täuschen. Man kann sogar sagen, dass er sie verschönere. Er versteht weder recht zu lieben noch recht zu hassen, die Springfedern seines Geistes sind so geschmeidig, dass sie schwach geworden sind. Dieser Fehler trägt noch zu seiner Liebenswürdigkeit bei, hat aber sehr grosse Gefahr bei einem Manne, der die ersten Stellen einnimmt. Indess Festigkeit und Scharfblick giebt man sich nicht selbst, und wenn beide fehlen, mag man sonst noch so vollkommen sein, man ist kein Mann ersten Ranges. Ich werde nicht von seinen übrigen persönlichen Eigenschaften sprechen; sie sind für meinen Gegenstand gleichgiltig, ich sage nur, dass von seiner Stellung abgesehen die guten unendlich die schlechten überwiegen«.[1] Fügt man dieser Schilderung hinzu, was wir oben von ihm sagten, so wird man das tiefe Bedauern nicht unterdrücken können, welches ein gut angelegter Mensch im Unglück erweckt. Aber auch nur soweit erstreckt sich das Mitleid: nicht was einer hätte sein können, sondern was er ist, giebt den Maass-

[1] Blum, Ein russischer Staatsmann, Bd. III, S. 68 ff.

stab für die öffentliche Beurtheilung, und zwar was er den ihn umgebenden Verhältnissen gegenüber ist und leistet. Die Schwäche seines Charakters aber liess Stanislaw Poniatowski fortwährend in Conflicte gerathen, die ihn zu Situationen und Handlungen der bedenklichsten Art hintrieben. Wie oft sah er das Richtige voraus, aber that das Falsche, wie oft erkannte er die Verächtlichkeit seines Benehmens und änderte dasselbe nicht, wie oft griff er zur Heuchelei und Lüge um der Gefahr zu entgehen, wie oft strömte sein Mund von den glänzendsten Verherrlichungen der Vaterlandsliebe und des heldenhaften königlichen Muths über — und gleich darauf wich er der ersten Drohung, liess er das Vaterland in Stich um des Goldes willen.

Der König von Polen gehörte zu den reichsten Fürsten des damaligen Europa. Nachdem der Staatssäckel von dem königlichen getrennt worden war, seitdem die Minister und Würdenträger sowie die Armee aus den Staatseinkünften und Erträgen der seit 1576 dem Staate heimgefallenen jagellonischen Liegenschaften und andern Einnahmen bezahlt wurden, verfügte der König frei über eine bedeutende Civilliste. Stanislaw August hatte für seine Person ein privates Jahreseinkommen von 8 Mill. Gulden. Aber er war verschwenderisch, wie es bei seinen sonstigen Anlagen kaum anders sein konnte, und daher trotz seines Reichthums stets in Schulden. Er nahm fast ununterbrochen Geld von Katharina an, und war dadurch an sie gebunden; er bekam Unterstützungen von dem Reichstage, er hoffte auf weitere Geldhülfe von den Ständen, und war dadurch von diesen abhängig. Die Interessen seiner beiden Geldquellen liefen einander nicht selten entgegen, und da er keine aufzugeben sich entschliessen konnte, so verrieth er eine von ihnen.[1] In Wirklichkeit wurde er sowohl von Katharina als vom Reichstage oder von den Parteien desselben einfach bestochen.

»Der König von Polen ist« — erzählt Graf Engeström — »unzweifelhaft an Gesicht und Kopf einer der schönsten Männer,

[1] Freiherr von Heyking sagt in seinen Denkwürdigkeiten, Th. III, Cap. 1: »Ce défaut d'économie le force à menager doublement la Russie, qui à chaque diète lui fait obtenir par ses créatures tantôt des dons gratuits du clergé et tantôt des Starosties ou d'autres concessions en argent«.

die ich in meinem Leben gesehen habe, indessen wird der Eindruck, welchen dieses Gesicht machen könnte, verringert durch einen gewissen Zug von Schwermuth..... Er war verschwenderisch ohne das Verständniss glänzend zu sein; er liebte nicht zu geben, hatte aber nicht die Kraft abzuschlagen; er war nicht boshaft, aber rächte sich kindisch in Kleinigkeiten; er war nicht gut, aber so schwach, dass er oft für gut gelten konnte«.

Mit seinem Aeussern war Stanislaw August nach jener Selbstschilderung um 1756 im Ganzen recht zufrieden; nur wünschte er sich einige Körpertheile noch etwas vollkommener, z. B. schönere Füsse — sie waren ein wenig zu kurz für seine Gestalt —, ein schärferes Auge, weniger gebogene Nase u. dergl. — Betrachtet man eines seiner Porträts, so erkennt man sofort die Eitelkeit, welche auch jenen Selbsttadel dictirte, heraus. Stanislaw August war unstreitig einer der schönsten Männer seines Landes und seiner Zeit. Das geht aus allen Schilderungen hervor, das beweist seine Lebensgeschichte. Er war von tadellosem mittleren Wuchse, hatte ein feingeschnittenes lebendiges Gesicht und dunklen Teint, der im Alter ins Gelbliche überging, dunkles Haar, römische Nase, durchdringende lebhafte Augen, deren geistvoller Blick durch den Ausdruck der Güte und Sanftmuth verschönert wurde. Er bewahrte bis in sein hohes Alter eine edle Haltung voll Würde und wohlbedachtem Anstande, ein volles ungefurchtes Antlitz. »Stärke und Heldenmuth sind nicht das Unterscheidende seiner Bildung und seiner Person, aber desto unverkennbarer blickt Abgeschliffenheit, Witz und Grazie aus ihnen hervor. Man kann keinen feineren Mund sehen. Seine Stimme ist überaus rein, zart und biegsam im Gespräche, verliert aber, wenn er sie mit Anstrengung öffentlich brauchen muss. Er hat die schönste und zarteste Manneshand, die ich je gesehen habe«. Er trug sich stets französisch, gewöhnlich in blauer Uniform mit rothen Aufschlägen, der Uniform seines adligen Cadettencorps, oder in grüner, selten in der weissen, roth aufgeschlagenen Hofuniform; ein oder zwei Orden schmückten die Brust, auf dem linken Aermel war eine Uhr befestigt. Er war äusserst sorgfältig im Putz, der ihn täglich 2 Stunden

kostete, dann aber für das schärfste Auge untadelhaft war. Uebrigens war seine Zeit regelmässig abgemessen; bis ins Einzelne arbeitete er die Staasgeschäfte, über Alles liess er sich berichten, Vieles that er selbst, was sonst den Ministern überlassen zu werden pflegt. Seine Vergnügen waren einfach: »Wissenschaften, Künste, Spazierfahrten, allerlei erlesene Gesellschaften, die Freuden einer zärtlichen Verbindung sind Alles, was er bedarf«.

Freilich waren besonders die zärtlichen Verbindungen mehr als einfache Liebhabereien. Kaum war er König geworden, so begann eine wilde Jagd der schönsten Frauen Polens nach seiner Gunst. Von da ab stürzte er sich von einer Verbindung in die andere. Die erste war die Wojewodin von Mscislaw, Fürstin Sapieha, geborene Branicka. Als er ihr untreu wurde, begann sie seine Gutmüthigkeit auszunutzen, indem sie jährlich ungeheure Summen von ihm erpresste. Als auch das endlich nicht mehr ging, weil der König zu viel andere solche Blutegel nährte, wurde sie eine seiner erbittertsten Feindinnen und lenkte in diesem Geiste lange ihren Sohn Kasimir Nestor. Dann kam eine andere Sapieha, Frau des Canzlers, dann die Fürstin Isabelle Czartoryska, daneben die Lulli, die Thomatis, Buonafini, Schmidt und Andere.

Katharina war eine zärtliche Geliebte gewesen und wurde eine Freundin, deren Eifersucht dem früheren Liebhaber die Gemahlin nicht aus Trieben des Herzens, sondern aus Gründen der Politik versagte. Stanislaw August wünschte eine Verbindung einzugehen, die seine politische Stellung bessern könnte, er knüpfte in Wien Verhandlungen an wegen einer Ehe mit der Erzherzogin Elisabeth, der Tochter Maria Theresias. Letztere war dem Plane nicht abgeneigt, allein kaum hatte Katharina davon Wind bekommen, so zerriss sie die angesponnenen Fäden. Seitdem verzichtete Stanislaw August auf ein eheliches Verhältniss, dem sich überall die Eifersucht der Parteien, die Politik der Nachbarmächte entgegenstellte, und gab sich vorübergehenden Liebschaften hin, deren reizvoller Wechsel ihm bis in die späteste Zeit ein gefährliches Vergnügen bereitete. Die schönsten Frauen Polens genossen nach einander die könig-

liche Liebe und verwandelten sich dann in eben so viele Feindinnen des verlorenen Geliebten. Unter den fünf Elisabethen, welche die Heldinnen eines Pasquills waren, das seinem Verfasser, Kajetan Wengierski, die Verbannung zuzog, befanden sich vier Geliebte des Königs. Es waren hervorragende Frauen: die Fürstin Lubomirska, die Fürstin Czartoryska, die Fürstin Sapieha, die Marschallin Potocka. Sie entflammte derselbe Hass gegen den treulosen König, ihr Einfluss war sehr gross und vereinigte sich mit demjenigen anderer Frauen, wie der Fürstin Oginska und der Castellanin Kossakowska, zu einer Macht, die um so bedeutender für die Stellung des Königs wurde, als sie auf unpolitischen Motiven ruhte. Ihre glänzenden Gemächer waren die Centren der dem Hofe feindlichen Parteien.

Um die Zeit des langen Reichstages stand der König mit einer Frau in Verbindung, die dem alternden Manne eine dauerndere und auf soliderer Grundlage als gewöhnlich ruhende Neigung eingeflösst hatte. Es hiess — und das Gerücht findet bis heute Glauben — dass eine geheime Ehe Poniatowski mit der Generalin Grabowska verband. Die verwittwete Gräfin Grabowska zeichnete sich weder durch Jugend noch durch besondere Schönheit aus, brachte aber dafür ihrem Liebhaber volle ruhige Hingebung entgegen, die durch Gaben des Gemüths, des Talents und besonders eines energischen Willens gefestigt wurde. Sie hielt sich mehr als ihre Vorgängerinnen von den Intriguen des politischen Hoflebens zurück, verleitete den König nicht zu übermässiger Verschwendung, war bemüht, in sinnigem Tact, aufmerksamer Freundschaft seinem empfänglichen Herzen wohlzuthun und erwarb sich so seine Achtung mehr als flammende Leidenschaft, wob um ihn das beruhigende Gefühl des Vertrauens, dessen wohlthuende Sicherheit diesem schwankenden Charakter werthvoller war als der Sturm rascher Lust. Sie war minder gefährlich für das Staatsleben als andere Günstlinginnen gewesen waren, weil sie minder herrschsüchtig, minder ränkesüchtig war, wenn sie auch gegen die Lockungen der weiblichen Eitelkeit nicht unempfindlich blieb, ja sogar nicht verschmähte, von dem russischen Gesandten kostbare

Armbänder, von Anderen andere Geschenke anzunehmen. Wo sie in den Staatsgeschäften den König beeinflusste, da standen meist Personen hinter ihr, die, wie Ignaz Potocki, ehrlich dachten, und man konnte ihr jene Schwächen kaum zum Verbrechen machen, die sie gelegentlich zu kleinlicher Ausbeutung ihrer Stellung verführten, denn diese Schwächen waren allgemein verbreitet, gebilligt, der König selbst unterlag ihnen stets in dem Widerstreit zwischen seinem politischen Gewissen und seiner persönlichen Neigung. Die Grabowska erwarb sich eine allgemeine Achtung, die durch den Hass nur gehoben ward, den ihre spätere Nebenbuhlerin, die Lulli, im Volke gegen sich wachrief. Während letztere nur durch Zufall der Ermordung durch das von ihrem frivolen, frevlen Treiben ergrimmte Volk entging, umgab allgemeine Verehrung die verdrängte Gräfin Grabowska. Denn leider vermochte auch diese den alten Wüstling nicht allendlich von seinen jugendlichen Eitelkeiten zu heilen, er entfloh ihr zu wiederholten Malen, um dieser oder jener auftauchenden Schönheit sich, wenn auch nur vorübergehend, zuzuwenden, er ward ihr endlich noch dauernd untreu, als gegen das Ende des Jahres 1791 die eben erwähnte Marquise Lulli in Warschau erschien. Wir werden ihr weiter unten noch einmal begegnen.

Die Charakterschwäche Stanislaw August's brachte es mit sich, dass er stets unter dem Einfluss einer oder mehrerer Personen, unter dem Druck der ihn umgebenden Verhältnisse stand. Zu Anfang seiner Regierung war es die »Familie« gewesen, welche ihn leitete. Seit Michael Czartoryski im Jahre 1776, August Czartoryski 1782 gestorben waren, seit mit der ersten Theilung des Reichs und durch die daran sich knüpfende Constitution von 1775 der Ständige Rath unter russischem Commando eingerichtet worden war, lenkte den König hauptsächlich der russische Gesandte, »l'ambassadeur«, wie er vorzugsweise genannt wurde. Otto Magnus von Stackelberg, jenen deutschen Ostseeprovinzen Russlands entstammt, welche durch die lange Reihe der aus ihnen hervorgegangenen Diplomaten einen so wesentlichen Antheil an der äusseren Entwickelung

Russlands in den letzten zwei Jahrhunderten haben, spielte lange die Rolle eines Mentors einem unerwachsenen Jüngling gegenüber. Nach seinem rohen, harten Vorgänger Saldern, seit 1773, freute man sich in Stackelberg einen Mann von europäischer Bildung, liebenswürdigen Formen, nicht zu strengem Wesen zu finden. Aber die Stellung des Gesandten war doch eine solche, wie kein selbständiger Fürst sie sich leicht gefallen lassen würde. Während langer Perioden concentrirten sich alle politischen Geschäfte in dem in der Methstrasse gelegenen Palast, welchen die Republik der russischen Gesandtschaft eingeräumt hatte. Hier hatte der Botschafter eine Gewaltstellung, wie sie sonst nur ein Fürst im eigenen Lande einnahm. Die Geschäfte des Reichstages wurden hier vorberathen und nachberathen, Alles was im Reichstage gethan und gesprochen wurde, wusste man hier wenige Minuten später genau, oft eilte der König selbst hin wichtige Neuigkeiten zu überbringen. Daneben hatte der Botschafter unumschränkte bürgerliche Gerichtsbarkeit über Alles, was Russland angehörte, sowohl in Warschau als im Lande. Der Vorhof des Palastes »wimmelte von Wagen polnischer Grossen, die oft nicht zu stolz sind, stundenlang im Vorzimmer zu stehen, um den Gesandten entweder in Geschäften zu sprechen oder auch nur um ihm aufzuwarten«. Wie das Verhältniss des Königs selbst zu Stackelberg, diesem als gesittet und diplomatisch höflich rühmlichst anerkannten Manne, im Grunde war, mag man aus folgendem Falle entnehmen. Eines Tages erschien Stanislaw August im Palast der russischen Gesandtschaft, während Stackelberg eben am Pharotische sass. Als der König ins Zimmer trat, blieb Stackelberg ruhig sitzen, nickte ihm blos mit dem Kopfe zu und bat ihn sich zu setzen. Oft genug hat Stanislaw August noch härtere Behandlung erfahren von anderen Vertretern der russischen Macht, wie Repnin, Weimarn, Bulgakow, Saldern, Igelström, Sivers. — Diese Oberleitung des russischen Gesandten erlebte nur eine Unterbrechung während des langen Reichstages von 1788 bis 1792, als der König sich Preussen zuwandte, und wurde in dieser Zeit ersetzt durch die geschmei-

digere, bequemere, aber nicht minder einflussreiche Herrschaft des preussischen Gesandten, besonders Lucchesini's. Jene russischen Herren waren aber ihrerseits fast immer unterthan den Reizen irgend einer der polnischen Schönheiten. Kaum war Stackelberg angelangt, so wusste alle Welt von dem engen Verhältniss mit der Kastellanin Osharowska, welcher dann die Czartoryska und Andere folgten. Es ist leicht zu durchschauen, welche Verwirrungen von persönlichen und politischen Motiven daraus hervorgehen mussten, wie die weiblichen Leidenschaften bei diesem Könige und auf diesem gesellschaftlichen Boden wirken mussten.

Einen ebenso andauernden Einfluss auf den König hatten seine Verwandten. Der tüchtigste unter ihnen war sein Bruder, der Fürst-Primas Michael Poniatowski; er war Russland ergeben und stand in dessen ständigem Solde. Er war das Haupt der polnischen Kirche und stand gleichfalls mit einer Frau in Verbindung, der Castellanin Oborska, welche in seinem glänzenden Hause die Ehren gab und herrschte. — Ein arger Wüstling und Verschwender war der andere Bruder des Königs, Prinz Kasimir, früher Unterkämmerer, bei welchem die schöne Josephka die Hausfrau spielte. Von bedeutendem Einfluss auf den König war seine Schwester, die Frau des alten Hetmans und Kastellans von Krakau Jan Branicki, bekannt unter dem Namen Pani Krakowska, welche theils in Warschau, theils in Bialystok ihren Hof hielt, vom Könige sehr verehrt wurde und mit dem Primas zusammen politisch thätig war. Eine Schwestertochter, geborene Zamoiska und deren Gatte Mniszech gehörten ferner zu diesem Kreise. Unter den Neffen des Königs zeichnete sich vor dem lithauischen Schatzmeister Prinzen Stanislaw, einem Sohne von Kasimir Poniatowski, dessen Vetter, der ritterliche Prinz Joseph Poniatowski aus, der später, 1792, den Oberbefehl über das Heer erhielt. Alle Glieder dieser Familie hatten einen gemeinsamen Fehler: eine maasslose Genusssucht, Leichtsinn und Verschwendung brachten sie allmählich in eine Vermögenslage, welche sie fortgesetzt zwang, sich an den Beutel des Königs zu wenden und diesen selbst dadurch mittelbar noch weiter dem Gelde unterthan zu machen, als er der eigenen Natur

nach schon es war. Sie waren stets in Schulden, für deren Bezahlung der König auf gutem oder üblem Wege sorgen musste. Mit den vier Millionen Mark privaten Einkommens, welche für jene Zeit eine grosse Summe waren, kam Stanislaw August nie aus. Er musste überall borgen, bald bei dem Bankhause Blank oder bei anderen Leuten, die ihre Zinsen wohl zu berechnen verstanden, bald nahm er von der Republik Genua 100,000 Ducaten, bald von den Holländern bedeutende Summen auf, bis dann mit russischer Hülfe oder durch den Reichstag wieder einige Millionen, bis zu sieben ist es gelegentlich gekommen, getilgt wurden. Er selbst konnte, wie man sagte, 6000 Ducaten (54,000 Mark) nicht über einen Tag in der Casse haben. Daneben die vielen Pensionen an verlassene Geliebte und andere Personen. Damen aus den ersten Familien erhielten zwei bis sechstausend Ducaten jährlicher Pension, am meisten die erste Geliebte, die Fürstin Sapieha.

Seine Liebhabereien für Prachtbauten, Gemälde u. s. w. waren nicht minder kostbar, wenn auch für das Gemeinwohl nützlich. Was das Leben verschönert, was das Auge entzückt, den Geist ohne Anstrengung anregt und unterhält, verbreitete der König um sich und suchte es weiter zu fördern. Trotz des Dilettantenhaften, was überall aus seiner vielseitigen Thätigkeit in die Augen springt, war diese Thätigkeit eine solche, wie sie nur wenige Fürsten in anderen Ländern entwickelt haben. Er verstand von vielen Dingen so viel, dass es genügte um sein Urtheil zu einem meist sehr treffenden, seine Leitung bei Ausführung seiner Pläne zu einer segensreichen zu machen. Wäre er in einem andern Lande König gewesen, unter besseren Verhältnissen — sein Gedächtniss wäre heute noch wahrscheinlich ein gesegnetes. Ein Blick auf seine Umgebung wird uns weiter mit dem König als Aesthetiker bekannt machen.

XIII.

Der König und das junge Polen.

Wo wir auch hinblicken, finden wir den Rückgang, die Zerstörung auf ihrem Gipfel angelangt unter den sächsischen Augusten, die Keime neuen Wachsthums erst wieder ausgestreut unter Poniatowski. Nirgend ist dies in höherem Maasse als auf dem Felde des geistigen Schaffens in Kunst und Wissenschaft der Fall.

Wir berührten schon jene merkwürdige Erscheinung, dass der geistige Aufschwung des 15. und 16. Jahrhunderts, welcher durch Europa seinen Triumphzug hielt, an der Weichsel und Oder seine Grenze fand. Die spärlichen Fünkchen, welche hinübersprangen, wurden mit der Gegenreformation rasch erstickt, die Wiedergeburt des Geistes aus dem Studium des Alterthums blieb ein Voraus des westlichen Europa, welches Polen niemals einholte, damit auf den ebenbürtigen Rang unter den neuen Culturvölkern für lange verzichtend. Hier und da nur arbeitete sich eine tüchtige Kraft durch den Wust des jesuitischen Latinismus zu Anschauungen auf, welche dem Classicismus des Westens sich näherten. Als das französische Wesen immer stärker sich in Polen festsetzte, begegnete es nicht selten solchen Jüngern des altclassischen Wissens. Konarski's, des Piaristen, dessen wir schon gedachten, Bemühungen um die geistige Reform der Nation, standen auf diesem Boden und waren nachhaltig genug, um weit in die Regierungszeit Poniatowski's hinein ihre Wirkungen zu äussern.

Mit ganz anderer Gewalt brach sich jedoch der Lichtstrom Bahn, der, von Frankreich ausgehend, eben damals Europa

durchleuchtete. Poniatowski selbst war in Paris von ihm geblendet worden, zu Hunderten waren die jungen Magnaten seinen Spuren gefolgt, viele erlagen jenem pariser Feuer und kehrten sinnverwirrt heim, viele aber brachten wenigstens äusserlich dieselbe Schwärmerei mit nach Hause, die den König für die grossen Meister zu Paris ergriffen hatte. Das Zeitalter Voltaire's hatte begonnen, dessen man nur zu gedenken braucht, um zu ahnen, wie mächtig es auf die Polen wirken musste. Fast alle jungen Geister blickten zu ihm auf als zu dem Reformator des menschlichen Denkens, und von da ab wandte sich das gesammte Streben dem französischen Wissen und Können zu, ob man nun in der Philosophie Voltaire, in der Politik Rousseau, in dem Drama Racine, in dem Lustspiel Molière bewunderte.

Und es fehlte an jungen Geistern nicht. Stanislaw August hatte überall angeregt, überall auftauchende Talente gefördert. Was aus seinen Zeitgenossen brauchbar war, aus der Generation der Mitte des Jahrhunderts, leitete er in dieselben Bahnen, die er ging, und suchte mit ihnen gemeinsam die Jugend zu geistiger Arbeit anzufachen. Mit Adam Czartoryski zusammen pflegte er sein Lieblingswerk, die adlige Kadettenschule, mit Joachim Chreptowicz in der Educationscommission die Reform des Unterrichtswesens. Die ältere Richtung, auf dem Latinismus fussend, war in der Umgebung des Königs durch drei Geistliche, Krasicki, den Dichter, und die beiden Bischöfe und Historiker Albertrandi und Naruszewicz, welche in ihrer Art die Uebergänge zu der neuen Zeit darstellten, vertreten. Krasicki, ein reiches dichterisches Talent, warf sich mit Geist und Witz in die politischen und socialen Missstände, geisselte in Satyren, Fabeln, Lustspielen mit bestimmter Tendenz die Schäden seiner Zeit. Albertrandi erwarb sich als Schriftsteller und Büchersammler, sowie als gelehrter Freund und Bibliothekar des Königs Verdienste. Der Jesuit Naruszewicz, der Nestor der neueren polnischen Geschichtsschreibung, gehörte zu den ältesten Freunden des Königs und seinen gewöhnlichsten Genossen. Er hatte den Tacitus, Horaz, Anakreon übersetzt und eine »Geschichte des polnischen Volks« geschrieben, er war ein tüchtiger Ge-

lehrter und kümmerte sich nicht viel um die Politik des Tages. Sein Aeusseres wies im Gegensatz zu dem vornehm geborenen und in der vornehmen Welt vertrauten Krasicki die derbere Natur des Klosterbruders auf, mehr den Zellengelehrten des Latinismus und den ärmlichen Mönch als einen Mann von solcher Bedeutung als er es in Wirklichkeit war. Seine unscheinbare Gestalt wurde noch verkümmert durch eine gänzlich vernachlässigte Kleidung; sein unschönes, aber heiteres Gesicht umflog wirr das rothbraune Haar; er sprach viel und scherzhaft, jedoch sehr derb, mit völliger Nichtachtung der üblichen Rücksichten. Dem jovialen und cynischen Bischof, dem Untercanzler Chreptowicz, dem Dichter Krasicki, dem Dramatiker Bohomolec, dem Fürsten Czartoryski, den Altersgenossen des Königs, schlossen sich die jungen Geister aus der Schule des Königs an. Ihrer waren nicht wenige, Polen hatte bereits eine Reihe von Namen, die zum Theil selbst über die Landesgrenzen hinaus klangen: der lustige Fabeldichter Jakubowski, der epikurische Lyriker Trembecki, der Erzähler Krajewski, sowie Kniashnin, Zablocki, der Satyriker Wengierski, Szymanowski, Karpinski, als jüngster Niemcewicz; dann der Jesuit Jezierski, Kitowicz, die Brüder Sniadecki, Gelehrte wie der Litterarhistoriker Bantke, der Grammatiker Kopczynski, der Geolog Staszic — sie verdankten alle mehr oder minder, mittelbar oder unmittelbar der Anregung des Königs sehr viel. Stanislaw Trembecki war der Hof- und Leibpoet des Königs; von vornehmer Herkunft hatte er sich in Paris durch Verschwendung ruinirt, war aber dort ein begeisterter Verehrer Voltaire's geworden. Er war stets bereit für Alles und gegen Jeden seine leichte und glänzende Feder zu gebrauchen, je nachdem der König eben gestimmt war. Er lebte später am Hofe Potocki's in Tulczyn und Sofijowka, wo wir ihn bereits kennen lernten. Wie dieser Hofpoet Kammerherr des Königs war, so auch der seichte Wengierski. Was Polen damals an geistiger Begabung aufzuweisen hatte, war sicher, bei Stanislaw August einen freundlichen Empfang zu finden und oft entstand um die Person eines jungen Schriftstellers ein eifersüchtiges Werben zwischen dem

Könige und einem der Grossen. In dem Maler Bacciarelli hatte Stanislaw August eine tüchtige Kraft herangezogen, die den Königssaal des Schlosses mit den Bildnissen der polnischen Könige, die Gemächer zu Lazienki mit anderen Gemälden schmückte. Unter Leitung Albertrandi's, eines Bruders des Historikers und königlichen Bibliothekars, errichtete er eine Malerschule, aus der der begabte Künstler Szmuglewicz hervorging. Auch eine Schule für Musik wurde in's Leben gerufen, obwohl Stanislaw August der Sinn für die Musik abging. Durch geschmackvolle Bauten suchte er auch auf diesem Gebiet zu reformiren; überall suchte Poniatowski als Beschützer, Förderer, Sachverständiger einzugreifen und zahlreiche junge Leute wurden von ihm ins Ausland gesandt zur Ausbildung in Künsten und Wissenschaften. Mit Stolz sah sich bald Stanislaw August von dieser heranreifenden geistreichen Hoffnung Polens umgeben und genoss im Verkehr mit derselben die Freude seines eigenen Verdienstes.

Mehr als anderswo wandte sich die junge Poesie hier den Vorbildern des Alterthums zu. Der Geschmack, welcher Corneille einen Cinna, die Horatier, die Medea, Racine seinen Britannicus, die Phädra und Iphigenie schaffen liess, mochte auch hier zuerst bestimmend auf die Richtung der Poesie einwirken. Es kam die Begünstigung dieser Richtung durch den König hinzu: was aber wohl von Ausschlag gebender Bedeutung war, ist die Schulbildung der damaligen Polen, die hauptsächlich auf dem Latein, auf ein paar Schriftstellern des alten Rom, auf der mönchisch-lateinischen Lehrsprache und Methode fusste. Jeder Gebildete redete Latein und es kam sogar vor, dass Ausländer sich dem gemeinen Manne in dieser Sprache verständlich machen konnten. Fortwährend konnte man auf dem Reichstage Citate aus Cicero, Caesar, aus Virgil, aus Seneca hören, unermüdlich wurden Brutus und Coriolan, Caesar und Cato zu Vergleichen mit der Gegenwart herbeigezogen; die höchste Begeisterung wusste nie einen erhabeneren Ausdruck zu finden als indem sie sich in die römische Toga warf und auf dem Forum die grossen Manen der Römer anrief, in ciceronianischer Nachäffung die

römische Bürgertugend für den Staat herausforderte. So mag es gekommen sein, dass die Poesie anfangs vorzüglich Stoffe aus der Geschichte des alten Rom oder aus den classischen Dichtungen des Alterthums wählte; daher schrieben die Dichter meist lateinische Verse, daher besang Kniashnin lieber die »Klagen des Orpheus und der Eurydike«, Szymanowski den »Tempel der Venus auf Knidos«, als einheimische Helden. Erst während das Gespenst der Vernichtung sich über den Häuptern der Volksvertreter im Reichstage erhob, fand auch die Poesie den Boden, der ihr von der Pflicht gegen das Vaterland zugewiesen war, und wie Krasicki, wie später Niemcewicz, so wandten sich auch die anderen Dichter und Schriftsteller der lebensvollen Dramatik der Gegenwart zu. Die erste Theilung wurde von unverkennbarem Einfluss, indem sie von der idealen Beschäftigung mit fernliegenden Heroen und Heldenthaten die Denker auf den Boden der Gegenwart zurückbrachte. Seit 1775 begann man nicht blos die Stoffe geistigen Schaffens immer mehr aus der so sehr zum Nachdenken auffordernden Gegenwart zu wählen, sondern auch in Sprache und Form von der Tribüne des auserwählten Salons hinabzusteigen auf die Strasse, unter die grössere Masse des Volks, in das ewig belebte Element der nationalen Freuden und Leiden. So erhielt die einheimische Litteratur einen unmittelbar praktischen Wirkungskreis und ward zu einer Macht in der Gesellschaft. In Flugschriften wurden die Tagesereignisse besprochen, in beissenden Satiren, kleinen Lustspielen geisselte man die Schwächen und Laster der Zeit.

Wie der König seinen Hof mit geistigen Berühmtheiten schmückte, wie er selbst auf seinen Reisen durchs Land von einem Naruszewicz, einem Trembecki begleitet wurde, so liebten bald auch die Magnaten in ihrem Gefolge Vertreter des Geistes zu haben, so fanden die jungen Schriftsteller gastliche Aufnahme und sorglose Musse in den Residenzen zu Pulawy, zu Tulczyn, zu Opole, in den Palästen ihrer Gönner zu Warschau. Allen leuchtete hierin Adam Czartoryski voran, der nicht blos selbst eifrig schriftstellerisch thätig war, der nicht blos in der Ca-

dettenschule neben dem königlichen Vetter auf die jungen Gemüther geistig einzuwirken suchte, sondern dessen Sorge in gleicher Weise wie des Königs Gunst der Pflege den frischen Sprösslingen in der Litteratur sich zuwandte. Kniashnin, Niemcewicz, Zablocki, Piramowicz waren Zöglinge Czartoryski's. Freilich blieben seine Bemühungen nicht ohne sehr realen Entgelt an schmeichlerischen Verherrlichungen seiner Person und seines Hauses. Es war Mode geworden, Verse zu machen, man besang das idyllische Leben auf den gastfreien Magnatenhöfen, man schmeichelte dem schönen Geschlecht in etwas steifer Lyrik, man erging sich in einer Schöngeisterei, die ihr Vorbild in den Salons des Westens hatte und gelegentlich eigenthümlich mit der derben Sinnlichkeit des warschauer Lebens, mit der harten Wirklichkeit der polnischen Verhältnisse contrastirte. — —

In der Umgebung des Königs stachen während des langen Reichstages durch den Einfluss, welchen sie auf die politischen Dinge hatten, drei Männer hervor, die in der Verschiedenheit ihrer Herkunft und in der Verwandtschaft ihrer Motive bezeichnend waren für den Charakter der Umwälzungen, die sie heraufführten. Es waren Ignaz Potocki, Hugo Kollontaj und Piatoli.

Alle drei gehörten der Generation an, die der König grossgezogen hatte, alle standen in dem besten Mannesalter, in der Mitte der Dreissiger, ihr gemeinschaftlicher Charakterzug war Ehrgeiz und berechnende Klugheit.

Ignaz Potocki war früher unter dem Beinamen des Schönen in seinem Vaterlande sowohl als in Italien und Frankreich bekannt gewesen. In Rom hatte er sich für den geistlichen Stand vorbereitet und kehrte als Abbé nach Warschau heim. Seine Gaben zogen die Aufmerksamkeit des reichen Fürsten Lubomirski auf ihn, der ihm die Hand seiner Tochter gab und ihn dadurch von der geistlichen der politischen Laufbahn zuführte. Im Jahre 1786 hatte er versucht, sich Katharina zu nähern, aber Potemkin und die Zarin hatten ihn zurückgestossen. Ein gleiches Schicksal widerfuhr ihm von Seiten des Kaisers Joseph, und so wandte er sich, bezeichnend genug

für die Wege, die damals einem polnischen Politiker vorgezeichnet waren, der dritten Macht, Friedrich und dem preussischen Bündnisse, zu, dessen eifriger Vertreter er wurde. Ihm folgte darin sein gleichfalls begabter Bruder Stanislaw.

Jetzt, während des langen Reichstages, entsprach Ignaz jenem Beinamen des Schönen nicht mehr: sein Gesicht hatte die Jugendfrische verloren, seine Haltung eine gewisse Steifheit angenommen. »Er trägt sich« — so schildert man ihn uns[1] — »französisch und ist beständig in eben diesem Geschmacke mit grosser Sorgfalt frisirt. Sein Gang und seine Manieren haben etwas Stolzes, das nicht missfällt und seiner Figur wohl steht. Er zeichnete sich von jeher durch Kenntnisse, durch einen Eifer für Veränderungen und durch rastlosen Ehrgeiz, den er unter einem gewissen kalten, philosophischen Wesen meisterhaft zu verbergen wusste, aus. Seine geistige Ausbildung ist ganz modern. Die französischen Philosophen und Staatsgelehrten waren, die letzten Jahre her, seine einzige Lectüre. Die Häupter seiner Familie hatten sich seit zwei Jahrhunderten in hohen Würden und bei wichtigen Auftritten in der polnischen Geschichte hervor gethan. Es war keine Conföderation in neueren Zeiten, an deren Spitze nicht einer oder mehrere der Potocki gewesen wären. Ihr Enkel wollte ihnen nicht nachstehen. Er ward der Führer eines grossen Theiles seiner Nation, aber in einer Art und mit Grundsätzen, die den ihrigen ganz entgegen standen. Jene wirkten und stritten für die Erhaltung der altpolnischen Adelsfreiheit, dieser wollte, nach den neuesten Lehren, Bauer, Bürger und König auf Kosten jener ausschliessenden Freiheit erheben und gerade durch deren Beschränkung sein Vaterland, wie er meinte, verbessern und vom Untergange retten«. Man hat von Seiten der Nachbarmächte auch ihm, wie der ganzen neueren Strömung in Polen, den Jakobinismus später oft vorgeworfen, aber auch hier ganz mit Unrecht. Ignaz war ein Politiker der Aufklärung, aber Aristokrat von Kopf bis zu Fuss; ihm lag nichts ferner als der Gleichheitsschwindel

[1] Reise eines Liefländers, IV, 166 ff.

der wilden Demagogie, als die zerfahrenen und entnervten Theorieen moderner Socialisten und Communisten. Es charakterisirt seine Denkweise, dass, als er in der Macht war und jene liberalen Reformen mit voller Energie vertheidigte, er doch eine Uebersetzung von Voltaire's Candide in Polen unterdrückte.

Er ward, wie sich aus seiner geistigen Richtung leicht erklärt, »vom Könige sehr geschätzt, von seinen jüngeren Landsleuten geliebt und als ein Orakel angehört«. Er war mit einer wichtigen Würde, dem Grossmarschallamt von Litthauen, bekleidet, reich, aus einer mächtigen Familie geboren und mit ebenso mächtigen (den Lubomirski, Czartoryski u. a. m.) verwandt; er war voll Feuer und Thätigkeit, arbeitsam und entschlossen; er machte seinen Einfluss nie zu Gelde, wie sonst die Besitzer hoher Stellen[1] in Polen: mit einem Wort, er war ein Mann, eine Partei zu stiften und zu unterhalten, sei es zum Wohl seines Vaterlandes oder sei es zur Befriedigung seines Ehrgeizes.

»Bei Entwerfung seiner Pläne, zu den Arbeiten, die eine geübte Feder verlangten, zum Vortrage, zur Zergliederung und Verbreitung seiner Grundsätze bediente er sich des Abbate Piatoli, der in der Familie Potocki als Lehrer und als Hausfreund gelebt hatte. Er zeigte sich als einen grossen Demokraten, als einen Bewunderer Rousseau's und anderer französischer, italienischer und englischer Staatsgelehrten, deren Meinung er praktisch machen zu können glaubte. Er war über den Zustand Polens unterrichtet, hatte aber sehr oberflächlich darüber nachgedacht, ob es ein Mittel damals gab oder je geben würde, diesen Zustand nach seinen Grundsätzen zu verändern. Es ist gewiss, dass auch ihn der Ehrgeiz und eine gewisse dichterische Wärme blendete und dass er wechselsweise seine Schüler erhitzte und von ihnen wiederum erhitzt wurde. Dazu kam, dass er nie in politischen Geschäften praktisch gearbeitet, mithin nie unterscheiden gelernt hatte zwischen dem, was sich auf dem Papier schön schreiben, in einer feurigen Rede schön sagen, und zwischen dem, was sich bei dem eisernen Druck der Verhältnisse ausführen lässt«.

»Der König kannte diesen Mann und schätzte ihn seiner Kenntnisse und Talente wegen, schon vor dem Revolutionsreichstage. Während desselben fand man Gelegenheit ihn dem Fürsten noch näher zu bringen, und er gewann nach und nach dessen Vertrauen in solch einem Grade, dass dieser nichts ohne ihn und Alles nach seinem Rathe unternahm. Piatoli wusste sich sogar gegen die liebsten Verwandten, Freunde und Freundinnen des Königs zu behaupten, nämlich gegen dessen beide Brüder, den Fürsten Primas und den Krongrosskammerherrn, und gegen dessen Schwester, die Wittwe Branicka, und seine Freundin, die Gräfin Grabowska, die sämmtlich dahin wirkten, den König dem russischen System treu zu erhalten und ihn mithin von Piatoli loszureissen. Sie richteten aber so wenig aus, dass ihm der König sogar eine Wohnung auf dem Schlosse einräumte und seine meisten Abende in der grössten Vertraulichkeit bei ihm zubrachte«. Heimlich wanderte der König leise durch die Gänge des Schlosses, zwei Diener vorauf, die die Lichter tief gesenkt trugen, bis zu den entfernten Gemächern des Italieners, wo die Staatsgeschäfte besprochen oder eine genussreiche Unterhaltung über die neuesten Schöpfungen der Wissenschaft und Kunst gepflogen ward. Durch Piatoli sowie durch die Vermittelung der Gräfin Grabowska, deren Gunst Ignaz Potocki zu erwerben gewusst hatte, fasste Stanislaw August zu Potocki, dessen stolzes und kaltes Wesen ihn anfangs zurückgescheucht hatte, Vertrauen. Seine Anhänglichkeit für Piatoli ward in Absicht seiner Theilnahme an der Revolution entscheidend. »Es versteht sich von selbst, dass Piatoli die Pläne und Entwürfe Ignaz Potocki's bei ihm eingänglich machte, denn es waren seine eigenen, und dass er dieses mit soviel Gewandtheit einzuleiten wusste, dass der König in der Täuschung blieb, sie als die seinigen durchgesetzt zu haben. Aus dieser Quelle kamen auch die Stärkungen, wenn der König, besonders in den letzten Jahren vor Aufhebung des Reichstages, Anfälle von Aengstlichkeit bekam, die wiederum von den vorhin erwähnten Verwandten befördert und unterhalten wurden«.

»Nicht blos auf den König wirkte Piatoli so stark, sondern

auf alle Reichsboten, die sich ihm näherten. Dieser waren eine Menge. Sie kamen zu ihm, theils um sich zu unterrichten, theils um durch seinen Einfluss irgend ein Gesuch mit Aussicht auf Erfolg an den König zu bringen. Aus diesem Grunde schonten und schätzten ihn sogar manche von der Gegenpartei. Die erste Gattung meinte es allerdings aufrichtiger mit ihm und er benutzte sie auch besser. Er gab ihnen Stoff zu ihren Reden am Reichstage, machte ihnen den Plan dazu, arbeitete sie oft ganz aus. Jene übersetzten sie und lasen sie als ihr Eigenthum in den Sitzungen vor.

Bei den Feinden, die Piatoli um den König hatte, war es nöthig, dass er sich auch in Absicht seines moralischen Charakters bei ihnen in Achtung zu setzen suchte. Er nahm nie etwas für Dienste, die man von ihm verlangte oder die er geleistet hatte, ganz gegen alle sonstige polnische Sitte; er unterzog sich aber auch keinem Auftrage, der gegen seine bekannten Grundsätze stritt. Und doch war er mehr arm als reich, denn der König gab ihm monatlich nur 20 Ducaten, eine Summe, mit der man in Warschau mehr als haushälterisch leben musste, um auszukommen«. Mag er nun, wie man sich erzählte, von Ignaz Potocki unterstützt worden sein, damit er nicht in Versuchung komme, oder nicht: jedenfalls brachte er keine Reichthümer aus seiner einflussreichen Stellung in Warschau mit hinüber in den bescheidenen Zufluchtsort, den er nach dem Sturze Stanislaw August's in Mitau fand. Er trat aus dem geistlichen Stande, heirathete ein kurländisches Edelfräulein von Vietinghoff und zog hinaus über die russische Grenze, als diese auch seine neue Heimat Kurland verschlungen hatte.

Piatoli war zur Zeit des langen Reichstages etwa 40 Jahre alt. »Sein Aeusseres war unansehnlich. Farbe und Blick waren wie man sie sich an den Italienern gewöhnlich denkt. Er war dürr, klein und kränklich aus Nervenschwäche, sprach aber mit grosser Lebhaftigkeit und verstand die Kunst, seine Sätze mit ausserordentlicher Fasslichkeit vorzutragen. Wenn er überreden wollte, war er unwiderstehlich«.

»An Schlauigkeit und List übertraf Kollontaj den Ignaz

Potocki und Piatoli weit. Den Entwürfen jener lag eine gewisse Wärme zu Grund, er aber handelte mit der politischen Kälte und Ueberlegung eines Mannes, der sein Glück machen will, sei es auf welchem Wege es sei. Er stammte aus einer zwar adligen, aber armen Familie. Als der jüngere Sohn war er gezwungen, sein Glück auf der kirchlichen Laufbahn zu suchen. Er ward Kanonicus von Krakau unter Begünstigung des verstorbenen Bischofs von Krakau. Man sagt, er habe sich gegen diesen seinen Wohlthäter zu einem Benehmen und zu Ränken brauchen lassen, die den an sich schwach gewordenen Kopf dieses Mannes vollends verrückten und mithin dessen Bisthum früher für einen anderen, der darauf wartete, eröffneten. Wie dem auch sein mag, Kollontaj ward hervorgezogen und stieg bald zu der bedeutenden Stelle eines Kronreferendars hinauf. In dieser legte er den Grund zu der Einsicht und den praktischen Kenntnissen in Staatsgeschäften, durch die er sich ebenfalls von Ignaz Potocki und Piatoli unterschied. Er arbeitete mit der grössten Leichtigkeit, die durch natürliche Anlagen eben so sehr, als durch erworbenen Geschäftsblick befördert wurde. Da er, als Referendar, Richter war, so blieb ihm keiner der Irrgänge des polnischen Rechtslaufs und der dahin gehörigen Ränke und Kunstgriffe verborgen. Zugleich verschaffte er sich dadurch einen Schatz von Kenntnissen in den polnischen Rechten, in der polnischen Verfassung und in Absicht des Charakters seiner Nation, die ihn zum brauchbarsten Candidaten, nicht allein für die Kanzlerwürde, sondern für alle übrigen machten, die er als Geistlicher im Staat bekleiden konnte. Auch waren der Kanzler und Bischof das Ziel, wohin er strebte.

»So lange das russische System die Oberhand hatte, war er für dasselbe, und er hielt sich an den Fürsten Primas, der sein grosser Gönner war. Da aber während desselben bekanntere Namen und reichere Nebenbuhler ihm im Wege standen, so ward ihm eine Veränderung sehr wünschenswerth, und so war er einer der ersten, der diese Veränderung herbeiführen half. Er schloss sich, sobald der russische Einfluss zu sinken anfing, an Ignaz Potocki, und dieser nahm ihn als einen der brauch-

barsten Geschäftsmänner in sein Geheimniss auf. Von diesem Augenblicke an war Kollontaj einer der thätigsten Verbreiter der Grundsätze, durch deren Bekenntniss er sich den Weg zu den höchsten Würden, die er bekleiden konnte, zu eröffnen gedachte. Er trat von der Partei seines bisherigen Gönners ab und erklärte sich gegen denselben, was nie geschehen sein würde, wenn er unter seinem Panier bessere Aussichten gehabt hätte. Indessen suchte er damals noch, so gut es sich thun liess, die Anhänger des russischen Systems nicht gegen sich zu erbittern, damit ihm, wenn die Patrioten mit ihren Entwürfen scheiterten, eine Thür zur Rückkehr offen bliebe. Deshalb sprach er nie öffentlich hart und beleidigend von Russland, aber dass es heimlich geschehen sei, beweisen die Reden seiner Schüler und Anhänger.

Während des Constitutionsreichstages ging die Kronunterkanzlerstelle auf, die diesmal, nach der eingeführten Ordnung, mit einem Geistlichen besetzt werden musste. Kollontaj, als blosser Referendar, wurde einem Bischof vorgezogen und erhielt diese Würde. Da bei Vergebung der aufgegangenen Bisthümer besondere Rücksicht auf die Kanzler vom geistlichen Stande genommen wird, so konnte ihm solches nicht entgehen und er sah nun die baldige Erreichung seines Zieles vor sich. Seine Thätigkeit für die patriotische Partei wuchs dadurch, seine Grundsätze wurden bekannter und stürmischer, er schonte Russland weniger und versperrte sich dadurch auf immer den Weg zu einer Aussöhnung. Von dem Augenblicke an war sein Schicksal an das Schicksal der Patrioten gebunden und er dürfte deshalb einer der letzten sein, die ihre Versuche, sich von Russland unabhängig zu machen, aufgeben werden«.

Er wurde in der That einer der hartnäckigsten Gegner Russlands und war vielleicht der beste Kopf und der interessanteste Politiker des damaligen Polen. Obzwar er stets mit Ignaz Potocki ging, waren beide doch sehr verschiedene Naturen. Bei gleichem Ehrgeiz wurden sie doch von wesentlich verschiedenen Motiven in ihrem politischen Streben getrieben. Potocki war ein Ritter des Vaterlandes, sein Ehrgeiz wurde geadelt durch den Schwung

allgemeiner patriotischer Gesichtspunkte, durch ganze Hingabe an grosse Ziele. Kollontaj verfolgte dieselben Ziele aus eignen Zwecken, ihm diente die Politik zur Erreichung persönlicher Vortheile, er baute seine Principien auf dem Grund eigennützig berechnenden Verstandes und konnte ihnen und seinen Freunden deshalb untreu werden, sobald sein Vortheil ihn zu sehr dahin drängte. Dennoch scheint jener Schriftsteller, dem wir obige Zeichnung dieses Mannes entnehmen, ihm Unrecht zu thun, wenn er ihm jede wahre Ueberzeugung, jede sachliche Gesinnung abspricht. Auch Kollontaj hatte seinen politischen Glauben. Mit grossem Scharfblick erfasste er die Strömung der Zeit, machte er sich zum Verfechter der aufgehenden Ideen der französischen Revolution, freilich nicht im Sinne der Gironde, sondern in dem des Convents: es lag nicht an ihm, wenn er in den Wirren von 1794 nicht zum Terrorismus der Dictatur gelangte. Aber er glaubte an die Kraft der Demokratie. Er wusste seine Ziele energisch, rücksichtslos, zugleich jedoch mit Besonnenheit zu verfolgen und die blinden Eiferer durch kalten Verstand zu beherrschen. Er war vielleicht der einzige hervorragende Pole, auf den die Vorwürfe passten, die die Nachbarmächte gegen ganz Polen heuchlerisch zu schleudern sich beflissen, er ward (vielleicht allein berechtigter Weise schon von seinen Landsleuten ein Jakobiner genannt. Seine Macht war um so grösser, als er neben dem Adel auch das Bürgerthum in sein Kielwasser mit sich riss und so eine ergebene Schaar anführte, die damals willenlos ihm folgte und nach ihrem Führer von den Zeitgenossen den Namen Hugonoten erhielt.

»Sein Charakter und die Natur seiner Vaterlandsliebe spiegeln sich in diesen Angaben deutlich genug. Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, dass er seine Dienstleistungen bezahlt nahm, womöglich von zwei oder drei Parteien auf einmal, ganz so, wie ich oben von den polnischen Richtern nebst Anhang erzählt habe. — Die polnischen Städte hatte er besonders in seinen Schutz genommen und das für sie vortheilhaft sein sollende Gesetz am Reichstag durchgetrieben. Diese Städte wissen aber auch, was ihnen die Grundsätze der Menschlichkeit baar kosten, vermöge

deren sie in einen besseren Zustand versetzt sein sollten. Die Anhänger Kollontaj's entschuldigten seine Käuflichkeit damit, dass er wenig Einkünfte habe (nur 22,000 poln. Gulden) und doch seiner Würde gemäss leben müsse«.

Auch hier taucht unser Schilderer seinen Pinsel in etwas zu dunkele Farben, vielleicht verleitet durch böse Erfahrungen, die er in einer politischen Mission von Seiten der sogenannten »Bürgerlichen Union« Kurlands in Warschau und speciell in seinen Hoffnungen auf die Hülfe Kollontaj's machte.[1] Freilich Kollontaj nahm den kostbaren Ring, der ihm im Namen der bürgerlichen Union zur Unterstützung ihrer Beschwerden gegen den kurländischen Adel von unserem Schriftsteller überreicht ward, an, und die Union verlor dennoch ihre Sache. Allerdings leitete Kollontaj als Rector der Krakauer Akademie einen ansehnlichen Theil der der Akademie gehörigen Fonds in seine Tasche. Nichtsdestoweniger beherrschte ihn die Liebe zum Golde, beherrschte ihn die nackte Eigensucht nicht so sehr, dass er den idealeren Principien, die er verkündete, nicht wahrhaft gedient hätte, und wäre das Gold, der Eigennutz, sein einziger Götze gewesen, so hätte es dem Dictator von 1794 nicht schwer fallen können, mit vollerem Beutel sein Vaterland zu verlassen, als er es that.

Kollontaj war einer der bedeutendsten politischen Schriftsteller jener Zeit. Unter seinen Revolutionsschriften wurde die »gegen die Wahlreiche« viel bewundert. Sein Scharfsinn wird durch die »Briefe an den Marschall des künftigen Reichstages« gekennzeichnet, wohl die bedeutendste der damals erschienenen Schriften, und mehr noch durch die Constitution vom 3. Mai selbst, eine Verwirklichung der in jenen Briefen enthaltenen Gedanken und eine Schöpfung vorwiegend seines Geistes. Eine spätere Schrift über die Constitution sowie eine frühere »über den Stand der Bildung in Polen« sind der Ausdruck eines energischen Parteimannes und eines feinen Geistes. — Im Uebrigen »besass er 'die Gabe der Beredsamkeit in einem hohen Grade« und

[1] Vgl. die Briefe von Schultz an Beitler, im kurl. Prov. Museum.

sprach selten für einen Entwurf, der nicht wäre durchgesetzt worden.

Sein Aeusseres war nicht unvortheilhaft. Er hatte ein etwas volles, aber doch männliches Gesicht, dessen Züge viel Geschmeidigkeit verriethen. Sein grosses schwarzes Auge funkelte von Geist und verrieth weniger die Schlauigkeit eines ausgelernten Geschäftsmannes aus dem Priesterstande, der er war, als die Unerschrockenheit und Festigkeit eines biederen Ministers aus dem Soldatenstande, der er nicht war. Sein Körper schien stark und nervigt, wenn man ihn nur bis zur Hüfte sah, aber der Rest war durch ein heftiges Podagra frühzeitig so untergraben, dass er sich nur mit Mühe aufrecht erhielt und nur mit der grössten Beschwerlichkeit an einem Stocke sich vorwärts bewegen konnte. —

Nächst diesen drei Männern zeichnete sich unter den Führern der patriotischen Partei, die die ersten Geister des Landes in sich vereinigte, der Fürst Kasimir Nestor Sapieha aus.

Der Reichstagsmarschall von Litthauen war »ein junger Mann von vorzüglichen natürlichen Anlagen, aber von grosser Sinnlichkeit, deren Lockungen er sich an der Tafel, beim Glase, in der Galanterie und hinter den Vorhängen mit Unmässigkeit überliess. Er hatte alle Fehler und Vorzüge brennender Gemüther: Leichtsinn und Begeisterung, Stärke und Abspannung der Seele, Gutmüthigkeit und wilde Anwandlungen von Hass, übereilte Thätigkeit und Trägheit wechselten bei ihm mit grosser Schnelligkeit ab. Seine Talente wandte er nicht nach Grundsätzen, sondern nach den Stössen an, die er abwechselnd von seiner Eigenliebe, Einbildungskraft und Lebhaftigkeit, oder von den Vorstellungen, Bitten und Rathschlägen Anderer, die er schätzte, erhielt. Es war ihm ganz gewöhnlich, eine Nacht zu durchschwärmen und den andern Morgen eine Rede von grosser Wirkung im Reichstag zu halten. Er bedurfte dazu nur eines Blättchens Papier, auf welchem er die Hauptpunkte derselben verzeichnete. Die Worte, die dieses Gerippe beseelten, strömten ihm von selbst zu. Im geselligen Leben floss er, solange der Wein sich seiner nicht ganz bemächtigt hatte, von

Witz und Geist über. Man sieht, dass er unter diesen Umständen ein sehr brauchbarer Mann für die Patrioten war. Ausser dem Einfluss, den er durch seine Würde als Reichstagsmarschall, durch seine Stellung als General der Artillerie, durch seine Geburt, sein Vermögen (das freilich sehr zerrüttet war, aber durch Schuldscheine vertreten wurde), durch die Liebe und das Vertrauen, das er unter den Litthauern besass, nutzten sie an ihm noch den liebenswürdigen Gesellschafter, den witzigen Kopf und den galanten Mann, um ihren Grundsätzen bei dem Publikum mehr Umlauf und Eingang zu verschaffen. Wichtige Dinge aber waren sie vorsichtig genug ihm zu verbergen, damit sie ihm nicht etwa, wenn er sich in irgend einem Zustande der Zerstreuung befände, entwischten. So erfuhr er von der Durchsetzung der Constitution nicht eher etwas als am 3. Mai, wo sie wirklich durchgesetzt wurde«. Andere hielten seinen Anschluss an die Patrioten nicht für völlig entschieden; sie glaubten ihn mit Recht oder Unrecht von einer unsicheren Neigung zu der russischen Partei hin beseelt und meinten, erst die vollendete Thatsache der Constitution habe Sapieha's zweifelhafte Stellung zu Gunsten der patriotischen Partei entschieden.

Sapieha war von mittlerer Figur, die er in Gang und Stellung vernachlässigte. Sein Gesicht hatte nicht unangenehme Züge, aber es verrieth durch eine gewisse schlaffe Gedunsenheit die Natur seiner sinnlichen Genüsse. Er trug sich polnisch.

An Sapieha und jene drei klarblickenden, charaktervollen und fast aus dem polnischen Typus heraustretenden Köpfe schloss sich eine Reihe von den verschiedensten Leuten zweiter Auslese an. Da waren der bereits erwähnte Stanislaw Potocki, ein begabter Redner, dann die Brüder Johann und Severin Potocki, von denen der erstere als Gelehrter von Bedeutung war, dann eine ganze Schaar junger Feuerköpfe, Schreier auf dem Reichstage, die sich hier zuerst zusammengefunden hatten. Soltyk, der Neffe jenes von Repnin vor der ersten Theilung in russische Gefangenschaft abgeführten Bischofs von Krakau und der Erbe seines ungestümen, stolzen Patriotismus, von unbezähmter Leidenschaft in seinem Hasse gegen Russland, mit Gut und Leben

für seine Sache eintretend. Julian Niemcewicz, der Dichter, der livländische Landbote Weissenhof, ferner Mostowski, Matuszewicz waren ganz junge Männer von Redegabe und gewandter Feder; ebenso die Brüder Czacki, ferner Wibicki, Zabiello. Zu diesen gesellten sich Adam Czartoryski, Joseph Poniatowski, später Wielohorski, Kosciuszko, und bildeten einen Kreis, der Alles umschloss, was Polen damals an besten, strebsamen, befähigten Männern gezeitigt hatte.

Der einzige Mann in vorgerückten Jahren, an Bedeutung aber in erster Linie stehend, war in diesem Bunde junger Stürmer und Dränger der 60jährige Reichstagsmarschall der Krone Polen, Graf Stanislaw Malachowski. Durch seinen Reichthum unabhängig gestellt, durch seine lautere patriotische Gesinnung und seine aus diesem Pfuhl der Käuflichkeit hervorragende Uneigennützigkeit einer hohen Achtung geniessend, vermochte er für die Würde der Partei ein schweres Gewicht in die Wagschale der öffentlichen Meinung zu werfen, das jedoch mehr in der Makellosigkeit seines Charakters als in grossen Gaben seines Geistes lag. Wer immer die Geschichte jener Zeit eingehend durchforscht hat, wird, angeekelt von der ihm auf jedem Blatt entgegentretenden Fäulniss und Sittenverderbniss des staatlichen wie gesellschaftlichen Lebens, freudig aufgeathmet haben, wenn ihm diese edle Persönlichkeit entgegentrat, gleichwie er sich später am Bilde eines Kosciuszko erfrischt haben wird. Was der russische Gesandte Stackelberg beim Tode August Czartoryski's von diesem gesagt hatte, das sprach auch Joseph Poniatowski aus als Malachowski im Jahre 1809 gestorben war: »Nach ihm giebt es kaum einen Polen mehr, vor dem man den Hut ziehen kann«.

Den Patrioten standen Felix Potocki und Branicki mit ihren Genossen gegenüber. Erstere haben wir schon kennen gelernt. Mit ihnen gingen der Kanzler Malachowski, die beiden Kossakowski, der Bischof Massalski und auch Joachim Chreptowicz, ein früherer Vertrauter des Königs. Er hatte dem König bei seinen Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens wesentliche Dienste geleistet und gehörte zu den Männern der

älteren Zeit. Sein ungewöhnlich grosser Kopf, die weit gewölbte Stirn verriethen bedeutende Gaben, die jedoch durch die Schwäche seines Charakters verdunkelt wurden. Er war ein guter Gesellschafter, ein unerschöpflicher Quell des Humors und heiterer Anekdoten, gelegentlich auch ein tüchtiger Arbeiter, und stand wie die meisten seiner Parteigenossen in russischem Solde. — Die Furcht vor Katharina hielt auch die Geschwister des Königs und unter ihnen als bedeutendsten den Primas Poniatowski gefangen.

Eine eigene Stellung nahm wie schon vor dem Reichstage so auch während desselben Karl Radziwill ein. Sein Stolz liess ihn sich auch hier keiner Partei dauernd anschliessen, denn er forderte stets die erste Stelle, ohne sie seinen Gaben nach ausfüllen zu können. Allmächtig zu Hause, im Grossfürstenthum Litthauen, ertrug er in der Partei keinen Nebenbuhler. Er hielt sich daher auf dem langen Reichstage zurück in der Politik, fröhnte aber, sobald er auf kurze Zeit in Warschau erschien, um so mehr seiner Eitelkeit durch den unübertroffenen Glanz seines geselligen Lebens.

Nicht unmittelbar in dem politischen Parteigetriebe standen Prinz Joseph Poniatowski, Thaddäus Kosciuszko, Wielohorski und Zabiello, vier junge Männer, die ihre Ausbildung im Kadettencorps unter specieller Leitung des Königs empfangen hatten und später durch ihre Thaten den Untergang Polens schmücken sollten.

Das öffentliche Leben im heutigen Sinne war dazumal in Warschau gering.

Vor Beginn des Reichstages gab es nur eine polnische Zeitung, welche von einem Priester, Luskina, redigirt, sich vornehmlich zur Aufgabe gestellt hatte, Lebensbeschreibungen der Heiligen, päpstliche Bullen, Vertheidigungen der Kirche und der Jesuiten zu veröffentlichen. Dabei besass Luskina ein Monopol, auf Grund dessen er stets jedweden Versuch, eine neue Zeitschrift zu gründen, bekämpfte, Er hätte am Liebsten überhaupt die Herstellung anderer gedruckter Sachen, selbst des Diarium des Reichstages, hintertrieben. Erst während des langen

Reichstages wurde der tapfere Kämpe für die Kirche und seinen Beutel überwunden. Seit dem Beginn des J. 1791 hatten, von Luskina lange Zeit geschmäht und als freventliche Neuerer und französische Gottesleugner verdächtigt, die Patrioten ein Organ sich geschaffen durch Herausgabe der »Zeitung für In- und Ausland«, auch »Nationalzeitung« genannt, an der Mostowski, Weissenhof, Niemcewicz arbeiteten. Ausserdem erschien das »Journal hebdomadaire de la diète«, eine Chronik des Reichstages, unter der Redaction eines Franzosen Le-Jay; später noch die »Gazette de Varsovie«. — Neben der Journalistik entwickelte sich vor und während des Reichstages eine bedeutende politische Flugschriftenlitteratur, hauptsächlich verfasst von Staszic, Kollontaj, Wibicki, Czacki u. A.

Das wachsende Interesse für schöne Litteratur und das regere politische Parteileben liessen damals in Warschau bald verschiedene Buchdruckereien und Buchhandlungen, die sich mit dem Verlage und Vertriebe polnischer Literatur befassten, entstehen. Die Piaristen hatten eine Druckerei, eine andere Dufour, eine dritte Gröll, der der bedeutendste Buchhändler in Polen wurde. Daneben gab es andere Buchhandlungen, meist in Händen von Deutschen, wie Trattner, Poser, auch von Polen wie Szczepanski, die sich mehr mit dem Vertrieb ausländischer Literatur beschäftigten. Indessen blieb der Leserkreis immerhin ein beschränkter, so dass Gröll selbst von den meist gekauften Büchern seines Verlages nicht mehr als etwa 500 Exemplare absetzte.[1]

Das Theater hatte eben erst als öffentliche Anstalt Eingang gefunden. Mit der natürlichen Begabung der Polen für Schauspiel und Musik verband sich nothwendig auch die Neigung zur Ausübung dieser Talente, und es giebt vielleicht kein Gebiet der Kunst, auf welchem die Polen so ausgezeichnet wären, als das Schauspiel und die Musik. Schon früher war es allgemein Sitte, mit kleinen französischen oder italienischen Stücken sich die Abende zu erheitern, oft auf einer festen Hausbühne und

[1] Kraszewski, I, 351.

mit dem Gepräge der Vollkommenheit in Scenerie und Spiel. In den vornehmen Häusern ward stets die Komödie von Dilettanten gepflegt; fast alle Magnaten hielten seit lange und bis in unser Jahrhundert hinein auf ihren Höfen Hauscapellen. Und diese privaten Kunsttempel erreichten oft eine Ausbildung von mehr als dilettantischer Höhe. Die Fürstin Sapieha hatte um das Jahr 1780 eine Privatbühne in ihrem Palast in der Neustadt zu Warschau eingerichtet, die sich in Lustspielen, Operetten, ja Trauerspielen hervorthat und auf der man neben den Töchtern des Hauses und anderen jungen Schönheiten Männer von späterer Berühmtheit auftreten sah, wie den schon erwähnten Wielohorski, Wojna, beides königliche Kammerherren, der eine später Feldherr im Kriege von 1794, der andere Gesandter der Republik in Wien. Mit ihnen spielten Glair, Secretär des Königs, der Schweizer Maisonneuve, Professor der Fortification an der Kadettenschule, die Fürstin Radziwill, eine Potocka und Andere. Im J. 1787 gab man auf einer Privatbühne in Warschau die Phädra, in der die Fürstin von Nassau neben dem Fürsten Poniatowski auftrat. Der Bischof von Krakau, Soltyk, vereinte auf seiner Schlossbühne tüchtige Kräfte; auf derselben empfing der später berühmte Boguslawski seine ersten künstlerischen Eindrücke, vornehme Damen spielten mit ihm zusammen in Molière's Geizigem. — Der Hetman Oginski schrieb Opern und Singspiele, Text und Musik, welche in seinem Hause zu Slonim oder zu Sielce aufgeführt wurden. Beliebt waren die Vorstellungen bei der Hetmanin und Schwester des Königs Branicka in Bialystok. Alle diese Bühnen versammelten grosse Menschenmengen im Zuschauerraum, wenn sie auch nicht öffentlich waren. Denn erst durch die Begünstigung des Königs und das Talent Boguslawski's wurde seit 1773 in Warschau das öffentliche Schauspiel heimisch, und zwar im oberen Stocke des Palastes Radziwill, der dazu hergerichtet worden war. Hier kamen französische Stücke, u. A. Molière's neue Dramen, dann auch italienische, deutsche, polnische Dramen zur Aufführung Adam Czartoryski stand an der Spitze dieser Gesellschaft.

Später, 1779, unternahm ein früherer Kammerdiener des

Königs, Ryx, unter freigebiger Begünstigung des kunstliebenden Herrschers, die Umwandlung der alten Reitschule am sächsischen Garten zu einem Schauspielhause, in welchem eine feste Truppe sich dauernd niederliess. Dieses Theater kam während des Reichstages zu besonderen Ehren, als polnische Dichter anfingen, statt der ewigen Nachäffungen fremdländischer Bühnendichtungen nationale Stücke zu schreiben, und die »Heimkehr des Landboten« eine ungeahnte Wirkung auf die Politik ausgeübt hatte. Alsbald zeigten sich bedeutende einheimische Talente, die den herbeigeströmten französischen Mittelmässigkeiten erfolgreich den Rang streitig machten und die warschauer Bühne zu einer wirklichen Kunstbühne erhoben. So vor Allem der begabte Boguslawski, zugleich Schauspieler und Dramatiker, ferner die Schauspieler Witkowski, Owsinski, der bedeutende Swieshawski, die Truskolawska, die Ledochowska. — Adam Czartoryski nahm sich mit Eifer und feinem Verständniss des Theaters an: er übersetzte fremde Dramen, er schrieb selbst welche, er leitete die Proben, nahm die Schauspieler zu sich nach Hause und übte mit ihnen die Rollen. Der Autor der »Heimkehr des Landboten«, Julian Niemcewicz, erlebte drei Jahre später einen ähnlichen Triumph: seine Operette »die Krakauer« gaben den Anstoss zum Aufstande von 1794. Neben ihm tauchten Dramatiker wie Bohomolec, Krasicki, Wibicki, Drosdowski, Felinski, Zablocki auf, deren Stücke allerfranzösischen Mustern nachgebildet waren, aber von der Begeisterung für die Sache des Vaterlandes getragen wurden.

Das Theater ward zum Sammelpunkt der vornehmen Welt während des Reichstages. »In der That, man konnte, wenn bei feierlichen Gelegenheiten politisch bedeutende Schauspiele gegeben wurden, nichts reizvolleres sehen als die erste und zweite Reihe der Logen im Theater. Es geschah dem Könige und seinen Freunden zu Gefallen, wenn man recht zahlreich erschien; dem Tage zu Gefallen, wenn man recht prächtig, und seinen Reizen und seinen Liebhabern zu Gefallen, wenn man recht geschmackvoll und verführerisch erschien. Ich spreche, wie man sieht, von den Weibern; von Weibern, die an sich zu

den schönsten, üppigsten und geschmackvollsten in der Welt gehören und die an solchen Abenden, von tausend Wachskerzen angeflammt, dreifach blendeten und bezauberten. Die Geschäftigkeit der Männer, die in ihrem glänzendsten Anzuge, in silberstarrenden Kurtken (wir befinden uns im Jahre 1791), oder mit goldschweren Pässen (Gürteln), oder mit brillantenen Degengefässen und Schnallen, mehr wie betäubt und trunken, als frei und heiter von Loge zu Loge trippelten und sich tiefer bückten und noch lauter und wortreicher waren als sonst: diese Erscheinung zeigte, dass die Feen in den Logen mit ihrem Einfluss auf das Parterre zufrieden sein konnten, und dass ihr Zweck erreicht war, wenn sie sich und nicht das Schauspiel und die Schauspieler zur Hauptsache in dem von Menschen starrenden Hause machen wollten. Kam dann eine politische Anspielung im Stücke vor und eine dieser Zauberinnen streckte ein Paar runde Hände über den Rand der Loge heraus und schlug sie sanft patschend zusammen: so war die patriotische Trunkenheit, die durch jene Stelle erweckt wurde, vollends allgemein und stürmend, und tausend Hände fuhren wild und hohl zusammen, während eben so viele Stimmen »bravo« und »fora« mehr brüllten als riefen. Es gab ein Geräusch, das sich nur derjenige denken kann, der die älteren Franzosen eine schmeichelhafte Stelle für ihren König, und die neueren die erste republikanische Tirade hat berasen hören«.

Während des Reichstages hörte Warschau zum ersten Male seit den Zeiten Wladislaw's IV. wieder italienische Opernmusik. Die Kunstliebe des Königs zog gute Opernkräfte herbei, berühmte Sängerinnen wie die Banti traten auf, zu den beliebtesten Opern gehörten Salieri's »Assur« und »Tarrare«.

Auch das Ballet lebte wieder auf, nachdem es, gleichfalls seit Wladislaw, von der polnischen Bühne verschwunden war. Und kaum eine Kunst schmiegte sich so natürlich als diese dem polnischen Naturell an. Die Anfänge dazu legte der Unterschatzmeister von Litthauen, Tiesenhausen, in einer Truppe, die er durch einen französischen Balletmeister Le Doux aus seinen Leibeigenen hatte bilden lassen und dann dem Könige

zum Geschenk machte. Dieser schenkte der Truppe die Freiheit, vergrösserte sie und schuf aus ihr ein Ballet, in dem die bekanntesten Tanzkünstler Europas, eine Vestris, eine Pie dem Enthusiasmus der tanzgewandten polnischen Welt Genüge thaten.

Auch Kampfspiele gab es damals in Warschau, wo Bär und Wolf, Mensch und Stier sich vor einem zahlreichen Publikum aus der niederen Volksschicht producirten, ein Vergnügen, das von Kennern nicht sonderlich gelobt ward gegenüber den Erfolgen, die die Collegen von der Hetzarena zu Wien und anderwärts zu erringen wussten.

Ausser diesen öffentlichen Vergnügungen boten dem Hange der Polen zu galanten Intriguen die Maskenbälle eine weite Arena. In denselben Räumen des Radziwill'schen Palastes, die früher das Theater beherbergt hatten, versammelten sich während des Reichstags bunte Schaaren zu grossen Redouten; sie bildeten den Sammelplatz der zahlreichen Halbwelt der Stadt, deren pikante Geheimnisse indessen auch von den neugierigen Ohren der Schönheiten der Paläste bald in sicherer Maskenhülle, bald ohne Maske belauscht wurden. Solchen Redouten öffneten sich auch die Thore des Palastes Sulkowski in der Neustadt. Unter den freieren Bewegungen des Maskenrechtes, unter dem Anreiz des Spiels, das hier sich in grossem Maassstabe eingenistet hatte, unter den Stachelungen der Eifersucht, unter dem Schleier der Anonymität, der diese ganze hin und her flatternde Menge — es ward nicht getanzt — einhüllte, stiessen die Leidenschaften offener und jäher als anderwärts aufeinander; hier waren die Hauptheerde der zahllosen Zweikämpfe, die zum Geschmack, zur gewöhnlichen Würze der Gesellschaft gehörten und draussen vor dem Thore der Stadt ausgefochten wurden.

Der Zweikampf war erst in neuerer Zeit recht in Mode gekommen. Das Gesetz verfolgte ihn nicht, die unberechenbar verletzliche Ehre des polnischen Cavaliers bot dazu hundertfältig den Anlass; der Geschmack für Streit und Prahlerei beförderte, das unmässige Trinken, die eben so unmässigen Liebeshändel, das Spiel nährten ihn. Hatten ein paar Rivalen einander durch Handdruck oder Brief herausgefordert, so stoben eines Morgens

zwei lustige Kavalkaden zur Stadt hinaus, drei Meilen weit fort von dem Weichbilde, wo der Kampf erlaubt war, meist nach Jablonna. Es wurde gezecht bis die Gegner zum Kampf traten; die Säbel oder die moderneren Pistolen thaten das Ihrige, bis die Secundanten Halt geboten; die Kämpfer mussten sich küssen und gemeinschaftlich ging es dann zurück zum Gelage in der Stadt. Unter den Sachsen schoss man sich noch zu Pferde.

XIV.
Die warschauer Gesellschaft.

Dieser Staat, der sich selbst eine Republik nannte, hatte doch nie seine Bürger für öffentliches Leben erziehen können, denn er war selbst nie von der Idee des gemeinen Wesens getragen. Wie der Magnat, der Politiker von Geburt, sich nie über den Standpunkt der Familienpolitik, des Parteiinteresses erhob, wie der König auf Grund der Pacta conventa nur die Stellung eines primus inter pares einnahm, so trugen alle Gebilde des staatlichen Lebens einen privaten Charakter an sich, so war die Politik nur eine Summe politischer Atome, die sich ein jedes um den Mittelpunkt einer Person drehten, ohne festen inneren Zusammenhang mit dem Staatsganzen. In gleicher Weise war auch das sociale Leben nicht überwölbt von der zusammenfassenden Kuppel einer Oeffentlichkeit, die ihre Grundgesetze rückwirkend den Schichten des Volkes vorschrieb, auf denen sie ruhte. Diese sociale Masse, die sich in Warschau während des Reichstages umherwälzte, war nicht durchleuchtet von staatlichem Bewusstsein, von Ideen, die zu Ueberzeugungen sich gefestet hatten, es fehlte ihr der feste Knochenbau auf das Allgemeine gehender Grundsätze. Wo ein Mann seiner Meinung Anhang verschaffte, da war es nicht diese Meinung, die Gedanken, denen man Beifall zollte, sondern man jauchzte nur dem Manne zu, der sie aussprach; man war ebenso bereit, im nächsten Augenblick derselben Person zuzujubeln, auch wenn sie eine entgegengesetzte Meinung zu vertreten für passend fand.

Diese unbeständigen Formen zeigte die Gesellschaft überall. Sie hatte keinen Charakter, denn Sitte, Convenienz, Liebhabe-

reien konnten von Jedem über Nacht umgeworfen werden, der es verstand ihr zu imponiren. Nicht blos die Normen der Aeusserlichkeit, der Etiquette, der Mode des Auslandes wechselten mit jedem Winde, sondern auch die Richtung des ästhetischen Geschmackes, der geistigen Bedürfnisse schwankte in einem Grade, der selbst in solchen ihrer Natur nach und erfahrungsmässig überall sehr beweglichen Kreisen der sogenannten grossen Welt überraschen musste.

Zehntausende aus dem polnischen Adel mit ihren Schaaren von Bedienten, Tausende von Fremden aus Deutschland, Frankreich, Italien waren plötzlich an einem Orte zusammengeströmt, und Alle stachelte unaufhörlich der Trieb nach Vergnügen. Ein einziges ungeheures Carnevalsfest sog Alles aus dem Lande auf, was an Menschen, was an Mitteln des Glanzes, der Freude Polen in sich barg und drehte diese bunte Masse täglich in immer neuen Zusammensetzungen umher, sinnverwirrend, kein Maass kennend, jeder Schranke spottend. Es schien ein ununterbrochener Fasching zu sein, in dem Warschau dahintaumelte. Und unter diesem Geflimmer äusserer Pracht, diesem wüsten Lärm eitler Massen sollte das Vaterland aus seinem Elend wieder aufgerichtet werden, dieses war die Werkstatt der Männer, welche das Reich in seinem raschen Sturz zum Abgrunde hin aufhalten sollten. Es fehlte freilich in all diesem kindisch tollen Schwindel weder an Talenten noch an Geist, weder an Erkenntniss noch an Plänen: aber es fehlte an Selbstverleugnung, an ernster Hingabe, und man darf erstaunen, dass aus dieser Hexenküche noch ein Werk wie die Verfassung vom 3. Mai hervorgehen konnte.

Die reichen Magnaten öffneten ihre Paläste der freigebigsten Gastlichkeit. Neben dem geselligen Vergnügen galt es der Partei Freunde zu werben, die Gegner durch äusseren Glanz in Schatten zu stellen.

Der Marschall Malachowski bot Dienstags Jedermann freien Eintritt in seinen Palast in der Königsstrasse. Uneingeladen durfte Jeder erscheinen, der ein anständiges Kleid trug;

Musik und Tanz unterhielt die Anwesenden. Die dem Hausherrn minder Bekannten verliessen die Gesellschaft vor dem Abendmahle, an dem nur die Bekannten theilnahmen. Kasimir Sapieha gab wöchentlich einen Ball und ein Mahl in seinem Palast in der Strasse Kroczym. Zu den besuchtesten »Assembléen“ gehörten die der Hetmanin Oginska. Ihr Haus war ebenfalls für alle Welt offen. »Von Mittag fast bis zu später Abendstunde strömten die Gäste dort ein; die ziemlich bejahrte Wirthin achtete wenig auf ihre Auswahl. Mehr als einen jungen Schmarotzer konnte man dort erblicken, der sich darauf zu Gute that, dass er ohne die Hausfrau zu kennen ihre ausgesuchten Mittags- und Abendmahle verzehren half« .... »Aber in keinem Hause fand man eine so angenehme, so liebenswürdige Gastlichkeit, als in dem der Kastellanin Landskron und ihrer Schwester Granowska. Beide verwittwet, machten gemeinschaftlich Haus, überall in der Residenz bekannt unter dem Namen »Pani«.

In der Masauer Strasse war der unscheinbare hölzerne Palast Krasinski ein Heerd altpolnischer Gastfreundschaft. In polnischer Kleidung, mit polnischer Küche und polnischer Unterhaltung erfreute der alte und angesehene Hausherr hier in patriarchalischer Weise die weniger geräuschlustigen Kreise. Die Fürstin von Nassau-Siegen bezauberte in ihrem Hôtel durch die Vornehmheit ihres Wesens und den nie versiegenden Quell ihrer Anekdoten, Einfälle und leichten Gespräche. Ihr Haus war eine italienische Villa im reinsten Geschmack, hier konnte man jede Person von Bedeutung an gewissen Tagen der Woche treffen. Die Fürstin, die eine leidenschaftliche Theaterfreundin war, hatte eine Dilettantenbühne in ihrem Hause mit allem Comfort hergerichtet. Hier zeichneten sich als Schauspielerinnen aus die Fürstin Sewerin Potocka, die Gräfin Tyszkiewicz, Schwester des Fürsten Joseph Poniatowski, vor Allen aber die schöne Julia Potocka aus dem Hause Lubomirski. Auf dieser Privatbühne gelangte auch zuerst ein Stück zur Aufführung, das in Paris das Placet der Obrigkeit nicht hatte erhalten können: Beaumarchais sandte sein Manuscript der

Fürstin und diese erfreute ihre Gäste durch das neue Lustspiel: »die Hochzeit des Figaro«.

Neben der Fürstin von Nassau stachen an fremden Persönlichkeiten von Bedeutung der junge Prinz von Würtemberg hervor, ebenso die Fürstin und der Fürst von Ligne, der sich bei den Anhängern Altpolens einzuschmeicheln suchte, indem er mit ihnen lateinisch sprach, und der Alt und Jung durch seinen Witz ergötzte. Zeitweilig entfaltete auch die kluge und schöne Herzogin Dorothea von Kurland hier ihren Glanz, viel umworben, am meisten von dem Könige selbst. Sie hatte ihren Zauber spielen lassen um ihn zu fesseln, weil sie seiner Hülfe daheim in Kurland bedurfte, und es glückte ihr rasch. »Le roi en rafolla« und die Herzogin beherrschte eine Weile lang unbestritten die warschauer Welt und den König, der ihr auch später immer sehr zugethan blieb. Mit diesen Häusern wetteiferten die ausländischen Gesandten, vor Allem der von Russland, durch blendende Pracht, und widerwillig mussten auch sparsamere Höfe, wie der preussische, den Beutel aufthun um den Anforderungen zu genügen, welche die ihnen ergebenen Parteien in Warschau an sie in dieser Beziehung stellten.

In der polnischen vornehmen Welt stand neben der Kastellanin Landskron in gleich hohem Ansehen die Fürstin Sanguszko. Ihr Name, ihre Tugend, ihr hohes Alter, ihre freundliche und ehrfurchtgebietende Umgangsform machten sie zum Gegenstande einer allgemeinen Verehrung, die ihr den Namen einer »Dekanin der Damen« verschaffte. Ihre Nachsicht im Urtheil, ihre Anmuth und Bildung lockten die vornehmsten Geister Abends in ihre mit, seltenen Kunstwerken geschmückten Säle, um dort den Klängen der besten Kapelle der Stadt zu lauschen. Dann folgte der übliche Tanz.

Die Liebhaber musikalischer Genüsse sammelten sich auch gern bei der Fürstin Radziwill. Die noch immer fesselnde Mutter sowohl, als die beiden reizvollen Töchter und die Söhne sangen oder musicirten selbst oder es kamen grössere musikalische Compositionen zur Aufführung. — Rauschende Fröhlichkeit, verschwenderischer Genuss herrschte in dem Palast der

alten Fürstin Sapieha in der Neustadt. Der Primas, Bruder des Königs, sah Freitags bei sich eine »Cosetta«, zu der sich das feine Publikum sehr vollständig versammelte. Der Fürst Massalski, Bischof von Wilna, sah eine zahlreiche Schaar von Schlemmern an seiner üppigen Tafel.

Ein für Jedermann offenes Haus war Sonntags dasjenige der Schwester des Königs, Wittwe des früheren Hetmans und Kastellans von Krakau Branicki. Man nannte sie nur »Madame de Cracovie« und drängte sich in ihre Säle, weil dort der König stets zu sehen war. Nach einem reichen Mittagsmahl begann der Tanz. Um 8 Uhr Abends entfernte sich die Gesellschaft. Der Tod der »Pani Krakowska« riss gegen das Ende des Reichstages eine merkliche Lücke in den geselligen Verkehr.

Der König gab hin und wieder ein Essen, zu dem die Diplomaten und Minister, viele Landboten eingeladen wurden. Des Sommers belebte sich seine Villa Lazienki öfter von Gästen, die sich zum Frühstück im Garten einfanden, dann tanzten, hierauf zur Mittagstafel sich sammelten, wonach der Tanz erneuert ward. Uebrigens war der König selbst stets maassvoll auch in diesen Vergnügungen, niemals liess er sich zur Schwelgerei hinreissen, nie vergass er die Würde seiner Person. Er tanzte gut, mit vollendetem Anstand schritt er in der Polonaise einher, ohne jemals die vortheilhafteste Darstellung seiner Person aus dem Auge zu lassen.

Lazienki, der Lieblingsaufenthalt und das noch heute bewunderte Denkmal Poniatowski's, war ganz ein Werk von seiner Hand. Er liebte es so, dass Kitowicz die böse Vermuthung aufstellt, er habe aus Furcht, von dort vertrieben zu werden, sich nachmals der Conföderation von Targowicz, die Polen stürzte, angeschlossen. Hierher zog er Sommers mit seinen Geliebten, seinen Poeten, seinen Büchern, seinen Schauspielern; hier träumte er auf schaukelnder Gondel sich nach Venedig oder Versailles, hier ersann er neue Ueberraschungen für seine geselligen Feste; er baute und schmückte immer wieder an dem kleinen Schlosse und dem Park in französischem Stil. Seine glücklichsten Stunden verbrachte er dort im Kreise der

Freunde und der Fremden, deren Bewunderung dieses Lustschlosses er so gern genoss. Kaum dürfte ein Hof jener Zeit das Leben der französischen Könige so sehr nachgeahmt haben, als Poniatowski in Lazienski. Und mit Stolz empfing er die Anerkennung dessen von den Franzosen, die nach Warschau kamen oder von seiner alten pariser Freundin, Madame Geoffrin, als sie ihn hier besuchte.

Keiner aber der stolzen und prachtliebenden Magnaten konnte mit dem Stolz und der Pracht des Wojewoden von Litthauen wetteifern.

In Warschau pflegte Karl Radziwill zu Fuss zu erscheinen, denn er verachtete die modischen Wagen. Hinter ihm wälzte sich dann eine solche Menge seiner Assistenten her, dass die Strasse fast gesperrt wurde und man Mühe hatte sich durchzudrängen. Wann er zur Audienz aufs Schloss zog, oder zum Reichstage, so gelangte das eine Ende des Zuges schon vor die Reichstagsstube während das andere Ende noch im Hofe des radziwillschen Palastes war. Im Theater sah man ihn nie in einer Loge, sondern stets in dem Parterre, das kein Gestühl hatte, und welches er ganz für sich zu miethen pflegte. Auf dem Wege dahin forderte er jeden, der ihm begegnete, mochte er seinen Namen auch nie gehört haben, auf, ihn zu begleiten mit der ihm stereotypen Anrede: »Panie kochanku (geliebter Herr), ich bitte Sie ins Theater, kommen Sie gefälligst mit mir«.

Die grossartige Pracht, die er in seinem Palaste entfaltete, überstrahlte alles, was andere Magnaten zu leisten vermochten; vor dem orientalischen Luxus des »Panie kochanku« verblassten die elegantesten Schöpfungen des westeuropäischen Geschmacks. Der Palast Radziwill in der Krakauer Vorstadt übertraf alle anderen an Grösse; er beherbergte früher in seinem obern Stock das Theater. Als erklärter Feind alles Fremdländischen hatte Radziwill auch in der Ausstattung der für seine Person bestimmten Räume den westeuropäischen Geschmack fern gehalten: getünchte Wände, roh und schwer gearbeitetes Geräth, aber massiger Goldschmuck, edles Gestein umgaben ihn. Nur wo er gegenüber dem jungen Polen, dem modernen Warschau,

glänzen wollte, konnte er den europäischen Luxus nicht umgehen. Jetzt, im Jahre 1789, hatte er seinen Palast verschwenderisch herrichten lassen, denn es galt die Feier des Jahrestages der Vereinigung Litthauens mit Polen zu begehen, und er wollte der Krone Polen ein Fest im Namen Litthauens geben.

Ungefähr 4000 Einladungen waren ergangen. Bei der Einfahrt in den weiten Hofraum schien der Palast in Flammen zu stehen von den zahllosen Leuchten; die Gallerien und Aufgänge waren mit rothem Tuch ausgeschlagen. Ausser den Sälen des früheren Theaters war eine Flucht von Gemächern für die Gäste geöffnet, an jeder Thür von den Gallerien an standen je zwei Pajuken in den Farben der Radziwill's. Drei ungeheure Säle waren in ein Gelass vereinigt, in dem eine Tafel von solcher Länge stand, dass man von ihrem einen Ende aus die Gesichter am andern nicht erkennen konnte; vier anstossende weite Säle waren gleichfalls von Tischen eingenommen, im fünften sass an einem runden, etwa 40 Ellen im Umfang haltenden Tische der König, neben ihm die regierende Herzogin von Kurland und im Kreise 22 Frauen aus den ersten Familien und der Verwandtschaft des Königs. In der Mitte dieses Tisches stand ein hoher Aufsatz aus Porcellan, die Eroberung von Gibraltar darstellend, eine der schönsten Arbeiten der sächsischen Fabrik zu Meissen; Messer und Gabeln, Teller, Schüsseln, auf denen gereicht ward, alles war von Gold. In den drei Nebensälen, auf jenem endlosen Tische war das herrlichste Silbergeräth von augsburger Filigranarbeit aufgehäuft; die ebenso langen Kredenztische an den Wänden waren gleichfalls von Silbergeräth überfüllt: von ungeheuren Kübeln für Flaschen, Trinkbechern, uralten Gefässen, deren Formen auf eine entfernte Vergangenheit wiesen und an die Zeiten Olgierd's mahnten, Reichbrettern, Tellern, Messern, Gabeln in mehreren hundert Dutzenden. Kandelaber und Leuchter aller Art standen und hingen überall und hielten sicher etwa 2000 Kerzen. Ausser in dem königlichen Saal war noch in drei Sälen das Silbergeräth in glänzender Beleuchtung aufgehäuft; es ist schwer, diesen Glanz und Pracht zu beschreiben. — Sämmtliche Gemächer waren zu diesem Feste mit

neuen Tapeten aus Sammet, goldenem Saum und Quasten geschmückt, das Zimmergeräth überall den Wänden angepasst worden.

Getanzt ward in dem Raum des früheren Theaters. Der König eröffnete den Ball mit der Herzogin von Kurland. In wohl zehn anstossenden Zimmern standen Kartentische, an denen verschiedene Spiele gespielt wurden.

Als es zu Tische ging, bewegte sich die Menschenmenge aus den Tanzsälen in die Speiseräume. »Wir traten[1] wie in einen bezauberten Ort ein; wer glücklich einen Sessel fand, der setzte sich, aber mehr als der dritte Theil der Gäste stärkte sich stehend an den Seitentischen .... man vermochte keinen Schritt sich zu bewegen ohne auf eine Schüssel und auf einen höflichen Litthauer zu stossen, der zu ihr dringend einlud. Ich trat auch in den Saal, in dem der König speiste: der Imbiss begann mit Austern, die zu diesem Zweck auf einigen Wagen aus Hamburg hergebracht waren; einige hundert Schüsseln davon wurden geleert. Mit einigen jungen Bekannten setzten wir uns endlich, der Ueberfluss war maasslos, kaum verschwand eine Schüssel, so tauchte eine andere auf, ich weiss nicht, wie viele hunderte von Flaschen Champagner ausgetrunken wurden, ausserdem wurden allerlei alte Weine umhergetragen..... Endlich ward der Nachtisch aufgetragen, in einem Augenblick verschwand alles Silber von den Tafeln und es folgten Geschirre für den Nachtisch, die in unzähliger Menge überall umhergestellt wurden. — Der Fürst Radziwill ging durch alle Säle, bei allen Gruppen umher, wo gegessen und getrunken ward, immer dieselbe Leier wiederholend: »Panie kochanku, Sie essen nicht, Sie trinken nicht! Sie sind ungnädig«. Und einstimmig ward geantwortet: »Auf das Wohl des Fürsten!« und die Gläser wurden geleert.

Das Fest dauerte wohl drei Stunden. Die Bedienung war ungewöhnlich zahlreich und gut, sämmtlich in den Farben des Fürsten, die Pajuken in gelb atlasnen Leibröcken, himmelblauen

[1] Ochocki a. a. O. I, 280 ff.

Oberröcken mit dicken Schnüren, gleichen massiven Leibgurten aus Slucker Arbeit, an der Seite den ausgelegten Pallasch, Mütze und Handschuhe von Elennleder hinter dem Leibgurt. Die Uebrigen, Haiduken, Pajuken und Lakaien in denselben Farben, mit einem Saum von geschorener Seite. Alles Silber und Geschirr trug das Wappen der Radziwill's«.

Man schätzte die Kosten dieses Festes auf über 2 Millionen poln. Gulden (1 Mill. Mark).

Neben den Magnaten suchten sich in neuerer Zeit einige Banquiers hervorzuthun. Die Verschwendung des Adels, die gerade während des Reichstages zu ungeahnter Höhe anwachsende Einfuhr fremdländischer Luxuswaaren, endlich besonders die Misswirthschaft der Grossen auf ihren Gütern, die wir früher schilderten, waren die Ursache, dass diese letzteren trotz ihrer Reichthümer doch fortwährend Mangel an baarem Gelde litten. Dies hatte zur Folge, dass sie häufig Anleihen machen mussten und dann ihrer ganzen Wirthschaftsart entsprechend nie sich um die Zinsen kümmerten, die sie zahlen mussten. Alles dieses ward zur reichen Quelle einiger Speculanten, die nach Einführung eines Wechselrechts durch den Reichstag von 1775 begannen, trotz des Mangels eines Hypothekenwesens, auf die persönliche Kenntniss der Vermögensverhältnisse der Pane gestützt, Wechselgeschäfte zu machen, und so mit der zunehmenden Verschwendung immer müheloser ihre Taschen aus den Geldklemmen der Magnaten zu füllen. So hatte das Haus Tepper eine glänzende Stellung erlangt, nächst ihm blühten die Banquierhäuser Blank, Kabrit, Prot Potocki. Aber der leichte Gewinn und die Eitelkeit verführten die Geldmagnaten dazu, mit den Geburtmagnaten wetteifern zu wollen. Sie erbauten sich Paläste, ihre Ställe füllten die edelsten Pferde, Tepper z. B. hielt deren 40, das Theuerste war ihnen eben recht, um ihre Säle zu schmücken, um ihren Geschmack zur Schau zu stellen. Die Frauen spielten die Amazonen gleich den adligen Wagenlenkerinnen, nur ohne das Geschick der letzteren; den Töchtern Tepper's mundete der Kaffee nur, wenn er auf Kohlen von Sandelholz zubereitet war.

Die feinsten Leckereien waren auf ihren Tafeln zu finden, die höchstgestellten Schuldner halfen sie verzehren und behandelten die Hausherren fast wie ihresgleichen; selbst den König sah man zuweilen zu Mittag bei Blank, mit dem er die meisten Geschäfte hatte. Die Tepper und Kabrit hatten natürlich unter solchen Verhältnissen nicht mehr Zeit um ihre Kasse, ihre Geschäfte sich zu kümmern. Brauchten sie Geld, so hatten sie ja nur in die Kasse zu langen, sich die Taschen voll Gold zu schütten und ihres Weges zu gehen; im Uebrigen liessen sie sich kaum in ihrem Geschäftslocal blicken. Bald begannen die Geschäftsführer, die die Kassen füllen sollten, zu finden, dass das Contocorrent des Principals elastisch genug sei, auch ihnen einen ihrer Stellung entsprechenden Griff in den Säckel zu gestatten. Sie machten ihre Geschäfte auf eigene Hand und lebten in Saus und Braus wie die Herren. So kam es, dass im Jahre 1793 das Haus Tepper, dann auch das Haus Kabrit stürzten und unzählige Familien in einen Bankerott mit hineinrissen, der allmählich einen ungeheuren Umfang annahm, ja von manchen auf 200 Millionen polnischer Gulden (über 30 Millionen Thaler) veranschlagt wurde. Nur Blank rettete sich aus dem allgemeinen Verderben, weil er immer arbeitsam und behutsam sein Geschäft geführt hatte. Potocki wurde trotz seiner Umsicht, trotz seiner Arbeitsamkeit und seiner erfolgreichen Handelsunternehmungen auf dem schwarzen Meere, trotz seiner Fabrikanlagen und seines grossen Grundbesitzes dennoch in dem allgemeinen Strudel mit verschlungen.

Vorläufig aber, während des langen Reichstages, trugen die Verschwendung und der Credit, den diese Geldpane auch im Auslande hatten, viel dazu bei, den Glanz Warschaus zu mehren. Ausser den grossen Häusern, die wir nannten, gab es noch viele zweiten Ranges, die in geringerer Ausdehnung, doch nicht minder offen waren für ab- und zuströmenden Besuch. Genuss war die allgegenwärtige Empfindung, deren Triebe alles Andere sich unterordnete, und man staunt über die Unmittelbarkeit, die zwanglose Naivetät, mit der diese Gesellschaft jenem obersten Gesetze ohne Bedenken folgte.



Der Adel bildete die Gesellschaft; es gab weder einen Hof, der die Gesetze der Etiquette machte, noch einen Bürgerstand, dessen Urtheil diese Gesellschaft zu scheuen hatte. So weit ihre Lust sie hintrug, so weit steckte sie die Grenzen ihres Anstandes, so gross war der Raum, in den zur Sitte geheiligt der frische Lebensgenuss sich sprudelnd ergoss. Eine heitere Sinnlichkeit athmete diese Masse, deren Duft naturwüchsig jedem Einzelnen entströmte, dass kühlere Reflexion nirgend eine Stelle fand, wo sie abseits der berauschenden Atmosphäre einen Augenblick sich besinnen und kritisch den Wirbel der Umgebung betrachten konnte. Niemandem fiel es ein, in diesem Gewühl seinen Nebenmann zu mustern, an sein Betragen einen kritisirenden Maassstab zu legen, wie es so gewöhnlich ist in solcher Gesellschaft. Niemand störte den Andern durch Aufdrängen allgemeiner Pflichtgebote, noch liess er sich durch solche in seinen Neigungen stören, Alles lebte nach der Weisheit »erlaubt ist was gefällt«, keiner fragte grübelnd nach dem was sich zieme. Und es schien sich Alles zu ziemen für diesen fröhlichen Schwarm, der nie hinter sich noch um sich blickte, sondern mit stets lachendem Munde und graziösem Sprunge über Alles hinwegsetzte, was in diesem Menschenstrome eine andere als die allgemeine Richtung einzuschlagen suchte oder was links oder rechts die Haltung verlor. Denn fiel einer zu Boden, so stand er flugs wieder aufrecht und Niemand fragte darnach, ob er Schaden genommen, ob ein Makel der Sittlichkeit an ihm haften geblieben war, er trat alsbald wieder in den Reigen ein und jeder Fehl war rasch vergessen.

Die Lockerheit des geschlechtlichen Umgangs, wie sie damals überall herrschte, trat hier in den Abbildern der pariser Salons üppiger auf, als anderswo, denn die sinnliche Natur des Polen kam ihr völlig ungerüstet, wehrlos entgegen. Nicht wenig ward sie auch durch den König und die vielen Liebschaften gefördert, denen er gerade in den höchsten Magnatenkreisen sich hingab. So war eine Zügellosigkeit eingerissen, die alle Familienbande zu sprengen drohte. Keine öffentliche Meinung legte den Männern den leisesten Zwang an, wenn sie die Ge-

sellschaft im Gemache ihrer Frauen verliessen, um am Arm der »Freundin« im Theater zu erscheinen, noch den Frauen, wenn sie vom Balle mit ihren offen erklärten »Freunden« in ihre Gemächer heimkehrten, in denen diese, nicht ihre Gatten herrschten. In Warschau wurden zehnmal mehr Ehen gelöst, als im ganzen übrigen Reich und es kam so weit, dass es Gebrauch ward, bei der Hochzeit für den Fall des Rücktritts eines Theiles ein gewisses Reugeld festzusetzen. Ueberall, im Ballsaal, im sächsischen Garten, auf den grossen Maskenfesten, draussen vor der Stadt in Mariemont, in Villanow spielten die Fäden fortwährend hin und her die zarten Verbindungen zu knüpfen, tausend Hände spannen ohne Unterlass an diesem lüstern reizvollen Gewebe der Intriguen, viel zu leidenschaftlich den Lockungen der Lust folgend, um darauf zu achten, ob der Mantel des Geheimnisses, in dem Gedränge zurückgeschlagen, dem Auge Neugieriger einen verrätherischen Blick offen liess, oder auch ganz von der Schulter gefallen, der lachenden Menge einen schadenfrohen Augenblick gewährte. Wer jung und schön war, liess seiner glühenden Sinnlichkeit und seinem grossen Hange zur Intrigue zwanglos den Lauf frei, ohne dadurch Anstoss zu erregen, und Warschau zeichnete sich stets durch die Schönheit seiner Frauen und Männer aus. So mag ein Zeitgenosse wohl Recht haben, welcher meint, man könne von den alten polnischen Magnatengeschlechern kaum im Ernst reden, denn die Glieder dieser Familien seien fast ausnahmslos Kinder, Enkel oder Urenkel von Hofmeistern, Tanzmeistern, Reitknechten u. dgl. — Daneben blühte eine niedere Prostitution von französischer Herkunft, die in grosser Anzahl ebenso unverhüllt auftrat, als die Sittenlosigkeit der vornehmen Damenwelt. Das Maitressenwesen gehörte fast zum Hauswesen des vornehmen Mannes und trat nicht selten mit diesem in offenen Wettkampf. Es diente fast wie ein harmloses Gesellschaftsspiel zur Belustigung der eleganten Welt, als mehrere der gefeiertsten Damen der Stadt es unternahmen den vielumworbenen, schönen Joseph Poniatowski — wenn wir nicht irren — seiner Maitresse abspänstig zu machen. Zu diesem Zwecke versuchten sie

gemeinsam eine Ueberraschung des ihnen zu keuschen Jünglings. Mit der nacktesten Schamlosigkeit und den vollendetsten Künsten des Harems sollten die Sinne des Opfers überrumpelt werden, da die bisherigen Versuche misslungen waren. »Verführerisch in einem Grade, wie nur ein polnisches Weib der hohen Klasse es sein kann, erwarteten diese drei der reizendsten Weiber Warschaus ihn eines Abends in seinem Schlafzimmer.....« Aber der Versuch scheiterte an der Treue des Prinzen und ein schadenfrohes Gelächter der Gesellschaft bestrafte die kühnen Damen. Die Menge der Maitressen kam aus Frankreich und Italien, nur die niederen Klassen rekrutirten sich im Lande. Schon aus obigem Beispiele erkennt man die völlige Nacktheit, mit welcher die Zügellosigkeit des geschlechtlichen Umganges hier auftrat. Kein Weib, kein Mädchen machte es sich zum Gewissen, dem allgemeinen Bacchuszuge sich anzuschliessen, die heftige, derbere und rohere Natur der Polen liess die Formen der Galanterie hier ungebundener, rücksichtsloser als selbst vielleicht in dem gleichzeitigen Paris des sechszehnten Ludwig erscheinen.

Eine andere Leidenschaft hatte ebenso tiefe Wurzeln geschlagen: das Spiel. Ueberall wurde gespielt. Auf jeder Abendgesellschaft griff ein Theil der Anwesenden zu den Karten, nicht blos die Männer, sondern auch die Frauen nahmen daran Theil, selbst die Kinder versammelten sich zuweilen um einen Pharotisch und verloren einige Dutzend Dukaten. Oft eröffnete die Hausfrau eine Bank, oft einer oder mehrere der Gäste, die Uebrigen drängten sich fröhlich und stürmisch herbei und das Gold rollte unaufhaltsam. Man spielte allgemein und mit einem Leichtsinn, mit einer Gleichgültigkeit gegen die Gefahr des Verlustes, die allen Schicksalschlägen gewachsen war Ungeheure Summen wurden gewonnen und verloren, grosse Vermögen wanderten in wenigen Stunden von einer Tasche in die andere. Besonders beim Bischof Massalski raste ein verzweifeltes Spiel, aber auch die andern Grossen schwelgten in dieser Aufregung der absoluten Möglichkeiten. Wer sein Geld, seine Güter, seine Häuser, Pferde, Maitressen und Dienerschaft, Alles was ihn eben als reichen Mann umgeben hatte, zu unglücklicher Stunde

verloren hatte, verzweifelte darum ebenso wenig, als der Aermere, dessen ganze Habe in einigen hundert Dukaten daraufgegangen war. Denn auch dieses Laster waltete frei, von Niemandem missachtet noch verfolgt, seiner Gehässigkeit zum Theil beraubt durch die Geringfügigkeit der Wirkung, die es auf den Verlierer und auf die Gesellschaft ausübte. Der Ruinirte verlor dadurch nichts in den Augen der Freunde und die Elasticität seines leichten Lebensmuthes verhinderte, dass in ihm die Gewohnheit des Reichthums allzu tiefe Bedürfnisse festsetzte, sie liess ihn bald auf dem leichteren und härteren Gefährt des Lebens ebenso zufrieden vorwärts stürmen, als vorhin in der reichen Karosse. Hatte er früher zahlreiche Gäste in seinem Hause bewirthet, so war es natürlich, dass nun Andere ihn bewirtheten, er schloss sich dem grossen Strom der Aermeren an, die täglich die Säle der Reichen füllten, vielleicht auch brachte ihm eine gute Stunde das zurück, was eine schlimme ihm genommen hatte.

In soviel Tausenden dieser unverlöschliche Funke des heitren Lebensmuthes glühte, ein Jeder fand hier täglich reichlichen Zündstoff für die lustig aufflackernde Flamme des Genusses. Wer des Morgens mit seinem Putz fertig war, stürzte hinaus in den Strudel, setzte sich in den Wagen oder aufs Pferd, das auch die Aermeren nicht missten, und begab sich hierhin zu einem Frühbesuch bei einer Schönen, die er hofirte, oder schloss sich dort einer Reitpartie an zum Ausfluge vor die Stadt, fuhr dann bei irgend einem Hause vor, um dort Mittag zu speisen, sicher gastliche Aufnahme zu finden, wenn nur die Familie daheim war. Abends fehlte es nie an grossen Vereinigungen, die er aufsuchen konnte, denn jeder Tag der Woche war oft mehrfach besetzt von den Festen der Grossen. Da drängte sich Wagen an Wagen, die Fackelträger durchleuchteten den Hof, die Kutscher und die reitende Bedienung schrieen, die Rosse der herbeisprengenden Reiter wieherten und stampften, die jungen Herren flogen den erwarteten Schönen mit lauten Ausrufen des Entzückens entgegen und führten sie die Stufen hinauf zum hell erleuchteten Saale.

»In diesem Gedränge schien Alles gleich und Anmaassung und Schüchternheit waren gleich weit entfernt. Wer ein Kleid trug, das zur Gesellschaft passte, hatte alle übrigen Eigenschaften, die dazu erforderlich waren, zugleich mit ihm angezogen. Kein neugieriger Blick, keine kleinstädtische Frage beunruhigte sein Selbstgefühl; die schönste Hand war zum Tanze sein, wenn sie nicht schon versprochen war; die erlauchtesten Personen setzten sich mit ihm an einen Spieltisch, die geistvollsten Sprecher wussten es ihm Dank, wenn er ihre aufmerksamen Kreise erweiterte. Selbst Plumpheit im Benehmen und Gierigkeit im Genusse fielen an einem Orte nicht auf, dessen Dunstkreis und wollustvolle Regsamkeit nicht bestimmt waren, die Gefühle und ihre Aeusserungen in wohlabgewogener Ordnung zu erhalten. Das Geräusch und die Händelsucht der Trinker, die egoistische Trockenheit der Esser, der tretende und reissende Frohsinn der Tänzer, die blasse Standhaftigkeit der Spieler, die blinde und taube Glückseligkeit der Verliebten, die Unterhaltungssucht gern gehörter Schönsprecher und viele andere Dinge zeigten sich, wie immer, wenn der Menschen viele in einer gewissen Bewegung bei einander sind, in einem gemilderten Lichte, und die nüchternsten Gemüther fühlten mit jedem Pulsschlage ihr Blut wärmer und schneller kreisen, und, statt den trunkenen Sänger neben sich, den beredtsamen Schwachkopf hinter sich, die linkischen Tänzer vor sich mit Strenge zu beurtheilen, löste sich wohl diesmal ihre Selbstgefälligkeit in ein Lächeln über solche Menschlichkeiten auf«.

Das ächt sanguinische Temperament des Polen verband sich mit seiner sinnlichen Natur zu einem Stoffe, der mit ungewöhnlicher Leichtigkeit die Formen annahm, welche hauptsächlich einen liebenswürdigen Gesellschafter machen.

Trübsinn war ihm verhasst, Grübeln ihm unmöglich, rasche Empfindung und rege Phantasie belebten ihn von Minute zu Minute, weder der Gedanke noch das Gefühl kamen je dazu, in langen, gehaltenen Accorden auszutönen, sondern sprangen alle Augenblicke vom Prestissimo in ein Maestoso, vom Largo in hüpfendes Staccato über, prickelnd und glitzernd, ohne

Grösse, aber auch ohne Stumpfheit, ohne Tiefe, aber auch ohne langweilige Breite. Der angeborene Sinn für die äussere Form fand sich leicht in die Anforderungen der Gesellschaft an das äussere Benehmen, nur selten kleidete sich ein Pole unvortheilhaft, wenn auch oft sehr auffallend, nur selten vermisste man die Anmuth in Gang und Haltung, nicht leicht auch entschlüpfte ihm wider Willen eine dumme Tactlosigkeit in der Unterhaltung. Die Sprache selbst enthielt allerdings wenig Wohllaut, die vielen Consonanten, Zischlaute, Nasallaute hinderten ein freies Austönen des Vocals und die Eilfertigkeit der Sprechweise vermehrte noch diesen Lautmangel. Dafür entschädigte eine grosse Biegsamkeit der Stimme, die auf und ab in hellem Klange den Sprüngen und Läufern der Gedanken und Empfindungen folgte. Selten hörte man einen schweren Bass, meist klang der Bariton angenehm ans Ohr und wurde nur schrill wann die Leidenschaft ihn schärfte. Ebenso selten war der Alt und vorwiegend der reinste, biegsamste Discant.

»Eine Polin eine rührende Geschichte erzählen, einen Liebhaber zärtliche Dinge sagen, beim Sollicitiren ihre Klagen und Bitten vortragen hören, ist ein wahrer Genuss für's Ohr, abgesehen von ihrem Anstand und von ihren reizvollen Bewegungen«. Im gedämpften Klang zärtlicher Worte nahmen die Stimmen eine Weichheit an, die in bezaubernder Weise die sinnliche Wärme ausdrückte, welche den Polen beiderlei Geschlechts umgiebt. Unerschöpflich in den Ausdrücken der Galanterie eilten diese sorglosen Schaaren dahin, wandten sich durcheinander, lachend, scherzend, gestikulirend, die Männer hier einer Dame die Hand küssend, dort einer andern den Gruss zuwerfend »ich küsse Ihren Fuss«, da dem Wink des Fächers zum berauschenden Spiel der Worte und der Augen zufliegend. Geschmeidig folgte der Körper den Eingebungen des Selbstgefallens und zeigte den schlanken Wuchs, die kokett gewählte Kleidung, den zierlichen Fuss; keine Regel hinderte den Cavalier, seiner Dame mitten in dem Gewühl laut seine Liebe zu betheuern, vor ihr im Entzücken das Knie zu beugen — Niemand achtete darauf. Der vornehme Pan durch-

schritt in reicherem Schmuck die Säle, der aufmerksame Beobachter aber erkannte ihn schon an der Ehrfurcht, die ihm von Anderen zwanglos gezollt ward, an der tieferen Neigung des Kopfes der Grüssenden, an der Beflissenheit von ihm bemerkt zu werden, ihm die Hand zu drücken. Jedermann wusste er eine Artigkeit zu sagen, Jeden seiner besonderen Freundschaft zu versichern. Im glänzenden Kleide, das er eben aus Paris erhalten hatte, freute sich der junge Stutzer der bewundernd auf ihm ruhenden Blicke und erzählte selbstgefällig von den Abenteuern der weiten Reisen, die er eben gemacht. In den feinsten pariser Wendungen meldete er dem französischen Marquis de St. Croix dort in der Mitte einer lauschenden Gruppe die neuesten Ereignisse aus den Salons des Grafen von Artois, um im nächsten Augenblick den herantretenden englischen Gesandten Hailes in tadellosem Englisch anzureden, dann dort einem Italiener die Meisterschaft zu zeigen, mit der er das Italienische handhabte, da den Deutschen in deutscher, den Spanier in spanischer, kurz jeden der zahlreichen Fremden in seiner Sprache zu überraschen. Ein gewisses Maass von Eitelkeit sprach aus jeder dieser bunten Figuren, allein sie wurde meist so sehr durch erwärmenden Frohsinn, durch die freie und völlige Hingabe an den Genuss, durch die bedachtlose Anmuth der Formen gedämpft, dass der Neid, die Missgunst, die Ueberhebung keinen Raum fanden, wie anderwärts erkältend, störend sich breit zu machen.

Kaum ertönte die Musik, so flogen die verwandten Atome dieser ungeordneten Masse einander zu, das Ganze gliederte sich und drängte zum Tanzsaale hin, diesem Element der polnischen Natur, das die Stimmung zur höchsten Spannung erhob. »Der Tanz, die Seele der polnischen Gesellschaften, wurde mit einer Anmuth und Leichtigkeit, aber auch mit einer Koketterie und zum Theil mit einer Wildheit behandelt, die man nirgend in einem gleichen Grade findet. Vorzüglich angenehm führte man die beiden Nationaltänze, die Polonaise und die Masurka aus, beide ihrer Natur nach ganz entgegengesetzt, aber beide der höchsten Ausbildung durch Kunst und körperlichen Bau

fähig. Die Polonaise ist der Triumph schön gewachsener Personen, die Feinheit in ihre Bewegungen, Adel in ihren Anstand, Festigkeit und Geschmeidigkeit in ihren Gang zu legen und ihre Züge mit Frohsinn und dem feinsten Ausdrucke geselliger Achtung zu beleben wissen. Diese Bedingungen sind nicht erdacht, sondern wirklich von dem Beispiele der besten Polonaisetänzer . . . . abgezogen. Noch eine möchte ich hinzufügen: die, dass dieser Tanz nie anders, als in der langen, völligen Nationaltracht von den Männern, und in der leichten, schwebenden, von der Luft getragenen Taratatka von den Weibern getanzt würde. Das kurze französische Kleid passt eben so wenig zu dem langsamen, prächtigen Charakter des Tanzes, als das knappe, nach der Soubrette schmeckende Karako oder jeder andere kurze, corsetartige Anzug. Desto reizender steht letzterer zur Masurka bei den Weibern und die Kurtka und Charivari bei den Männern. Der leichte, hüpfende Charakter dieses Tanzes, der den Körper in so mannigfachen, kurzen, schnellabwechselnden Bewegungen und Verschränkungen sich zu zeigen, und auch den Armen ein ungezwungenes Spiel erlaubt, der von dem Auge Feuer und Leben, Zärtlichkeit und Wollust fordert und dem Kopfe gebietet, der Leidenschaft gemäss sich zu erheben oder sanft auf die Schulter zu neigen, oder über die Brust herabzusenken: dieser Tanz bedarf der höchsten Einfalt, Leichtigkeit und Zartheit im Anzuge, damit das Spiel der Umrisse weder verhindert noch bedeckt werde. Auch diese Vorschriften sind von einem wirklichen Tänzerpaar abgenommen, das nicht leicht ein anderes in Vollkommenheit erreichen, noch weniger übertreffen wird. Es war der Prinz Joseph Poniatowski und Julie Potocka, die Gemahlin des oben erwähnten Johann Potocki«, eine geborene Fürstin Lubomirska.

»Prinz Joseph ist eine der vollkommensten männlichen Figuren, die man sehen kann. Sein Fuss wie sein ganzes Bein ist fein und voll, ganz ohne Tadel, und das lange Beinkleid schliesst sich, ohne Grube und Fältchen, in einem Gusse daran. Die Kurtka legt sich eng an einen feinen, geschweiften Wuchs, ruhet mit den Schössen auf zwei vollen Hüften und ist über

einer gewölbten Brust fest zugeknöpft. Seine Züge haben viel männlichen Ausdruck und ein paar grosse schwarze Augen verbreiteten ein Feuer über sie, das, die letzte Zeit, mehr für den Krieg als für die Liebe zu brennen schien (1793).

»Julie Potocka war die Grazie selbst. Wenn ihr kleiner netter Fuss den rundlichen, elastischen Körper in der Masurka schwebend umhertrug und kaum die Erde zu berühren schien; wenn sie aus den Armen des einen Mannes in die Arme des andern hinüberflog, von diesem geführt, von jenem geschwenkt wurde; wenn sie endlich in die Arme ihres eigentlichen Tänzers zurückschwebte, der sie mit stürmischer Eile auffasste und sich mit ihr herumwirbelte, während ihr Kopf sich lässig und wie in Erschöpfung nach der Schulter neigte oder ihr anmuthsvolles Gesicht sich mit wollüstiger Grazie, über der noch ein Flor von Sittsamkeit schwamm, auf den Busen senkte, oder ihr Auge sich plötzlich mit dem Ausdrucke der siegenden Leidenschaft in das Auge ihres Tänzers ergoss — so standen die Männer in Gruppen kaum athmend, die ganze Lebenskraft im Auge, umher, sprachen blos mit den Blicken, die sie von ihr abmüssigen konnten, über so viel Reize zu einander, und hier und da presste sich aus einer übervollen Brust ein: grand Dieu! que Julie est belle! laut oder leise hervor«.

Dieser Rausch der Sinne übte einen Zauber auf den Polen aus, dem er sich nie entziehen konnte, dem er ohne Maass sich überliess. Und wen hätte eine solche Fülle äusserer Reize nicht bezaubert, wer hätte sich kalt abwenden können von diesen schlanken Gestalten voll freier Anmuth, mit dem bräunlichen Licht der Haut und den dunkeln Augen, reich und feurig, wollustwarm! Dazu der Pomp der Kleidung, die auf's Sorgfältigste studirte Unterstützung der körperlichen Schönheit durch die Handgriffe der Kunst, ohne dem Gesetze der Gleichheit zu verfallen, ohne jene heute moderne Uniformirung, die das Individuelle fast verwischt und den tadellosen Bau einer Venus mit demselben Maasse misst als die Missgestalt. Diese Freiheit in der Anpassung der Kleidung an die Anforderungen des Einzelnen war zu Anfang des Reichstages unter den Vorschriften

der französischen Tracht noch enger, als später, da mit dem Nationalgefühl der Sinn für alles Polnische herrschend ward und man zur einheimischen Tracht zurückkehrte. Dieselbe war freilich nie ganz verschwunden, einige Vertreter Altpolens unter den Magnaten hielten fest an dem geschorenen Kopfe und dem gesteiften Schnurrbart, und ihnen folgte der Tross ihrer Anhänger. So sah man stets im wunderlichen Gemisch die Anhänger der französischen Aufklärung, die »Elégants«, und ihre Gegner, die »Moustaches«. Erst nach der Constitution von 1791 kamen die Schnurrbärte wieder ganz zu Ehren, die altpolnische Tracht wurde Mode. Diese, an sich weniger gleichförmig, wurde nun um so willkürlicher gestaltet, als keine Vorschrift von aussen her sie hemmte. Man begann sich in polnischen Trachten zu überbieten, in origineller, in prächtiger Kleidung zu wetteifern und kam endlich so weit, dass oft, wie in den Zeiten der Minnesänger, solch ein moderner polnischer Ritter sein ganzes Vermögen am Leibe trug.

Als die Republik die Fesseln gesprengt hatte um wieder eine selbständige Stellung unter den Mächten Europas einzunehmen, beschloss man, die Vertretung des Staates an den fremden Höfen wieder herzurichten und mit Glanz auszustatten. Unter anderen wurde Adam Rzewuski zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Nach langen Vorbereitungen, nachdem eine Schaar von Handwerkern Monate hindurch an der Ausrüstung für Herr und Dienerschaft gearbeitet, die Gewänder nach den schönsten Mustern des siebzehnten, des sechszehnten, des fünfzehnten Jahrhunderts hergerichtet hatte, hielt Rzewuski seine Abschiedsaudienz beim Könige. Dieser Aufzug wird uns folgendermaassen beschrieben: Er ritt auf einem arabischen Rappen in sehr reichem goldenen Geschirr, den Sattel allein schätzte man auf 45,000 Goldgulden (405,000 Mk.), man konnte keinen schöneren sehen: die beiden Knäufe in Gold gearbeitet und mit Brillanten besetzt, ebenso das übrige Reitzeug; der Zaum, das Bruststück, der Schwanzriemen von rothem Corduanleder mit goldenen Verzierungen, die Bügel von Gold, äusserst kunstvoll gearbeitet; am vorderen Knauf hing ein Kautschuk, der Griff

von Ebenholz mit eingesetzten Brillanten. Rzewuski war von einigen Zehnten von Reitern umgeben, die zur Gesandtschaft gehörten, Alle in prächtigem Aufzuge. Dahinter kam die Kutsche des Gesandten, mit den Wappen geziert, von sechs mächtigen braunen Rossen gezogen in vergoldetem Geschirr, mit Federbüschen, Bändern und Quasten in den Mähnen, begleitet von Trompetern und Haiduken in ähnlichem Schmuck. Dann folgten noch mehrere zur Gesandtschaft gehörige Kutschen.

Vor der Festtreppe des Schlosses hielt der Zug, Rzewuski stieg ab, ein Stallknecht warf über das Ross eine grosse, reich mit Gold durchwirkte Decke von dunkelrothem Sammet, und der Gesandte bewegte sich mit der ganzen Begleitung zum Audienzsaal. Er trug einen Shupan (Leibrock) von Silberlahn mit goldenen Blumen, durchwirkt mit Seide von blendenden Farben, einen Leibgurt aus Slucker Arbeit, der von Golde fast unbiegsam war, an der Seite einen polnischen, mit Brillanten übersäten Säbel, auf dem Shupan das blaue Band des weissen Adlerordens, am Halse das Kreuz des St. Stanislaw, darunter eine sehr kostbare Schnalle. Ueber dem Shupan lag der lose Mantel von grünem Sammet, herrlich und reich in Gold durchwirkt, mit Zobel gefüttert, von Aussen geziert mit dem Stern des weissen Adlers. Ueber dem männlich feinen Gesicht mit dem hartgesteiften, schwarzen Schnurrbart wurde der bis zum Scheitel glattgeschorene Kopf überragt von dem polnischen Kolpak aus Zobelfell mit weissem Reiherbusch; diesen hielt eine Agraffe, in deren Mitte ein thalergrosser Smaragd, umgeben von erbsengrossen Diamanten leuchteten; die Spitze des Kolpak war von karmesinrother Farbe mit einem Quast blitzender Brillanten. Gelblederne Stiefel mit silbernem Beschlage, über welchen die Hose von karmesinfarbenem Atlas lose hing, vollendeten diese orientalisch pompreiche, aber auch lebensvolle, sinnvolle Kleidung. —

Gegen das Ende des Jahres 1791 erschien mit dem Strom der französischen Emigranten, der sich über Deutschland her ergoss, die Marquise Lulli in Warschau. Mit dem Reiz ihrer 18 Jahre, mit seltener Schönheit und Anmuth verband sie

alle die Mittel einer vollendeten Meisterschaft in den Künsten der damaligen pariser Modewelt. Bald hatte sie sich in den vornehmen Häusern Eingang verschafft, erschien bei der Pani Krakowska und lernte hier den König kennen. Ihr Leichtsinn, ihre List umgarnte noch einmal den 60jährigen Lüstling, sie triumphirte mühelos über die Gräfin Grabowska und zerriss den Hof in zwei Parteien, von denen die der älteren Geliebten die Leute von Erfahrung und Gewicht, die des neu aufgegangenen Sternes die Jugend und den König umschloss. Die Marquise beherrschte Stanislaw August völlig und ohne Schonung seiner Stellung, nur nach dem Antriebe der eigenen Laune, der weiblichen Eitelkeit, ohne die Rücksicht, welche die Gräfin Grabowska der königlichen Würde, dem Staat und seinen hereinbrechenden Nöthen zollte. Man erzählte sich, dass sie es war, welche den König bewog, der immer stürmischer, immer angstvoller drängenden Mahnung des Volkes zu folgen, die ihn zum Heere und zur männlichen Erfüllung seiner Pflicht in der Vertheidigung des Vaterlandes rief; dass sie es war, die ihn im Juli 1792 zur Unterzeichnung seiner Schande, zum Beitritt zur Conföderation von Targowicz vermochte; dass sie ihn in derjenigen Periode seines ruhmlosen politischen Lebens, die die elendeste von allen war, leitete. Nie hatte er sich früher seinen Maitressen so würdelos unterworfen als jetzt, wo seine ganze Würde auf dem Spiele stand, keine hatte ihn so missbraucht, als diese es nun that, indem sie in Glanz und Verschwendung von einer Belustigung zur andern stürmte, einen prächtigen Hof hielt, funkelnd von Brillanten in den kostbarsten Karossen von Fest zu Fest fuhr. Und diesen Festen hatte sie einen Charakter aufzuprägen gewusst, der schroff von demjenigen der letzten Zeit abstach. War bisher trotz aller Leichtlebigkeit der Polen in der warschauer Gesellschaft doch noch ein Zug des patriotischen Geistes bemerkbar gewesen, ein Widerschein von dem patriotischen Feuer, das in dem Reichstage flammte, so mochte nun, vor dem gähnenden Abgrunde, auch das aufmerksamste Ohr kaum ein leises Antönen der Stimmung dieser Gesellschaft an die dumpfen Klänge vernehmen, die ernst und drohend,

immer näher und gleichförmiger dem Vaterlande die Stunde der Entscheidung kündeten.

Dem Knaben gleich, der, müde des lästigen Ernstes der Schule, Abends der gehemmten Lust freier Bewegung der Glieder in Sprüngen und Jauchzen sich hingiebt, schien ein grosser Theil der polnischen Welt sich nur um so wohler zu fühlen, da das schwere Geschick des Vaterlandes jetzt offenbar nicht mehr auf seinen Schultern lastete. Von Warschau pflanzte sich auch nach Grodno, diesem Sitz des Hochgerichts über Leben und Tod Polens, der bacchantische Taumel fort. Als der König nach langem Zögern sich entschlossen hatte, dem Befehle Katharina's gemäss nach Grodno überzusiedeln, zog auch der unbesiegbare Vergnügungstrieb der Hauptstadt mit hinüber. Die Marquise Lulli schwang den Thyrsus und jubelnd folgte die lusttrunkene Schaar. Es ward geschmaust, gezecht, geliebt, getanzt, gespielt, wie in den besten Zeiten des Reichstags, nur maassloser, leidenschaftlicher, sinnlicher, üppiger als je. Denn die besten Elemente des Volks waren geflohen oder hielten sich fern, die politischen Verräther, die niedrigen Seelen, die rohe Gemeinheit herrschten unumschränkt. Die Lulli hatte die Fratze jacobinischer Classicität aus Paris mitgebracht und eingebürgert, die Muster der gesellschaftlichen Tracht wurden aus Athen herbeigeholt, das einfach Menschliche, die natürliche Schönheit, wurden mit vergiftetem, entweihtem Finger roh betastet.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährten dem Beschauer diese rauschenden Feste in den elenden Häusern zu Grodno, das, plötzlich und unvorbereitet zum Mittelpunkt der eleganten polnischen Welt erhoben, in keiner Hinsicht den Anforderungen eines verwöhnten Geschmackes entsprach. In aller Eile waren in den rohesten Holzbauten die Schätze westeuropäischer und orientalischer Prachtliebe ausgebreitet worden, ein buntes Gewirr von Gegensätzen der niedersten Barbarei und des verfeinertsten Geschmacks. Und in diesen Sälen mit zerfaulten Bretterdielen und persischen Teppichen, mit kleinen, grünen Fensterscheiben und damastnen Vorhängen, mit weissgetünchten Wänden und

goldstrotzenden Lakaien, mit allen Zeichen des schmutzigsten Elendes, das eben noch darin und darum brütete und an dessen Stelle sich nun das üppige Laster an die schwelgerische Tafel gesetzt hatte — hier glaubte der verwunderte Blick das närrische Spiel einer Märchenwelt zu sehen, deren loses phantastisches Getändel nichts mit der realen Welt da draussen gemein habe. Da stolzirten Junonen vorüber, schwebten Psychen, hüpften Dianen, da lächelte eine Aspasia, da schritten, die Arme verschlungen, Vestalinnen vorüber, da lag eine Aphrodite hingegossen, die vollen Lippen zum lockeren Scherz rundend. Eine olympische Unschuld, eine homerische Natürlichkeit schienen hier wiedergekehrt zu sein, all diese Göttinnen verschmähten augenscheinlich die Bedürftigkeit niederer Menschen, sie waren sich selbst genug in ihrer unverhüllten Vollendung. Ein loses Gewand von leichtestem, feinsten Stoffe war von einer Weinranke oder Blumen gehalten und liess, von keiner unteren Hülle gehindert, besonders nach raschem Tanze die schönen Formen plastisch und lebensvoll hervorleuchten, über dem rechten Knie war das Gewand aufgeschürzt und gab das feine Bein zu elastischem Schwunge im Wirbel des Tanzes frei. Der Busen wogte, selbst von dieser einzigen Hülle des Körpers nicht belästigt, unter den bewundernden Blicken des menschlich empfindenden Erdensohnes, der die Göttliche im Arm hielt; die zierlichen Füsse waren nackt, die Zehen, mit Ringen voll blitzender Edelsteine geschmückt, ruhten auf einer Sandale, deren weisse Bänder das Bein bis zum Knie hinauf kreuzweise umschlangen. — Neben diesen Bewohnerinnen der alten Welt eilten die Bilder aus der jüngsten Weltgeschichte dahin, die einfachen Trachten neu entdeckter Völkerstämme der grossen oder der atlantischen Inselwelt, wunderbare Gestalten tropischer Sitte, wilde Jägerinnen vom Mississippi, reich geschmückte Königskinder aus dem Innern von Afrika, an denen äusserlich die Bildlichkeit der Erscheinung nur durch die blendende Weisse des Körpers bezeugt wurde.

Mit solchen Bacchanalen endete der polnische Staat! Doch nein! Nur die polnische Gesellschaft der grossen Welt. Denn

noch raffte sich der bessere Theil dieser Adelsnation, von Allen, selbst von ihrem Könige verlassen, auf zu einem letzten Kampf, der mehr dem verzweifelten Ausbruch des Gefangenen aus seinem Kerker als dem Kampf des freien Mannes glich. Noch fand ein Theil dieser eitlen und stolzen Nation unter dem sclavischen Druck des fremden Joches die Spannkraft wieder, die die Brust des Polen gegenüber der unmittelbaren, gegenwärtigen Gefahr zu heben, seine Muskeln zu kräftiger, begeisterter Abwehr zu stählen pflegte. Noch fanden sich Männer, wie Kosciuszko, Joseph Poniatowski, Kollontaj, J. Potocki, Zajonczek, Kniäshewicz, welche in der zwölften Stunde noch aus dem trägen Taumel das Volk emporrissen zum wilden Ringen mit dem übermächtigen Zwingherrn. Solche Gestalten, wie Kosciuszko, Poniatowski, Dombrowski leuchteten hervor aus diesem Wust von Fäulniss und Entsittlichung, der die letzten Zeiten des Staates bedeckte. Sie erquicken wohlthuend das Auge des Zuschauers eines Dramas, dessen Tragik nur zu anhaltend von dem ermüdenden Anblick gehäufter Schuld, massenhafter Verderbtheit verdunkelt wird.

Aber während schon diese besseren Geister, zum Theil fern von der Heimat, sich zu mannhaftem Handeln bereiteten, feierte die Gesellschaft, die zerfressene Blüthe des freien Polenreiches dort in Grodno ihre letzten Orgien.

XV.

Die erste Theilung.[1]

Einstmals hatte Polen in einem losen Lehnsverhältniss zum deutschen Reich gestanden. Es war damals, als die ersten Piasten[2] nach der Einigung der polnischen Theilfürstenthümer in Einer Hand strebten und als die sächsischen Kaiser nach allen Seiten hin und vornehmlich nach Osten das Gewicht der deutschen Krone ausbreiteten. Dann hatte sich diese schwache Verbindung allmälich gelöst und Heinrich II. versuchte vergebens, den aufstrebenden Polenstaat beim Reich zu erhalten. Nicht mehr das deutsche Reich legte der Selbständigkeit Polens Hindernisse in den Weg, sondern auf der andern Seite erstand ein gefährlicherer Nachbar im Grossfürstenthum Moskau. Fast ununterbrochen ziehen sich von nun an die Kämpfe der beiden Nachbarn durch die Jahrhunderte hin, Russland wird der ganz eigentliche Erbfeind Polens. Es ist ein Kampf ohne feste Ausgangspunkte und ohne scharf begrenzte Ziele im Einzelnen, wie er von Völkern, die zur staatlichen Consolidation hinstreben, häufig geführt wird, ein Kampf um die Vorherrschaft in Osteuropa. Die Ansprüche, welche Russland zum Vorwande der immer erneuten Angriffe auf das sinkende Polen nahm, waren ebenso schwach begründet wie der Anspruch, den Polen auf den Grossfürstenstuhl von Moskau erhob. Beide verlangten

---

[1] Vgl. Kostomarow: Die letzten Jahre der polnischen Republik. Eine historische Monographie. 2. Aufl., St. Petersburg 1870 (russisch). Adolf Beer: Die erste Theilung Polens, 3 Bde., Wien 1873. M. Duncker: Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. u. Fr. Wilhelm III., Leipzig 1876.

[2] So wurden die einheimischen Herrscher genannt; unter der Piastenperiode versteht man vorzugsweise die vorjagellonische Zeit.

nach der Oberhoheit über sämmtliche slawische Stämme, nur die Macht konnte entscheiden. Als Russland die genügende innere Festigung erreicht hatte und Zar Peter in die Reihe der europäischen Mächte sein Reich einzuführen beschloss, da traten die alten Ansprüche auf einzelne polnisch-litthauische Provinzen gegen das Bestreben zurück, das polnische Staatswesen im Ganzen dem russischen Einflusse zu unterwerfen. Wollte Peter in unmittelbare Verbindung mit westlicher Kultur und Politik treten, so musste er die weite Länderstrecke, die seine Grenzen vom Westen trennte, überbrücken, und der Nordische Krieg gab ihm Gelegenheit, in Polen einen Einfluss zu begründen, der wenigstens eine mittelbare Verbindung mit Deutschland herstellte. Es gelang ihm, an die Stelle des schwedischen Schützlings Stanislaw Lesczynski den Kurfürsten August von Sachsen wieder einzusetzen, und dieser konnte nun, den Angriffen der feindlichen Partei im eigenen Lande gegenüber, Russlands Hülfe nicht mehr entbehren. Als August wiederkehrte, versuchte er, gegen die Gesetze und Gewohnheiten des Landes in absolutistischer Weise zu regieren. Die Folge davon war die Bildung einer Conföderation, welche Russland zum Schutze der adligen Freiheiten aufrief. Peter zögerte natürlich nicht das Land zu retten, indem er im Jahre 1717 eine Verfassung feststellte, welche vom Reichstage sanctionirt ward. Die Freiheiten wurden gewährleistet und ausserdem, um neuen Vergewaltigungen derselben durch den König vorzubeugen, festgesetzt, dass Polen fernerhin nie mehr als 18,000 Mann Truppen halten dürfe, deren Führer, der Hetman, vom Könige unabhängig sein und nur unter dem Reichstage stehen sollte. Der Reichstag aber hatte inzwischen eine Entwickelung genommen, die es dahin brachte, dass fast nie ein Beschluss desselben zu Stande kam, und daher wurde der Hetman der Armee durch diese Bestimmung fast unabhängig. Seitdem blieb der russische Einfluss in Polen maassgebend.

Wenige Decennien waren seit Peter's Tode vergangen, als Katharina II. auf den russischen Thron sich setzte, eine Fürstin von ungewöhnlichem Verstande, gewaltiger Energie und grossem

Ehrgeiz. Sie nahm alsbald Peter's Politik auf und ging an die Ausführung weitblickender Pläne. Die Türkei und Polen boten verlockende Angriffsobjecte dar, und sie begann gegen diese Staaten eine Eroberungspolitik, welche an Festigkeit, Gewandtheit, Rücksichtslosigkeit und Ausdauer ihres Gleichen sucht.

Der Hubertsburger Friede war geschlossen und Friedrich der Grosse hatte den ungleichen Kampf mit Aufbietung der letzten Kräfte überstanden. Ein günstiges Geschick hatte im letzten kritischen Moment ihn einen Freund finden lassen, wo er bisher einem Feinde gegenübergestanden hatte. Russlands Austritt aus den Reihen der Feinde beschleunigte den Frieden, nach dem sich Friedrich sehnte, und als er geschlossen war, knüpfte sich das neue Band fester. Katharina bewahrte Friedrich einen Theil der Bewunderung, welche ihr Gemahl für ihn gehegt hatte, und für Friedrich war die Stütze an Russland von grossem Werth. Gegenüber den zahlreichen Feinden, die ihm noch immer unversöhnt entgegenstanden, besonders aber gegen den Hauptfeind Oesterreich war Russland ein vortrefflicher Genosse; so bemühte sich denn Friedrich, eine Allianz zur gemeinschaftlichen Vertheidigung zu Stande zu bringen. Dieselbe wurde am 11. April 1764 geschlossen. Friedrich hatte hierbei wohl nur die eigene Sicherung gegen neue Angriffe seitens der alten Feinde im Auge. Ruhe war es, wonach er sich vor allem sehnte, es lag ihm nichts ferner, als der Gedanke an neue Eroberungen, an Uebergreifen in die staatlichen Verhältnisse der Nachbarn. Das aber war gerade die Absicht Katharina's, und so lag in diesem Bündniss von vorneherein ein innerer Widerspruch, der dasselbe sprengen oder aber dem schwächeren Genossen gefährlich werden musste: Friedrich sah sich genöthigt, gegen die Sicherung seines Besitzes die Unterstützung der Politik Katharina's in Polen und Schweden zu versprechen. In beiden Reichen, dort in Polen von langer Hand her, hier in Schweden seit 1720, war die königliche Gewalt und damit die Kraft nach aussen durch eine octroyirte Verfassung gelähmt, und diese Verfassungen wollten die Verbündeten erhalten. Sie versprachen einander, in beiden Reichen

jede Stärkung der Krone, in Polen namentlich die Erbmonarchie zu hindern, und kamen überein, den vor kurzem, am 5. Oktober 1763, durch den Tod August's III. erledigten polnischen Thron durch einen Einheimischen, wie man es nannte, einen Piasten zu besetzen. Schon früher hatte Katharina daran gedacht, Stanislaw August, ihren einstigen Günstling, den zweiten in der Reihe dieser Emporkömmlinge durch die kaiserliche Liebe, in Polen einzusetzen. — Jetzt wurde er zum Nachfolger August's in dem Vertrage ausersehen. Friedrich mochte auf die Person wenig Gewicht legen, wenn es nur nicht ein Mann war, der ihm seinen jungen Staat und seinen heissersehnten Frieden durch eigene kräftige Politik zu gefährden drohte. Dass Stanislaw Poniatowski seiner früheren Geliebten besonders ergeben bleiben würde, hoffte Katharina, und daher lag diese Wahl vorzüglich in ihrem Interesse. Nicht minder war das mit einer andern Stipulation des Vertrages der Fall. Friedrich's Absichten waren anfangs rein defensiver Natur, aber um diesen Schutz zu erreichen, musste er Zugeständnisse machen, die über die Defensive hinausgingen, die in die inneren Verhältnisse Polens übergriffen. So wurde stipulirt, dass die polnischen Akatholiken, die Dissidenten, geschützt und womöglich in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt werden sollten. Das war aber ein Gegenstand, der, wenn auch von Friedrich zuerst und nach Vorgang der früheren Verträge in den neuen Entwurf hineingebracht, doch von seiner Seite keineswegs in dem Sinne aufgefasst wurde, in dem ihn Katharina alsbald ausbeutete. Katharina fand in ihm die erwünschte Handhabe zu beständiger Einmischung in die innern polnischen Angelegenheiten.

Dieser Allianz standen Oesterreich und Frankreich in nicht sehr fester, aber andauernder Verbindung gegenüber, misstrauisch das grosse Russland, wie auch den gefährlichen und tödtlich gehassten Rivalen des Kaiserhauses beobachtend. Sie wünschten keinen Piasten auf dem polnischen Thron, der den feindlichen Einflüssen nur schutzloser ausgesetzt sein musste, sie wünschten Polen zu stärken zum Bollwerk gegen die nordischen Mächte. Als schon damals Gerüchte von einer Theilung

Polens auftauchten, stellte der grosse österreichische Staatsmann, der damals die Politik Maria Theresia's leitete, Kaunitz, den Grundsatz auf, Oesterreich dürfe gegen keine Vortheile, die ihm etwa bei einer Theilung durch Ländererwerb geboten würden, den Nachtheil einer Vernichtung Polens eintauschen. — Die Anschauungen, welche hier und in dem preussisch-russischen Vertrage hervortreten, bleiben für lange Zeit maassgebend; die augenblicklichen Verhältnisse modificiren wohl ihre Anwendung im einzelnen Fall, aber im Grunde ändern sich die Principien der drei Nachbarmächte in Rücksicht auf Polen nicht: Oesterreich stets misstrauisch, zurückhaltend gegen jede Verlockung, die polnische Selbständigkeit nach Maassgabe der eigenen Kraft und Sicherheit schützend; Preussen vorwiegend die politische Ruhe, den Frieden im Auge behaltend und nur allmählich dem Drängen Russlands zu einer aggressiven Politik nachgebend; endlich Russland unausgesetzt bedacht, seine Macht in Polen zu befestigen, dann, durch die Verhältnisse vorwärts getrieben, fest entschlossen, das polnische Staatswesen aufzulösen und eine Theilung herbeizuführen.

Nach August's Tode befehdeten sich, wie gewöhnlich in diesen Fällen, die Parteien um die Besetzung des Thrones. Vorzüglich standen sich die sächsische Partei mit ihrem Candidaten dem Krongrossfeldherrn Jan Branicki, und die »Familie«, das grosse Haus Czartoryski gegenüber, welches durch die Krönung eines Gliedes aus seinem Geschlecht die Staatsleitung in die Hände zu bekommen hoffte. Die Czartoryski's wünschten eine innere Kräftigung Polens, Reformen, welche die königliche Gewalt stärken und der Anarchie ein Ende machen sollten, aber um ans Ruder zu kommen, waren sie genöthigt, sich an diejenige Macht anzuschliessen, welche ganz entgegengesetzte Principien verfolgte. Sie verbanden sich mit Russland. Ein Convocationsreichstag wurde einberufen, derselbe wurde conföderirt und die Wahl des Neffen der beiden Brüder Czartoryski, Poniatowski's, wurde gegen den Protest einer grossen Zahl von Reichstagsgliedern gesichert. Grosse Summen waren auf Bestechung verwandt worden, russische Truppen unter

Repnin hatten Warschau besetzt und die nöthigen Anordnungen und Wahlen in ihrem Sinne unterstützt. Ein einberufener Wahllandtag rief Poniatowski am 7. September 1764 zum Könige aus.

Von nun ab beginnt das politische Spiel, welches 30 Jahre lang Polen in stetem Athem hielt; es wechseln wohl die Personen, die Principien aber, die Ziele und die Mittel bleiben dieselben.

Die Czartoryski gelangten ans Ruder und suchten ihren Einfluss auf den König zum Wohl des Vaterlandes auszubeuten, indem sie plötzlich ihre Verbindung mit Russland abbrachen. Kaum hatten sie mit russischer Hülfe ihrer Partei auf dem Convocationsreichstage die Wege geebnet, so traten sie mit wichtigen Reformprojecten hervor. Die Justiz und das Kriegswesen, die Finanzen und das Innere wurden den betreffenden, vom Könige fast unabhängigen Würdenträgern genommen und Commissionen übergeben, die aus je 16 Gliedern bestanden und vom Reichstag, eventuell vom Könige, wenn kein Reichstag zu Stande kommen sollte, ernannt wurden. Wenn ein Reichstag zerrissen wurde, so sollten fürder doch die schon gefassten Einzelbeschlüsse Geltung behalten. Angelegenheiten der Finanzen und der Verwaltung, die Wohlfahrt der Republik sollten künftig mit Stimmenmehrheit auf dem Reichstage entschieden werden. Erst als noch weiter gegen das liberum veto vorgegangen werden sollte, schritten die Gesandten von Preussen und Russland dagegen ein. Mehrere Magnaten, welche sich mit Waffengewalt der Wahl Poniatowski's widersetzten, wie der Kronfeldherr Branicki und der Fürst Radziwill, der mit 600 Reitern zur Wahl in Warschau erschienen war, wurden ihrer Aemter entsetzt.

Russland widerstrebte damals den Reformen im Princip nicht. Panin, der eben die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, und auch Katharina meinten, in dem Könige, welchen sie gemacht hatten, eine genügende Sicherheit dafür zu haben, dass ihr Einfluss in Polen maassgebend bleibe. Hatte Russland durch den König die thatsächliche Gewalt in Polen in Händen, so war es besser, wenn dieselbe gestärkt wurde, als dass sie in ihrer bisherigen Ohnmacht Russland nöthigte,

seinen Vasallen immer wieder durch eine kostbare Unterstützung mit Truppen und Geld über den streitenden Parteien zu erhalten. Nur eine Frage innerer Reform gab es, welche Katharina nicht aus dem Auge verlor und vor allem andern entschieden haben wollte: die Dissidentenfrage. Neben den äussern politischen Zielen, welche sie mit der Dissidentenfrage in Polen verfolgte: der Schaffung einer starken russischen Partei, mochte sie auch das innerpolitische Ziel im Auge haben: ihre Stellung in Russland zu bessern. Als Fremde war sie eifrig bemüht festen Fuss im nationalen Bewusstsein des russischen Volkes zu fassen, und wie konnte sie das besser, als indem sie den religiösen Boden betrat, sich zur Schirmherrin der griechisch-russischen Kirche aufwarf? So in Polen, wie nachher in der Türkei, wo dieser Anspruch Russlands vertragsmässig zuerst im Frieden von Kutschuk-Kajnardsche von 1774 auftauchte.

Die »Familie« war zwar nicht abgeneigt, den Dissidenten einige Vortheile einzuräumen, aber die Masse der maassgebenden Persönlichkeiten war eifrig dagegen und die Czartoryski waren nur dann geneigt, hierin nachzugeben, wenn sie zugleich in ihrem Bestreben, die königliche Gewalt zu stärken, unterstützt würden. Bald kam es daher zum Bruch zwischen Russland und der Familie. Ein neuer Reichstag stand bevor, und Russland setzte alles in Bewegung, um die Dissidentenfrage hier zur Erledigung zu bringen. Die Czartoryski, der Bereitwilligkeit Russlands, ihre weiteren Reformabsichten zu unterstützen, misstrauend, weigerten sich, mit dieser Macht gemeinschaftlich zu handeln und hielten sich zurück, während ihre Gegner eine Verbindung mit Russland suchten, um die dominirende Stellung der Familie zu brechen. Am 6. Oktober 1766 wurde der Reichstag eröffnet. Der König entwickelte hier eine Selbständigkeit, wie er sie später kaum wieder gezeigt hat; er scheute weder eine Verfeindung mit den Oheimen, noch den Bruch mit Russland, in der Aussicht durch eine Abwehr der Dissidentenfrage die gesammte Nation für sich zu gewinnen. Um die katholische Kirche gegen die Angriffe der Gegner zu schützen verlangte er Stärkung der königlichen Macht, Vermehrung des Heeres. Es

gelang ihm, das liberum veto für die Wahlen auf den Provinziallandtagen gesetzlich abzuschaffen, aber alle weiteren Schritte in dieser Richtung riefen den heftigsten Widerstand der fremden Gesandten hervor, die nun mit allen Mitteln gegen den König agitirten. Die Reformfrage erlitt eine Niederlage, aber die Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken wurde unter grosser Aufregung ebenfalls zurückgewiesen. Russland war auf diese Eventualität vorbereitet und Repnin, der russische Gesandte, traf sofort Anstalten zur Bildung einer Conföderation der Dissidenten. Die Haltung des Königs auf dem Reichstage hatte gezeigt, dass Russland nicht mit der gewünschten Sicherheit auf die Willfährigkeit seiner Creatur rechnen könne und dass die beiden alten und klugen Brüder Czartoryski ebenfalls ihre eigenen Wege gingen. Nun setzte sich die Ueberzeugung fest, dass jede Stärkung Polens gefährlich und schädlich für Russland wie für Preussen sei, und die Höfe gaben alle Zweifel über die Politik auf, welche sie künftig in Polen zu vertreten hätten. Vor allem sollte Russland durch die Conföderation den Dissidenten zu ihrem Rechte verhelfen, dann aber sollten auch die neuerdings geschaffenen Reformen umgestossen werden, da sie, wie Panin sagte, die Freiheit des Adels gefährdeten. Der Bildung einer Conföderation war auch der Umstand sehr günstig, dass der König auf dem letzten Reichstage es mit fast allen Parteien verdorben und endlich sich dem russischen Gesandten doch wieder in die Arme geworfen hatte. Die zahlreichen Feinde hofften, ihn nun durch die Hülfe Russlands zu stürzen und traten in die Conföderation. Repnin vertheilte die Rollen; in die einzelnen Provinzen begaben sich angesehene Magnaten und errichteten überall Conföderationen, welche im Juni 1767 zu Radom sich sammelten und den Fürsten Karl Radziwill zum Marschall erwählten. Die Abfassung der Conföderationsacte aber rief schon grosse Schwierigkeiten hervor, denn Repnin verlangte die Bestimmung, dass für die festzustellende neue Verfassung Polens die russische Garantie erbeten werde. »Das hiess, gesteht Kostomarow, mit andern Worten gesetzmässig in die Abhängigkeit von Russland treten«. Den

Widerstand gegen diese Zumuthung zu brechen ward die Versammlung von russischem Militär umstellt, die Strassen wurden von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonet besetzt, und mit den härtesten Drohungen zwang Repnin die Conföderation zur Unterschrift der Acte. Wenn Repnin aber glaubte, nun die Hauptschwierigkeit beseitigt zu haben, so täuschte er sich. Viele hervorragende Prälaten hatten aus verschiedenen Gründen sich Russland willfährig gezeigt und waren der Conföderation beigetreten. Unter ihnen Podoski, die Seele der Conföderation, ein Mann von vieler Gewandtheit und Verstandesschärfe. Zum Lohn für seine Dienste bewog Repnin den König, ihm den eben erledigten erzbischöflichen Stuhl von Gnesen zu geben. Kaum hatte Podoski die oberste Würde nach dem König erreicht, so verband er sich mit den Feinden Russlands, den Anhängern der Curie, die die Herrschaft des Katholicismus um jeden Preis zu halten gesonnen waren. Der Bischof von Krakau, Soltyk, hatte sich ebenfalls bisher ziemlich russenfreundlich gezeigt. Er war ein Mann von grossen Gaben des Geistes, gewaltiger Rede, unbeugsamem Willen. Nun trat er mit unermüdlichem Eifer gegen die Dissidenten auf und liess sich durch keine Versuche Repnin's hiervon abbringen. Der Landadel wurde überall fanatisirt für die Erhaltung der Kirche, und als die Wahlen für den conföderirten Reichstag vorgenommen werden sollten, konnte Repnin nur durch Waffengewalt in den einzelnen Landtagen die Wahl seiner erbittertsten Feinde hindern. Ueberall auch war die Curie durch ihren Nuntius in ihrem Sinne thätig. Als die Landboten in Warschau sich sammelten, glaubten die Conföderirten, nachdem sie mit Hülfe Russlands die Conföderation zu Stande gebracht, nun das Werkzeug beseitigen zu können, da die Staatsgewalt in ihre Hände übergegangen war. Sie verlangten die Entfernung der russischen Truppen, und als der König und die Conföderations-Marschälle den Ausweg versuchten, die Truppen kraft eines Conföderationsdecrets für befreundete zu erklären, verwarfen sie diesen Antrag.[1] Repnin ent-

[1] Solowjew, Gesch. des Falles von Polen.

schloss sich nun wieder zu Gewaltmaassregeln und liess einen Hauptagitator, Kozuchowski, verhaften und fortschicken. Allgemeine Aufregung war die Folge dieser Verletzung des polnischen Ehrgefühls.

Am 3. October sollte der Reichstag eröffnet werden. Die Landboten hatten sich beim Marschall Radziwill versammelt und ergingen sich, von dem Nuntius angefeuert, in den heftigsten Ausdrücken gegen das gewaltsame Verfahren des russischen Gesandten. Plötzlich trat Repnin in die Versammlung und wurde von allen Seiten mit Vorwürfen und den Betheuerungen, für die Kirche sterben zu wollen, überhäuft. Er schrie ihnen entgegen: »Hören Sie auf zu lärmen, sonst werde ich einen Lärm erheben, der stärker sein wird als der Ihrige«! Diese Haltung wirkte und man bequemte sich, durch Bitten von Repnin die Loslassung Kozuchowski's zu erlangen.

Kaum aber war der Reichstag eröffnet, so ging der Sturm los. Soltyk erhob sich und die hinreissende Gewalt seiner Rede durchbrach alle von Repnin sorglich getroffene Vorkehrungen, warf alle Versuche des Königs nieder, in maassvoller Berathung die russischen Forderungen zu erörtern. Neben Soltyk ragten Rzewuski, der Palatin von Krakau, und Zaluski, Erzbischof von Lemberg und Bischof von Kiew, hervor, desgleichen der Sohn des Palatins von Krakau, der später so bedeutende Severin Rzewuski. — Repnin bedachte sich nicht lange: er liess alle vier verhaften und nach Russland abführen. Alle Proteste, alle Bitten fruchteten nicht, Repnin erklärte, für seine Handlungen Niemandem als seiner Kaiserin Rechenschaft schuldig zu sein.

Man fügte sich der Uebermacht. Eine Commission zur Erledigung der Dissidentensache wurde ernannt, welche feststellte: dass nur ein Katholik König sein dürfe, dass die katholische Religion die herrschende sein, der Uebertritt zu einer andern strafrechtlich verfolgt werden solle; die adligen Dissidenten geniessen gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Katholiken; Streitigkeiten zwischen Dissidenten und Katholiken sollen durch gemischte Gerichte entschieden werden; die Dissi-

denten haben eigne Consistorien und Synoden, dürfen Kirchen und Schulen bauen.

Ferner hob der Reichstag alle neuen Reformen der letzten Jahre auf, welche die Stärkung des Reichstags und des Königs bezweckt hatten. — Repnin hatte seine Forderung, die russischen Anträge bedingungslos anzunehmen, durchgesetzt. Dafür verwandte er sich bei der Kaiserin für die vom Könige erbetenen Reformen in Bezug auf das liberum veto, und Katharina liess sich herbei, die Bestimmung gut zu heissen, dass künftig auf den Reichstagen, welche gesetzlich eine sechswöchentliche Dauer hatten, in den ersten drei Wochen nur ökonomische Angelegenheiten, in den letzten drei Wochen die staatsrechtlichen Materien verhandelt, und zwar, dass erstere nach Stimmenmehrheit und nur letztere nach Stimmeneinheit erledigt würden. — Ausserdem kam auf diesem Reichstage die Garantie der gefassten Beschlüsse durch Russland zur Annahme, die gesetzliche Unterwerfung Polens unter den russischen Einfluss.

Katharina meinte wohl, ihre Herrschaft in Polen nun auf genügender Grundlage errichtet und in der neuen Stellung der Dissidenten bedeutend verstärkt zu haben. Denn zu den Dissidenten gehörten auch die nicht unirten Griechen, welche besonders im Süden, in Podolien, Wolhynien und der polnischen Ukraine die Mehrheit der Bevölkerung bildeten und durch die grössere Uebereinstimmung in der Religion so wie durch nähere nationale Verwandtschaft stets zu Russland hinneigten. Aber bald erfuhr Katharina, wie wenig sie auf ihr gewonnenes Uebergewicht rechnen durfte. — Kaum war die Conföderation von Radom im Beginn des Jahres 1768 aufgelöst worden, so kamen drohende Nachrichten von neuen Unruhen gerade im Süden, in Podolien. Dort trat der Adel unter Anführung des Bischofs Krasinski und Josef Pulawski's zusammen zur Erhebung für Glauben und Freiheit und bemächtigte sich der Stadt Bar. Es wurde eine Conföderation gebildet zur Vernichtung der von der Conföderation von Radom herbeigeführten Neuerungen, der dissidentischen Rechte und der russischen Garantie. Aber nur zum Theil wurde die entstehende Verbindung von diesen grossen

principiellen Gegensätzen gegen die von Russland her aufgenöthigten Neuerungen in Bewegung gesetzt. Die Dissidentenfrage war das treibende Motiv für die Curie, für einzelne fanatische Priester, für das fanatisirte Volk, wie andererseits die russische Garantie die geringe Zahl der wahren Patrioten entflammte. Vielleicht der grössere Theil der Gewalten, welche sich in Bar gegen den König erhoben, hatte zur eigentlichen innerlichen Triebfeder ein Moment der inneren Politik, das in der ganzen Zeit der Regierung Stanislaw Augusts nur wenig an die Oberfläche der politischen Erscheinungen getreten ist, aber um so mehr im Verborgenen wirkte und am deutlichsten bewusst in der Conföderation von Bar die Geister an einander schloss. Stanislaw Poniatowski war von jeher für einen König der Schlachta angesehen worden. In natürlicher Folge suchte Stanislaw August im Laufe seiner Herrschaft die königliche Macht fester auf die Schlachta, den niederen Adel, zu stützen, und in gleich natürlicher Folge lehnten sich die Magnaten, die Anhänger der alten goldenen Zeit des allmächtigen Oligarchenthums unter den sächsischen Augusten, gegen diese Untergrabung ihres Einflusses auf. Diese Strebungen gegen den demokratisirenden Poniatowski waren auch ein vorwiegender Impuls zu den Magnatenverbindungen von Bar. »Glaube und Freiheit« war die äussere Devise dieser Conföderation, ihr eigentlicher Sinn war die altpolnische »Freiheit«, wie sie immer von den Magnaten verstanden worden ist, es war die Gegenwehr des Panthums gegen den Versuch des königlichen Emporkömmlings, sich von der Uebermacht desselben zu befreien, eng verbündet mit dem Fanatismus der vom Jesuitenthum geleiteten Kirche.

Stanislaw August sollte gestürzt und die Krone dem Kurfürsten von Sachsen gegeben werden, in Kurland sollte Herzog Biron verjagt und Prinz Karl von Sachsen in seine Rechte wieder eingesetzt werden[1]. Rasch verbreitete sich die Verbin-

[1] Interessante Schilderungen aus den Verhältnissen der Conföderation, so wie der späteren Geschichte des polnischen Untergangs und des polnischen Geschlechts

dung und die Hülfe Oesterreichs, der Pforte, Frankreichs wurde angerufen.

Der König sah die Aussichtslosigkeit des Aufstandes ein, der überdies seine Absetzung offen auf seine Fahne schrieb, und stützte sich nur um so fester auf Russland. Ein Senatsbeschluss ersuchte die Zarin, als Bürgin der Verfassung ihre Truppen gegen die Aufständischen vorrücken zu lassen, und Repnin beeilte sich diesem Wunsche nachzukommen. Gleichzeitig aber entbrannte ein Kampf anderer Art, der von wesentlichem Werth für die Absichten Russlands war. Das russisch-orthodoxe Landvolk der südlichen Provinzen war stets ein natürlicher Bundesgenosse Russlands und stand dem übermüthigen polnischen Landadel feindselig gegenüber. Es war nicht schwer, dort den armen Bauer gegen den adligen alleinbesitzenden Polen, den Orthodoxen gegen den Katholiken oder Unirten, den Kleinrussen und Kosaken gegen den Ljachen oder Polen aufzuwiegeln, und so darf man sich nicht wundern, wenn die Polen die Hand Katharina's jedesmal thätig glaubten, wann in kritischen Momenten, da die Widersetzlichkeit der Polen gegen Russland wuchs, da Russland durch innere oder äussere Verhältnisse anderweit in Anspruch genommen war, im Süden Polens wiederholt der bäuerliche Aufstand sein Haupt erhob. Zwar ward die Anstiftung von russischer Seite geleugnet, ja Repnin äusserte seinen Unwillen über die Empörung der Saporoger Kosaken oder Haidamaken, und nach Beendigung des Aufstandes wurden die Häupter derselben von Russland für ihre scheusslichen Grausamkeiten bestraft. Indessen war es auffällig, dass die Empörungen stets in Momente fielen, wo Russland dadurch eine besonders nützliche Hülfe geleistet

---

jener Zeit finden sich in den bisher leider ungedruckten Denkwürdigkeiten des Freiherrn H. C. v. Heyking, welche mir von der Verwaltung der Freih. Heyking-schen Familienstiftung, in deren Besitz sie sich gegenwärtig befinden, mit dankenswerther Liberalität zur Einsicht überlassen worden sind. — Zu vergleichen sind auch die ebenfalls ungedruckten Berichte Heyking's (als Delegirter der kurländischen Ritterschaft in Warschau) nach Mitau aus jener Zeit, in der Bibliothek der livländischen Ritterschaft befindlich.

wurde. Wie jetzt die Confóderation von Bar durch den Aufstand Salisnak's und Gonta's in Schrecken gesetzt wurde, so erstand 20 Jahre später, als Russland durch den Krieg mit der Pforte zur Unthätigkeit in Polen gezwungen war und dem feindlichen Treiben des Reichstages von 1788 ruhig zusehen musste, dasselbe Gespenst in den Unruhen, die von der russischen Geistlichkeit und Emissären, sowie, nach der allgemeinen Annahme, von dem orthodoxen Erzpriester Sadkowski im Süden angefacht und von der Furcht weit über die Wahrheit hinaus vergrössert wurden.

Jetzt wurde der Aufstand der Haidamaken nach fürchterlichen Gräueln unterdrückt. Zugleich wurden die Conföderirten überall von den russischen Truppen in die Enge getrieben, die Hauptplätze erobert, Krakau erstürmt, und nach grossen Verwüstungen schien die Conföderation überwältigt zu sein. Da kam der Krieg Russlands mit der Pforte, von den Conföderirten seit lange ersehnt und geschürt, zum Ausbruch.

Die ganze Lage ward dadurch plötzlich verändert, Alles hoffte in Polen auf eine Schwächung Russlands, auf türkische Siege, und in Folge dessen auf die Möglichkeit, das russische Joch abzuschütteln. Die Conföderirten, die Czartoryski's, selbst der König schöpften neuen Muth und hielten in ihrer Nachgiebigkeit gegen Repnin inne. Bald darauf wurde Repnin abberufen.

Der Verlauf der polnischen Dinge blieb in den nächsten Jahren im Wesentlichen unter dem steten Einfluss der Kriegsereignisse und der damit zusammenhängenden Politik der benachbarten Höfe. Die Conföderirten suchten nach Hülfe von auswärts und erhielten von Oesterreich gute Worte und geringe Unterstützung, von Frankreich Geld und einige Officiere. Sie erklärten den König für einen Verräther und des Thrones verlustig, hatten aber nicht die Kraft dieser Erklärung Nachdruck zu geben. Die französischen Gelder und Officiere mit dem General Dumouriez, später dem General Vioménil an der Spitze suchten vergeblich die Streitkräfte der Conföderation in festere Formen zu fügen: Die polnische sogenannte Freiheit vereitelte

alles Bemühen, einen taktischen Truppenkörper zu schaffen. Das Auftreten der Conföderation gegen Stanislaw August aber drängte diesen immer mehr in die Verbindung mit Russland hinein. Um ihr Ansehen zu stärken machten die Conföderirten einen Angriff auf die Freiheit des Königs. Sie bemächtigten sich seiner in Warschau und wollten ihn ins Lager bringen, aber ein Zufall befreite den König und er wandte sich nun vollends von der patriotischen und russenfeindlichen Partei ab. Denkwürdig ist es, wie hier der Ultramontanismus wieder einmal in seiner staatsfeindlichen, rücksichtslosen Gewaltthätigkeit eingreift. Ein glaubwürdiger Gewährsmann, der schon mehrfach genannte Reisende Coxe, der damals sich eben in Polen aufhielt, erzählt uns[1], dass der päpstliche Nuntius in Polen nicht nur den Anschlag auf das Leben des Königs guthiess, sondern sogar die Waffen der Verschworenen, als sie sich zu Czenstochow versammelt hatten, für das Unternehmen weihte. Offener hat die Curie kaum jemals den politischen Mord in Schutz genommen. — Der neue russische Gesandte Saldern erklärte die Conföderation im Juni 1771 des Kriegsrechts für verlustig, nannte sie Räuber und ordnete die äusserste Strenge gegen sie an. Bald darauf erschien der junge General Suworow auf dem Kampfplatz, und in mehreren kleinen Treffen gelang es ihm, die Conföderirten in Polen und dann auch in Litthauen zu schlagen. Im Frühjahr 1772 löste sich die Conföderation durch ein von der Schweiz aus erlassenes Manifest auf.

Inzwischen war die Diplomatie der benachbarten Höfe ununterbrochen in lebhafter Thätigkeit gewesen.

Als der türkische Krieg im Jahre 1768 ausbrach, war Katharina trotz des unvorbereiteten Zustandes des Heeres sogleich entschlossen, mit aller Kraft gegen die Pforte vorzugehen und dauernden Gewinn aus dem Kriege zu ziehen. Je erfolgreicher ihre Waffen in den Feldzügen der nächsten Jahre vordrangen, um so fester gestalteten sich ihre Pläne nicht nur in

[1] W. Coxe, Reise durch Polen, Russland etc., Bd. I.

Bezug auf die Türkei, sondern auch auf Polen. Aber so lange sich das Kriegsglück noch wenden konnte, war sie bemüht, die Lösung der polnischen Wirren hinzuhalten, um später mit ruhiger Kraft ihren Willen gegenüber Polen und den beiden benachbarten Staaten durchzusetzen. — Friedrich war dem mit Russland abgeschlossenen Vertrage gemäss zur Unterstützung wenigstens durch Subsidien verpflichtet, und ihm war der Ausbruch des Krieges daher um so unwillkommener. Er hatte sich an Russland angeschlossen, um seine Ruhe zu sichern und sah sich nun in der Gefahr, in einen Krieg verwickelt zu werden, dessen Ausgang ganz zweifelhaft war. Denn die Siege Russlands konnten Oesterreich leicht nöthigen, die Waffen zu ergreifen, und dann entbrannte ein Kampf, der Friedrich nothwendig mit fortriss. Friedrich setzte Alles daran, sich den Frieden zu bewahren. Aber die Erfolge Katharina's weckten das alte Misstrauen in ihm, welches er gegen den grossen östlichen Nachbar nie zu verbannen vermochte. Das Anwachsen dieses Staates, der unruhig und erobernd nach aussen hindrängte, trug auch für Preussen eine Drohung in sich, die Friedrich wohl erkannte und der entgegenzuwirken er nur durch die unvertilgbare Feindschaft gegen Oesterreich verhindert war. Er konnte nicht von der Allianz mit Russland lassen, denn er war keines andern Bundesgenossen sicher genug. Mit Russland schnitten sich die preussischen Interessen vorläufig noch nicht, sondern sie stimmten in manchen Punkten überein. Die zukünftigen Möglichkeiten, welche ein übermächtiges Russland darbieten konnte, mussten den gegenwärtigen Gefahren gegenüber schweigen, die in Oesterreich schlummerten. Friedrich glaubte, nie mit Oesterreich einen dauernden Frieden machen zu können. Dennoch wurde der Versuch einer Annäherung nicht zurückgewiesen als Josef und Kaunitz solche Wünsche anklingen liessen.

Oesterreich allein hatte den türkischen Krieg mit Freuden begrüsst und Kaunitz hoffte vergnügt einem Kampfe zuzuschauen, in welchem die beiden Nachbarn sich gegenseitig schwächen würden, ohne dass einer einen namhaften Gewinn

erzielte. Als Russland seine Uebermacht, die Türkei aber ihre ungeahnte Schwäche bloslegte, da wurde der alte Rechner unruhig. Wenn es sich wirklich um bedeutenden reellen Gewinn handelte, wenn Russland einen grösseren Länderzuwachs ins Auge fasste, so konnte Oesterreich unmöglich dabei still zusehen, es musste entweder diesen Zuwachs hindern, oder einen gleichen für sich selbst in Anspruch nehmen. Der grosse Kämpe und Professor des europäischen Gleichgewichts durfte dieses höchste Princip der Staatsweisheit nicht aufgeben. Wie aber das Eine thun und das Andere nicht lassen? Wie für das Gleichgewicht gegen Russland thätig auftreten und Preussen in Ruhe halten? Denn es war klar, dass, sobald Oesterreich das Schwert erhob, Friedrich ihm in den Arm fiel. Und der Staatskanzler traute Friedrich auch ohne die Einmischung Oesterreichs den Wunsch nach Frieden nicht zu, er witterte stets neue Eroberungspläne des grossen Feldherrn. Indessen war die Gefahr drängend und die Allianz der nordischen Mächte lag wie ein Alp auf der Brust des gequälten Staatsmannes. Ein Versuch der Annäherung konnte gemacht, vielleicht die Pläne Friedrich's errathen, oder er selbst zu der Politik Oesterreichs bekehrt und gegen das Vordringen Russlands aufzutreten bewogen werden.

Zweimal trafen Friedrich und Josef zusammen zu friedlichen Besprechungen. Friedrich kam im August 1769 nach Neisse in der aufrichtigen Absicht, eine Verständigung mit Oesterreich zu suchen, welche ihm gestatten könnte, sich von der drückenden russischen Allianz loszumachen. Aber das Misstrauen liess Kaunitz zu keiner entschiedenen Darlegung seiner letzten Absichten und zu keinem offenen Entgegenkommen gelangen. So lag es nahe, dass, als Friedrich bei seiner Rückkehr die Verhandlungen mit Russland wegen Erneuerung des ablaufenden Allianzvertrages wieder aufnahm, er dem Abschluss desselben geneigter war als vorher. Auch Russland war geschmeidiger geworden, denn eine Annäherung Friedrich's an Oesterreich hätte die übelsten Folgen für seine türkisch-polnischen Pläne haben müssen, und so ward eine neue

Defensivallianz am 12. October 1769 auf weitere acht Jahre abgeschlossen.

Allein bald drängte die Nachricht von neuen Siegen der russischen Waffen Kaunitz aus seiner unfruchtbaren Politik heraus. Fortwährend wurden der Türkei Hoffnungen auf thätige Unterstützung gemacht, die Minister wurden angefeuert zu energischer Fortführung des Krieges und Vorsorge getroffen, dass kein Friede ohne die Betheiligung Oesterreichs zu Stande käme. Wenn man aber Russland wirksam entgegentreten wollte, sobald der Moment eintrat, wo diplomatisches Verhandeln nicht mehr ausreichte, dann musste Alles von dem Verhalten Preussens abhängen und es war nothwendig, sich auf diese Eventualität vorzubereiten. Noch einmal musste man eine Verständigung mit Preussen suchen. Im September 1770 standen die alten Feinde sich in Neustadt gegenüber, beide von dem sehnlichen Wunsche nach engem Zusammengehen in der türkischen Sache, nach gemeinschaftlichem Vorgehen gegen die Kriegslust und Eroberungslust Russlands erfüllt, beide nach Frieden seufzend. Aber das gegenseitige Misstrauen wurzelte zu tief um einem gedeihlichen Resultat Raum zu geben. Kaunitz hatte nicht den Muth, mehr als allgemeine, unbestimmte Vorschläge zu machen, und Friedrich konnte für solche lose Allianzanerbietungen die festen Stützen der russischen Freundschaft nicht opfern. Oesterreich gewann wiederum wie vor einem Jahre in Neisse keinerlei Vortheile, wie grosse Stücke auch der alte Staatskünstler auf seine politischen Vorlesungen und von deren Wirkung auf Friedrich hielt; Friedrich aber kam es zu Gute, dass die neustädter Zusammenkunft Katharina nur um so eifriger die Aufrechthaltung der Verbindung mit Preussen suchen liess. Nur in einem Punkte begegneten sich die Bemühungen Oesterreichs und Preussens, nämlich in dem Bestreben, die Pforte zur Nachsuchung der Mediation jener beiden Staaten bei dem abzuschliessenden Frieden zu veranlassen. — Als Katharina aber die angebotene Mediation zurückwies und dem Drängen Friedrich's nach Abschluss eines Friedens und nach Pacification Polens nur die Thatsache der Einleitung directer

Friedensverhandlungen mit der Pforte entgegensetzte, da stieg die Sehnsucht nach einer Allianz mit Friedrich in Wien immer höher. Es wurden energische Schritte in Berlin gethan um Preussen wenigstens das Versprechen der Neutralität im Falle eines Krieges zwischen Oesterreich und Russland zu entlocken. Aber Friedrich war durch den Vertrag an Russland gebunden und wollte diesen nicht opfern. Zugleich begann Oesterreich zu rüsten, um durch lautes Waffenklirren Russland einzuschüchtern. Im Geheimen wurden mit der Türkei die lange versprochenen Verhandlungen zu einem Defensivbündniss gepflogen und als Friedrich sich einer Allianz unzugänglich erwies, ward der Vertrag mit der Pforte im Juli 1771 abgeschlossen.

Friedrich's ganze Sorge war während des Krieges stets auf Wiederherstellung des Friedens mit der Türkei und auf die Beruhigung Polens gerichtet. Dieses Ziel hatte er im Auge als er gleich bei Ausbruch des Krieges in seine Verhandlungen mit Katharina einen Plan einfliessen liess zu einer Allianz zwischen Russland, Oesterreich und Preussen und zu einer Theilung Polens unter diesen Mächten. Dieses sogenannte Lynar'sche Project war vorübergehend und wurde bald fallen gelassen. Nun kam Friedrich auf den Gedanken zurück, alle drei Mächte, ohne damit einen Ländererwerb zu verbinden, zur Pacification Polens herbeizuziehen. Für Friedrich war die Schwäche Polens, besonders in militärischer Hinsicht, jetzt eine um so dringendere Forderung der Politik geworden, seit Russland durch die Garantie der polnischen Verfassung von 1768 und durch die Machtstellung in der Republik, welche es dem Bündnisse mit Preussen verdankte, als Nachbar in Polen selbst eine bedrohliche Stellung einzunehmen begann. Und was der eigentliche Grundplan der russischen Politik war, das zeigten eben jetzt die Verhandlungen. Auf das eifrige Bemühen Friedrich's, den Zusammenstoss Russlands und Oesterreichs, der unmittelbar drohend schien, zu hindern, legte Katharina dem Könige Friedensbedingungen vor, welche diesem nach seinem Ausdruck »Hörner wachsen« liessen. Die Bedingungen waren solche, dass Oesterreich unbedingt losschlagen musste und Friedrich dann

einfach im alleinigen Interesse Russlands gegen dasselbe missbraucht worden wäre. »Er schloss aus demselben (dem Schreiben Katharina's an ihn über die Friedensbedingungen), dass Russland den Krieg mit Oesterreich wolle, dass es mindestens eben so sehr auf Polen wie auf die Pforte abgesehen sei. Durch einen von Preussen zu unterstützenden Krieg gegen Oesterreich sollte diese Macht zurückgeworfen werden, Russland freie Verfügung über Polen gewinnen. Konnte Friedrich dann, mit Oesterreich von Neuem verfeindet, die Einverleibung Polens in Russland hindern?«[1] Denn auf eine Einverleibung der ganzen Beute, des ganzen Polen war es von Katharina abgesehen. Weder Preussen noch Oesterreich sollten etwas bekommen, wenn nur erst der Krieg gegen die Pforte, der störend dazwischen getreten, beseitigt wäre ohne Oesterreichs Einmischung oder nöthigenfalls gegen dieselbe mit Hülfe Preussens. Vorläufig suchte Russland noch an diesem Plan festzuhalten, es wies die Hereinziehung Oesterreichs in die polnischen Händel kurzweg ab. Inzwischen hatte Oesterreich seinerseits sich überzeugt, dass Friedrich von seiner Allianz mit Russland nicht abzubringen sei und aufs Neue kriegerisch und politisch demonstrirt. Da regte Katharina die Gedanken von 1769 über eine Theilung wieder an.

Eben hatte Oesterreich unter dem Vorwande alter Rechte und des Schutzes der eigenen Grenzen einen polnischen Landstrich, darunter die Zipser Städte und die Salzwerke von Wieliczka und Bochnia militärisch besetzt. Katharina liess im Gespräch mit dem Prinzen Heinrich, der eben von Friedrich zur Förderung der Friedensangelegenheiten nach Petersburg geschickt worden war, Andeutungen fallen, welche ihr Einverständniss damit bekundeten, dass Preussen und Russland dem Beispiele Oesterreichs folgten. Die wiederholt den Polen feierlich gegebene Zusicherung der Unverletzlichkeit ihres Gebiets wog bei Katharina wenig wo es galt, das eigene Gebiet ohne Opfer zu vergrössern und den wichtigen Bundesgenossen, der mehrmals den

[1] Duncker a. a. O. S. 221.

Anerbietungen Oesterreichs sein Ohr geliehen hatte, sich zu erhalten. Vorläufig wurde die Sache nicht weiter verfolgt. Friedrich war ausschliesslich mit den Anstrengungen beschäftigt, den Frieden herbeizuführen, sich die Nothwendigkeit aus der Neutralität herauszutreten zu ersparen. Keine Erwerbungen konnten den Nachtheil aufwiegen, den ein Krieg von grosser Tragweite für ihn mit sich führen musste. Und selbst Erwerbungen auf Kosten Polens, würden sie wohl diejenigen ausgleichen, die Russland dagegen für sich voraussichtlich in Anspruch nahm? Die Anerbietungen Russlands wurden zurückgewiesen, Friedrich glaubte noch nicht daran, dass Oesterreich die besetzten polnischen Gebiete festhalten wolle. Kam es zum Kriege, so hoffte Friedrich noch neutral bleiben zu können, gestützt auf die seinem Vertrage nach übermässigen Forderungen Russlands und die augenscheinlich grobe Verletzung der preussischen Interessen. Und er scheute vor der Theilung aus jenen andern Gründen zurück, die wir berührten. »Ich würde«, schrieb er am 23. Januar an Benoit, »einen unverzeihlichen Fehler zu machen glauben, wenn ich an der Vergrösserung einer Macht arbeitete, die ein furchtbarer Nachbar und bedrohlich für ganz Europa werden kann«.

Anderseits rüstete Oesterreich; die engere Verbindung und die ersten Keime zu der späteren Convention mit der Pforte blieben auch nicht verborgen und der österreichische Gesandte liess durchblicken, dass sein Hof denn doch nicht gesonnen sei um jeden Preis, selbst um den einer bedeutenden Schwächung der Türken zu Gunsten Russlands, den Kampf zu vermeiden. Friedrich's Lage war sehr schwierig, seine Mühen um Erhaltung seiner Ruhe drohten nun dennoch zu scheitern. So sehen wir seine Anschauungen denn bereits am 31. Januar erheblich geändert: er erörtert in einem Briefe an Prinz Heinrich die russischen Vorschläge ernsthaft und kommt zu dem Schluss, dass wenn man von Polen etwas nehme, es mehr als eine Lumperei wie Ermeland, ein erkleckliches Stück sein müsse, nämlich das für ihn so wichtige Polnisch-Preussen. Das konnte ein Ersatz der drei Millionen Subsidien, die er gezahlt, und

eine Entschädigung gegen die Machtvergrösserung Russlands werden. Da langte sein Bruder, Prinz Heinrich, zu Anfang des Jahres 1771 aus Petersburg an. Er brachte mässige Forderungen aus Petersburg für den Fall einer Theilung und volle Bereitwilligkeit dazu seitens Panins. Nun entschloss sich Friedrich zur Annahme des Planes und legte auch sogleich Hand an die Ausführung. Und rasch musste die Sache gefördert werden, ehe Russland durch den Abschluss eines Friedens mit der Pforte freie Hand bekam und seine Forderungen erhöhen konnte. Ueberdies begann kurz vorher, im Januar 1771, zwischen Petersburg und Wien, die seither gespannt einander gegenüber gestanden und nur durch Friedrich's Vermittelung mit einander verkehrt hatten, eine Annäherung sich anzubahnen. Der petersburger Hof, immer noch bestrebt, von der polnischen Beute keinen Theil einem Andern zu überlassen und in der Meinung, Oesterreich werde doch zuletzt nicht wagen Russland entgegenzutreten, sondern sich in der Türkei abfinden lassen, suchte eine directe Verständigung mit Kaunitz über die Friedensbedingungen mit den Türken und die österreichischen Ansprüche einzuleiten. Er erklärte sich Oesterreich gegenüber zu den grössten Zugeständnissen auf der Balkanhalbinsel bereit, offenbar um Polen dafür ungeschmälert zu behalten. Im August ging ein vollkommener Theilungsplan der Türkei nach Wien ab, freilich mit aller äusseren Vorsicht: Moldau und Walachei seien für Oesterreich zu haben; ja mehr noch, alle türkischen Besitzungen am adriatischen Meer bis nach Morea, Bosnien, Serbien, türkisch Dalmatien, Macedonien, Albanien wurden angeboten. Dafür verlangte man die Gebiete am Schwarzen Meer mit Konstantinopel. Diese Vorschläge blieben in Wien nicht ohne Wirkung, man schwenkte zu einer Verständigung mit Russland hinüber, wobei Preussen leer ausgehen sollte, und so drohte Friedrich nun gar eine völlige Isolirung in allen wichtigsten Fragen der Politik, eine Auflösung der russischen Allianz und eine Verbindung seiner gefährlichen Nachbarn.

Im April erhielt man Gewissheit, dass Oesterreich die Starosteien in der That nicht aus Russland feindseligen Ab-

sichten blos vorübergehend besetzt habe, sondern sie behalten wolle. Anfangs Juni entschloss sich nun auch Panin, auf eine Theilnahme Preussens und Oesterreichs an der polnischen Beute einzugehen.

Mit Eifer und Energie ging Friedrich ans Werk. In Petersburg wurden Vorschläge zu einer Theilung gemacht und die inzwischen erfolgten weiteren Besetzungen polnischen Gebiets durch Oesterreich hervorgehoben. Russland begann in der polnischen Sache zu zögern, dagegen nahm es die Vermittelung Friedrich's in den Unterhandlungen mit Oesterreich an.

Lange schwankten die Dinge nun hin und her, die Wagschale des Friedens stieg auf und ab, Friedrich war unermüdlich thätig, die Hindernisse zu beseitigen und neben den Friedensunterhandlungen gingen die Erörterungen über die Theilungspläne vorwärts. Als Oesterreich sich der Pforte wieder näherte und zum Abschluss der Convention vom 6. Juli 1771 schritt, drängte Panin zur Lösung der Theilungsfrage, wozu er um so mehr Veranlassung hatte, als in Polen die russische Sache schlechter als je stand und fast alle früheren Freunde in das Lager der Conföderirten übergegangen waren. Um dieselbe Zeit trat in der Wiener Politik ein Schwanken ein. Hatte Kaunitz bisher eine schroffe abweisende Haltung gegen die nordischen Alliirten und gegen die Bedrohungen der Türkei gezeigt, so war die Verbindung mit den Türken doch für Maria Theresia stets eine drückende Bürde gewesen. Nun pfuschte sie ihrem grossen Meister ins Handwerk, indem sie dem preussischen Gesandten offen erklärte, wie wenig es ihr mit den Kriegsrüstungen Ernst sei und wie dringend sie den Frieden selbst um den Preis einer harten Demüthigung der Türkei wünschte. Auf Friedrich baue sie die Hoffnung einer glücklichen Lösung aller Wirren. Kaunitz sah sich durch die offenen Bekenntnisse seiner Herrin plötzlich des diplomatischen Dunkels, in das er sich gehüllt hatte, entblösst, er musste seine Politik ändern und den harten Friedensbedingungen Russlands gegenüber gefügiger werden. Diese Bedingungen waren durch die letzten Siege Russlands wiederum unterstützt worden, und wollte man in

Wien nun einmal nicht zu den Waffen greifen, so musste man bedeutende Gebietsabtretungen der Türkei sich schon gefallen lassen ohne auf Entschädigungen auf türkischem Boden dabei rechnen zu können. Kaunitz musste sich entschliessen, um nicht leer auszugehen, nicht nur den formell Verbündeten, die Pforte, im Stiche zu lassen, sondern auch Polen, dessen Hoffnung auf Hülfe stets genährt worden war, zu täuschen, sich auf seine Kosten schadlos zu halten.

Noch einmal platzten die feindlichen Interessen Oesterreichs und Russlands auf einander, dann im Frühjahr 1772 reichte man sich über dem polnischen Geschäft die Hände.

Es war hohe Zeit. Denn unterdessen waren die Theilungspläne zwischen Russland und Preussen fast zum Abschluss gediehen und ein Vertrag stand in nächster Aussicht, der die Theilung ohne Oesterreich auch mit Waffengewalt durchsetzen sollte. Preussen hatte nach langer Weigerung gegen Russland sich entschlossen, Posen zu occupiren, Suworow hatte siegreich die polnische Conföderation überall zu Boden geschlagen. Der österreichische Gesandte erklärte nun Friedrich die Bereitwilligkeit seines Hofes, eine Theilung Polens auf dem Princip der Gleichheit anzunehmen. In Petersburg fügte sich Kaunitz den russischen Bedingungen für den Frieden mit der Pforte. Am 17. Februar 1772 war der preussisch-russische Theilungsvertrag unterzeichnet worden. Alle Abneigung Maria Theresia's gegen einen Erwerb auf Kosten der bisher von Oesterreich gehätschelten Polen, der freilich auf der andern Seite die sehr abweichende Politik Kaiser Josefs und die Thatsache der Occupation polnischer Gebiete gegenüberstand, konnte Angesichts jenes Vertrages den Beitritt Oesterreichs zur Theilung nicht zurückhalten. Es handelte sich nur noch um die Grösse der abzutretenden Gebiete, aber man bemühte sich allseitig, besonders nach wie vor von Wien aus, die Gehässigkeit des ganzen Handels von sich abzuwälzen. Im August kam man über den Antheil der drei Mächte überein, Panin entwarf die Grundzüge einer neuen Verfassung und Einrichtung Polens. Darnach sollte Stanislaw August auf dem Throne erhalten und

für seine materiellen Verluste bei der Theilung durch Einziehung von Starosteien, die den grossen Magnaten verliehen waren, entschädigt werden. Die Magnaten sollten in ihrem Vermögen, welches sie häufig in schädlicher Weise benutzten, geschmälert und dadurch eine grössere Gleichheit unter dem Adel hergestellt werden. Das Wahlkönigthum sollte nur auf Piasten beschränkt, stets die Nachfolge des Sohnes ausgeschlossen sein. Im Uebrigen sollte die auf dem letzten Reichstage angenommene Constitution, insbesondere die russische Gerantie für die selbständig verbleibenden Gebiete beibehalten werden.

Im September 1772 erliessen die drei Mächte Declarationen, in welchen Polen die Beschlüsse der Theilung bekannt gemacht wurden. Im November ersuchten sie den König, einen Reichstag zur Regelung dieser Angelegenheit einzuberufen, und die drei Gesandten waren bemüht, Stanislaw August in völlige Abhängigkeit von sich zu bringen. Nach langem Widerstreben, nach vielen Bitten und Ränken, Betheurungen, lieber zu sterben als in die Theilung zu willigen, nach salbungsvollen Reden und heissen Thränen willigte der König im December in die Einberufung. Nun wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, einen gefügigen Reichstag zusammenzubringen. Drohungen und Maassregelungen, Schmeichelei, Versprechung und Bestechung bearbeiteten um die Wette die einflussreichen Häupter für günstige Wahlen. Gerade damals kehrte der Bischof von Krakau, Soltyk, aus der Verbannung zurück. Er zeigte sich gefügig, bot den fremden Gesandten dienstbeflissen seine Hülfe an, stimmte allen ihren Anschauungen bei, arbeitete aber im Geheimen energisch gegen sie, wozu ihm seine durch die Verbannung noch gesteigerte Popularität und die traurige Lage des Landes die besten Mittel lieferten. Plötzlich warf er die Maske ab und trat als erbitterter Gegner der drei Mächte auf. Die Wahlen fielen ungünstig aus und nur nach heftigen Kämpfen gelang es, den Reichstag zu conföderiren und den König zum Beitritt zu bewegen. Bei der Wahl des Marschalls wurde Adam Poninski, ein im russischen Solde stehender Mann,

durchgesetzt, von dem der russische Gesandte Saldern sagte, man könne ihm mit der einen Hand eine Ohrfeige, mit der andern einen Beutel geben. Nun galt es, den Reichstag zur Wahl einer Delegation zu bewegen, die mit genügenden Vollmachten zum Abschluss der gewünschten Verträge versehen war. Man sah sich genöthigt trotz der Gelder, die gemeinschaftlich auf Bestechungen verwandt waren, zu Gewaltmaassregeln zu greifen und Truppen in Warschau einrücken zu lassen. Endlich wurde die Delegation ernannt, aber die Verhandlungen boten neue Hindernisse dar. Nicht nur, dass die Delegirten stets Schwierigkeiten schufen, auch die verbündeten Mächte selbst wurden uneins. Denn Oesterreich war mit dem Antheil, der ihm in der Convention der drei Mächte zugefallen war, nicht mehr zufrieden, verlangte weitere Abtretungen und besetzte die beanspruchten Gebiete, um dann seine Forderungen abermals zu erweitern.

Nun beeilte sich Friedrich, auch seinerseits mehr zu verlangen als ursprünglich festgesetzt war. Natürlich erbitterte dieses Verfahren die Delegirten und immer neue Mittel mussten angewandt werden sie zu beruhigen. Es wurden an die Delegation im Ganzen 45,000 Dukaten verwandt, ob zwar die Sache der fremden Höfe in dem Umstande eine Stütze hatte, dass in der Delegation eine Partei bestand, welche in der Theilungssache sich fügte, um später bei Feststellung der Verfassungsartikel mit Hülfe der Gesandten die königliche Macht einzuschränken zu Gunsten der alten Freiheit. Die Verhandlungen rückten nicht von der Stelle. Russland schloss mit der Türkei zwar einen Waffenstillstand, war aber dort noch zu sehr in Anspruch genommen, um den Forderungen der Verbündeten ernstlich Widerstand zu leisten; diese aber suchten die Gleichheit, auf welche ihre Erwerbungen gegründet sein sollten, immer wieder durch Anspruch auf neue Stücke Landes herzustellen. Kaunitz ging einige Meilen über den Bug vor, Friedrich besetzte ein paar Hundert Dörfer in Cujavien. Russland schloss den Frieden von Kutschuk-Kajnardsche, Oesterreich liess alle Grossmuth fahren und riss schnell nun auch von seinem Verbündeten,

der machtlosen Pforte, ein Landstück, die Bukowina, ab, aber noch immer waren die polnischen Grenzregulirungen nicht beendet, in unerquicklicher Weise feilschten die Mächte um die Beute. Erst ein neuer Reichstag schloss am 22. August 1776 die Grenzacte endlich ab.

Polen verlor bei der ersten Theilung fast 4000 Quadratmeilen, davon an Russland etwa die Hälfte mit ungefähr anderthalb Millionen Einwohnern, die durch den Lauf der Düna, des Dnjepr und Drusch begrenzt wurden. Oesterreich erhielt 1300 Quadratmeilen, d. h. Ostgalizien und Lodomerien mit den reichsten Landstrichen und den wichtigen Salzwerken von Bochnia und Wieliczka. Preussens Antheil von 644 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern war durch seine geographische Lage von grosser Bedeutung: die Verbindung Ostpreussens mit der Mark und Hinterpommern wurde durch die Erwerbung Ermelands, Pomerellens, des Palatinats Marienburg mit Elbing, des Culmerlandes und des Netzedistrikts, die heute in der Provinz Westpreussen zusammengefasst werden, hergestellt. Nur Thorn und Danzig mit ihren Gebieten blieben polnische Enclaven.

Raschere Erledigung fanden die Erörterungen der Verfassungsfrage. Im Wesentlichen wurde das Paninsche Project angenommen. Um dem übermächtigen Einfluss der Magnaten eine Schranke entgegenzustellen, sollte der niedere Adel gekräftigt werden. Ein dem König zur Seite gestellter Rath, in welchem auch die Ritterschaft neben den Senatoren ihre Vertreter haben sollte, wurde hiezu förderlich befunden. Dieser »ständige Rath« sollte die Beschlüsse des Reichstages ausführen und die ganze Verwaltung controliren. Man einigte sich dahin, dass dieser aus 15 Senatoren und 15 Vertretern des niederen Adels bestehende Körper vom Reichstage alle 2 Jahre erwählt werden sollte; die vom Rathe genehmigten Beschlüsse des Reichstages mussten vom König unterschrieben werden; der König verzichtete auf das alte Recht die Würdenträger zu ernennen und musste dem dreimaligen Vorschlage des Raths in dieser Beziehung sich fügen. Auch in Betreff der Dissidenten wurden einige wesentliche Neuerungen beschlossen. Endlich

und hauptsächlich: Polen wurde unter die Garantie der drei verbündeten Mächte gestellt, aber während Oesterreich und Preussen nur die Bürgschaft für die Integrität des polnischen Gebiets auf sich nahmen, wurde die neue Verfassung dem besonderen Schutze Russlands übergeben. Dieser Theil der Verhandlungen erhielt seine Sanktion im März 1775.

Damit war die erste Theilung vollbracht, die drei Nachbarn vergrösserten und verbesserten ihre Gebiete um wesentliche Landstriche, besonders Preussen hatte die wichtige Verbindung seiner getrennten Theile hergestellt. Es war eine bedeutende Errungenschaft; aber dennoch hätte Friedrich wohl nie freiwillig sich entschlossen, den Plan einer polnischen Theilung zu verfolgen. Er hatte für seinen Staat genug gethan, um die weitere Entwickelung seinen Nachfolgern überlassen zu dürfen und er wollte wirklich keine Eroberungspolitik mehr treiben. Auch Oesterreich wäre sicherlich damals nicht zu dem Entschluss gekommen, den einmal von Kaunitz ausgesprochenen Gedanken einer polnischen Theilung auszuführen, wenn nicht hier ebenso wie in Berlin die Nöthigung durch die Stellung des dritten Participienten eingetreten wäre. Seit Decennien wuchs der russische Einfluss in Warschau, seit 1764 war Polen thatsächlich abhängiger von Russland als ein deutscher Vasallenstaat vom Reich. — Klar vor Jedermanns Auge lag die völlige Unterwerfung Polens in naher Zukunft: das war das zwingende Motiv. Russlands Eroberungspolitik war es im letzten Grunde allein zuzuschreiben, wenn Friedrich sowohl als Kaunitz endlich gegen dieselbe reagiren mussten durch eine gleiche Politik. Wer zuerst das Wort sprach, das ist eine fast müssige Frage gegenüber der unbestreitbaren Thatsache, dass die beiden deutschen Nachbarmächte auf die Dauer die Stellung nicht dulden konnten, die ein Repnin, ein Keyserlingk in Warschau einnahmen, die die Möglichkeit bot, dass eines Tages die Heere der ehrgeizigen Zarin in ein paar Tagemärschen vor Wien oder vor Berlin erscheinen konnten. Galizien durfte Oesterreich eben sowenig russisch werden lassen, als Friedrich das heutige Westpreussen. Wozu auf der einen Seite Ehrgeiz und eine aller-

dings in dem besonderen staatlichen Entwickelungsgange begründete Eroberungslust trieben, das war auf der anderen Seite die Folge der Nothwehr.[1]

Der Vortheil, den Russland bei der ersten Theilung davontrug, war ohnehin gross genug, übergross im Verhältniss der Errungenschaften der beiden anderen Mächte. Denn Russland hatte seine Absichten in Betreff der Verfassung erreicht, es hatte in dem permanenten Rath ein Organ geschaffen, dessen Glieder stets in russischem Solde erhalten und wirksam gegen alle Bestrebungen des Königs und des Reichstages nach Selbstständigkeit verwandt werden konnten. Der russische Einfluss war wiederum befestigt, und die folgenden Jahre zeigten deutlich die Planmässigkeit und Zweckdienlichkeit von Katharinens und Panins polnischer Politik.

---

[1] Neuere in Russland aufgetauchte Aktenstücke drücken das Eingeständniss ziemlich offen aus, dass die Theilung durch Katharina veranlasst worden sei.

XVI.
Die Constitution vom 3. Mai 1791.

Man mag die nachtheiligen Folgen, welche aus der Politik Katharina's für die westlichen Staaten dauernd hervorgingen, beklagen, aber sicherlich wird man die höchste Bewunderung dem Scharfblick nicht versagen können, mit welchem sie ihre Ziele erfasste, noch der Energie, mit welcher sie dieselben verfolgte. Mit vollendeter Meisterschaft leitete sie besonders in den polnischen Händeln sowohl den grossen Friedrich, als auch den berühmtesten Diplomaten seiner Zeit, Kaunitz, nach ihrem Sinne. Denn, wir wiederholen es: ob das Wort der Theilung zuerst von Friedrich, Katharina oder, wie man neuerdings meint, von Kaunitz ausgesprochen ward, erscheint fast gleichgültig gegenüber der materiellen Quelle der Theilung, die allein in der Eroberungspolitik Katharina's lag. An polnischen Theilungsplänen hatte es seit dem Tode August's II. von Sachsen nicht gefehlt: von Sachsen, von Schweden, von Frankreich her waren sie an Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. wiederholt herangetreten, ohne Erfolg. Katharina mochte fürchten, dass endlich doch die Verhältnisse den neu erstarkten preussischen Staat zum Zugreifen treiben würden. Diesen selben möglichen Gegner in Polen in seiner augenblicklich bedrängten Lage gegenüber Oesterreich und Frankreich benutzte sie nun um in Polen sich festzusetzen. Die Allianz mit ihm gab ihr die Möglichkeit, durch Repnin und Stanislaw August in Polen unbehindert zu herrschen. Mit der Garantie der Verfassung, die sie 1768 erwirkte, war diese Herrschaft geheiligt, verbrieft worden, die allmählich aus der mittelbaren in die unmittelbare

Herrschaft übergehen musste. Da brach der Aufstand von Bar aus, Oesterreich, Frankreich wurden unruhig, die Pforte erklärte den Krieg. Vorläufig musste man in Polen dilatorisch die Dinge behandeln und sich der hindernden Feinde entledigen. Aber vier Jahre lang vermochte man mit den Conföderirten nicht fertig zu werden. Dagegen errangen die russischen Heere Sieg auf Sieg gegen die Türken. Ging es nicht oder vorläufig nur schwer, in Polen zum Ziel zu kommen, warum sollte man nicht den Verhältnissen nachgebend sich vorläufig mit der Türkei auseinander setzen? »Die Mächte wollen mich aus Europa vertreiben, sagte Katharina, aber ich werde eine Zuflucht in Konstantinopel finden«. Indessen auch hier traten ihr Oesterreich und Frankreich entgegen. Gelang es ihr Friedrich mit sich fortzureissen, so brauchte sie die österreichischen Drohungen nicht beachten. Aber Friedrich sträubte sich, über seine Geldverpflichtungen hinaus Heerfolge zu leisten. Nun begann das Werben um Friedrich von beiden Seiten. Als der zu keiner einseitigen Offensiv- oder Defensivallianz zu bewegen war, als Russland und Oesterreich immer näher dem Kriege zuschwankten, als Katharina die Eroberung der Balkanhalbinsel aufgeben musste, Oesterreich aber die beiden Gegner im äussersten Fall doch nicht mehr zu trennen hoffen durfte, da kam Kaunitz ihnen beiden zuvor. Er griff praktisch in Polen zu und forderte noch mehr an türkischem Gebiet. Katharina suchte so wenig als möglich fahren zu lassen und schloss die Convention mit Preussen, weil sie keine bessere mit Oesterreich zu schliessen vermochte. Immer aber war das Ziel der Bestrebungen Gebietserwerb. Dann wurde verhandelt, wobei Katharina's Hand durch die Fortdauer des Krieges im Süden beschwert war. So gab sie hin, was dem Heisshunger Oesterreichs und der Compensationspolitik Preussens gegenüber nicht mehr zu halten war, sicherte sich aber wenigstens in dem Rest die künftige Herrschaft durch ihre Garantie der Verfassung. Und die Erfolge waren entsprechend der Energie des Willens dieser Fürstin, der glänzenden Gewandtheit der Ausführung. Nicht der Landzuwachs war das wichtigste bei der ersten Theilung Polens,

nicht in der Zahl der Quadratmeilen, welche der einzelne Staat von Polen abriss, lag der Schwerpunkt des Gewinnes, der bei der Theilung in Frage kam, sondern in der Herrschaft über den nachbleibenden Theil des Polenreiches. Bereitwillig warf Katharina während der Verhandlungen über die Theilung der Gier ihrer beiden Verbündeten immer neue Landstücke hin, freigebig vergab sie Gebiete, die sie zu halten für die Zukunft keine Aussicht hatte, und die gegenwärtig ihr nicht gehörten. Zuletzt packte sie mit gewaltiger Hand in den Kern der Beute hinein und riss das kostbare Kleinod heraus, das sie längst mit weitschauendem Blick als solches erkannt hatte. Und trotz ihrer Erschöpfung durch den Türkenkrieg überliessen ihr die Gegner willig dieses Kleinod. Oesterreich und Preussen garantirten mit Russland zusammen das polnische Staatsgebiet: aber Russland übernahm die ausschliessliche Garantie der inneren Verhältnisse Polens, Russland allein bürgte für eine Verfassung, welche dieses Staatsgebiet ganz in Katharina's Hand legte, und so garantirten die beiden Nachbarn thatsächlich Russland seine Herrschaft in einem Reiche, das die abgetretenen Antheile Preussens, Russlands und Oesterreichs zusammengenommen an Bedeutung und Ausdehnung weit übertraf.

Nach der neuen Verfassung vom Jahre 1775 ging die Regierungsgewalt auf den permanenten Rath über, der durch seine Zusammensetzung stets von dem russischen Gesandten abhängig blieb. Der König war ein Werkzeug des Raths und Russlands geworden. Der Rath leitete die Geschäfte durch Commissionen, unter welchen die einzelnen Zweige der Regierung vertheilt waren. Verschiedene wohlthätige Reformen wurden nach und nach eingeführt. Der Adel wurde in seinen Rechten gegenüber den Bauern beschränkt, er verlor seine unbegrenzte Patrimonialgerichtsbarkeit und musste für die Verletzung eines Leibeigenen vor dem ordentlichen königlichen Gerichte Genugthuung leisten. Die Gerichte und Tribunale wurden neu errichtet, ein oberstes Reichsgericht hergestellt, verschiedene Verbesserungen der bürgerlichen Rechtspflege vorgenommen. Die Staatseinkünfte wurden wenigstens dem Anschlage nach, hinter dem sie freilich

um ein Drittel zurückblieben, auf 30 Mill. Gulden vermehrt; man war bestrebt, sie zu regeln und durch eine allgemeine Steuer möglichst zu sichern; es wurden Anstrengungen gemacht, die Industrie zu heben. Das Militärwesen ward reorganisirt, das Heer sollte auf 30,000 Mann erhöht werden. Unter den Regierungscommissionen nahm die Educationscommission eine wichtige Stellung ein, welche das gesammte Unterrichtswesen leiten und ordnen sollte. Wie wir bereits erwähnt haben, wurden die Güter des Jesuitenordens zur Bildung eines Fonds für das Unterrichtswesen verwandt.

Alle diese Umgestaltungen und Verbesserungen kamen allerdings in erster Linie den Polen, der polnischen Gesellschaft, gleichzeitig aber in zweiter Linie und so weit die staatliche Gewalt in Frage kam, Russland zu Gute. Denn der russische Gesandte regierte, alle Beziehungen nach aussen lagen in seiner Hand; kein Staat durfte anders als durch Russland in Beziehung treten zu dem polnischen Staat, ohne Erlaubniss des russischen Gesandten durfte keine Note nach aussen abgefertigt werden:[1] Polen war in Wahrheit mediatisirt.

Man darf nicht verkennen, dass die äusseren Fesseln, welche von nun ab auf Jahre dem Reich angelegt waren, zugleich den Nutzen mit sich führten, welchen eine wenn auch erzwungene Ruhe wie dem einzelnen krankhaft erregten Körper, so auch einer grossen Gesellschaft gewähren kann. Es war eine Frist, in der die Polen zur Besinnung kommen, die Kräfte sammeln und der inneren Zerfahrenheit steuern konnten. Und wirklich geschahen in mannigfachen Richtungen Neuerungen, die den Ansatz zu heilsamen Verbesserungen bildeten. Die Educationscommission mit ihren Provinzialabtheilungen begann eine gegenüber dem früheren klerikalen Unwesen segensreiche Thätigkeit. War ihr von Russland eingesetztes Haupt, der Bischof Massalski, auch ein berüchtigter Schlemmer und Spieler,

[1] Der König liess sich persönlich bei einigen Höfen, z. B. in Berlin und Wien durch Geschäftsträger vertreten, die Republik aber hatte keine auswärtige Vertretung.

so wurde es ihr dennoch möglich, dem Unterricht gesunde Grundlagen zu geben. An die Stelle der lateinischen Unterrichtssprache trat die polnische, die Naturwissenschaften wurden in den Lehrkreis gezogen, der Geschichte wurde einige Sorgfalt zugewandt. Hugo Kollontaj erhielt den Auftrag, die Krakauer Akademie zu reformiren und erfüllte diese Aufgabe in freisinnigem und umsichtigem Geiste. Lehrerseminarien wurden errichtet und man ging an die Eröffnung von Volksschulen auf dem Lande, wobei Joachim Chreptowicz eine hervorragende Thätigkeit entfaltete. In einigen aufgeklärten Köpfen begann der Gedanke Wurzel zu fassen, dass eine durchgreifende Reform Polens nicht ohne eine Befreiung der Masse des Volkes von der drückenden Leibeigenschaft möglich sei und einige hervorragende Magnaten gingen in dieser Richung mit gutem Beispiel voran. Es ward sogar dem hochachtbaren Kanzler Andreas Zamojski der Auftrag ertheilt, ein Gesetzbuch für die bäuerlichen Verhältnisse auszuarbeiten. Er legte auch einen Entwurf dem Reichstage vor, der in liberaler Weise die Befreiung des Landvolks von der Leibeigenschaft anbahnen sollte. Aber nach mehrjährigen Kämpfen im Reichstage wurde der Entwurf im Jahre 1780 vollständig verworfen. Hier war die Grenze des aufgeklärten Patriotismus; die Masse des Adels stand noch weit hinter den bessern Führern zurück und entblödete sich nicht, einen der achtbarsten Männer jener Periode polnischen Verfalls aus Eigennutz und blinder Herrschsucht für den Versuch einer Verbesserung der Lage des Bauern zum Verräther am Vaterlande zu stempeln.

Schon im Beginn der achtziger Jahre tauchte der Gedanke an eine noch engere Verbindung mit Russland in den Hofkreisen zu Warschau auf. Stanislaw August standen zwei Mächte gegenüber, auf deren eine er sich stützen musste. Die russische Tyrannei hatte eine Anzahl Magnaten zusammengeführt, welche dieselbe abzuschütteln und ein freisinniges Regiment aufzurichten im Plane führten. Da der König unter dem energischen Einfluss des russischen Gesandten nicht daran denken konnte, diese Pläne zu unterstützen, so bildete sich aus jenen Männern eine

oppositionelle Partei, die auch die persönlichen Gegner des Königs an sich zog. Da waren die angesehensten Namen vertreten: Adam Czartotyski, die Brüder Ignaz und Stanislaw Potocki, der Hetman Branicki, Kasimir Nestor Sapieha, Severin Rzewuski. Wahre Vaterlandsliebe war, mit Ausnahme einiger uns schon bekannter Führer, wenig bei ihnen zu finden, sie führten meist zusammen der Ehrgeiz, persönliche Vortheile, die Sucht zu glänzen und sich einen Namen zu machen, unverdaute Ideen der französischen Freidenker, unreife Anschauungen, die sie aus fremden Ländern nach Hause mitgebracht hatten. Sie waren eng verbunden mit einem Kreise von Frauen, die fast sämmtlich nur aus unlauteren Motiven erbitterte Feindinnen des Königs waren und in deren glänzenden Häusern die oppositionellen Intriguen lebhaft gesponnen wurden. Wir kennen sie bereits: die Frau des Hetmans Oginski, deren Schwägerin Isabella Czartoryska, die ungeheuer reiche Fürstin Lubomirska, die Fürstin Sapieha. Das wesentliche Band der ganzen Opposition bildeten der Hass gegen den König und andere persönliche Motive, erst in zweiter und dritter Linie kamen positive politische Ziele in Frage.

Jetzt eben, im Jahre 1783, bewogen den König seine Schulden, die Bitte um Bezahlung derselben mit dem Vorschlage einer engeren Verbindung seines Landes mit Russland zu vereinen. Wegen Bezahlung der Schulden wies Katharina ihren Gesandten Stackelberg in Warschau an, beim Reichstage sich zu verwenden: die Allianz schien ihr damals noch nicht zeitgemäss. Mit Hilfe seiner Partei, besonders aber durch die Aussöhnung des Königs mit allmächtigen Karl Radziwill gelang es Stackelberg, den Reichstag zur Bezahlung der sieben Millionen Schulden des Königs zu bewegen. Brachte dieses den König immer mehr in Abhängigkeit von Stackelberg, so hatte das Treiben der Opposition dieselbe Wirkung; sie ging in ihren Angriffen gegen den König auf dem Reichstage von 1782 so weit, dass man den blutigen Demonstrationen des Säbels nur durch Stackelberg's Einschreiten entging. In Folge jenes Processes Ngrjumow, in den viele Häupter der Opposition ver-

wickelt wurden, that diese unter Leitung Adam Czartoryski's im Jahre 1785 sich zusammen, um auf dem nächsten Reichstage die Oberhand zu gewinnen. Als der Reichstag eröffnet war, wurden Schmähreden auf den König gehalten und die von der Opposition erkauften Landboten erhoben lautes Geschrei. Die von der Gegenpartei bestochenen Landboten bemühten sich, jene zu überlärmen, die Lichter wurden ausgelöscht, die Senatoren und Minister entflohen und die Landboten griffen zu den Waffen. Truppen mussten die Ordnung wieder herstellen und die für 130,000 Dukaten erkauften Landboten Czartoryski's wurden vom Reichstage ausgeschlossen.

Durch diese Verhältnisse wurden manche gute Pläne nicht zur Ausführung gebracht. Das Heer zählte noch immer weit unter 18,000, statt 30,000 Mann; die Staatseinkünfte betrugen immer noch kaum achtzehn Millionen Gulden, d. h. 9 Millionen Mark; Justiz und Verwaltung besserten sich kaum merklich. Denn die Masse der Schlachta hing an ihren alten Sitten, ihrer alten sorglosen Freiheit, die wenigen einsichtsvollen Führer fingen da an, wo sie hätten endigen müssen: sie erwarteten alles Heil von oben, sie wollten die königliche Macht, das Ansehen Polens nach aussen, die staatlichen Gewaltmittel stärken, bekümmerten sich aber nicht um die Kräftigung von unten auf, um Ordnung und Moral im Lande selbst.

Im Jahre 1786 starb Friedrich der Grosse. Um dieselbe Zeit stieg in Russland Potemkin zum Gipfel seiner Grösse auf und verdrängte den Einfluss Panin's, der bisher stets an dem Bündniss mit Preussen festgehalten hatte. Beide Umstände vereinigten sich zu einer entschiedenen Schwenkung der russischen Politik nach Oesterreich hin, so dass, als ein neuer Türkenkrieg im Jahre 1787 bevorstand, der alte Bundesgenosse gänzlich verlassen ward und Katharina in offene Verbindung mit Josef II. trat. In Süd-Russland wollte Katharina ihre Nachbarn von Polen und von Oesterreich persönlich begrüssen, und dort in Kanjow traf im Frühjahr Stanislaw August ein. Er war voller Pläne. Nach den bisherigen Erfahrungen und gegenüber einer Opposition, die im Falle des Sieges ihn vielleicht des Thrones beraubt hätte,

war Stanislaw mehr als je geneigt, sich enger an Katharina zu schliessen, und, wenn es sein musste, Polen mit Russland zu vereinigen. Anderseits dachte er daran, an dem Türkenkriege thätig theilzunehmen und dadurch Ansehen und geachtete Stellung für sich und Polen den übrigen Staaten gegenüber zu erkämpfen. Nichts von beidem lag im Plane Katharina's; sie wies das Allianzproject des Königs nicht ab, liess es aber unbeachtet. Im Grunde suchte Stanislaw um die Unterstützung Russlands nach zur Stärkung seiner Macht und bot Katharina dafür seine unwandelbare Unterwürfigkeit an. Das eine wollte Katharina nicht, das andere war ihr ohnehin so sicher, als es bei der Unzuverlässigkeit dieses Königs sein konnte.

Eine natürliche Gegenwirkung einmal des engen Verhältnisses des Königs mit Katharina, dann der Abwendung Russlands von Preussen war es, dass die Opposition unter Leitung der Brüder Potocki, der Czartoryski, Sapieha und später des alten aber reichen und angesehenen Stanislaw Malachowski sich gerade Preussen zuwandte. Wie anders war jetzt die politische Constellation, als damals vor dem letzten Türkenkriege und während desselben. Katharina mit Joseph II. in persönlicher Freundschaft verbunden und zu gemeinschaftlichem Vorgehen in der orientalischen Sache gerüstet; Polen statt wie damals durch die Conföderation von Bar den Türken nahestehend, jetzt zum Kampf an Russlands Seite bereit; in Schweden ein thatendurstiger König, der, nachdem er die frühern Fesseln abgeworfen hatte, auf dem Sprunge war, gegen Russland vorzubrechen; Preussen, damals eng an Russland gebunden, ohne Interesse für die Pforte, den Schweden feindlich gesinnt, jetzt fast isolirt den grossen Nachbarn gegenüberstehend. Noch hielt ein Schüler Friedrich's, der alte Hertzberg, die Zügel der preussischen Politik, und so lange er sie hielt, spürte man noch etwas vom Geiste des grossen Königs in Berlin. Gegenüber der Coalition Russlands und Oesterreichs war der Plan aufgetaucht, eine Verbindung der Mittelmächte zu Stande zu bringen. England, Schweden, Holland und die Pforte sollten der Uebermacht Russlands und Oesterreichs sich widersetzen. Als der Kampf ausbrach, ward dieser

Plan nur um so eifriger verfolgt, und wie 1772 Thugut, der österreichische, so schürte jetzt Diez, der preussische Gesandte, in Konstantinopel den Eifer zum Kampfe. Diez suchte Hertzberg zum offenen Kriege fortzureissen: aber der alte Diplomat liess sich trotz eines übereilt von Diez geschlossenen Defensivvertrages mit der Pforte dazu nicht verleiten.[1] Wie 1771 der Vertrag mit Oesterreich, so nützte jetzt der mit Preussen den Türken nichts. Hertzberg glaubte mit Waffengerassel und diplomatischen Noten seine Beute zu fassen. Im Sommer 1788 erklärte Gustav III. Russland den Krieg, die Pforte hielt der Zarin tapfer Stand, und Josef's erster Feldzug gegen die Türkei missglückte vollständig. Oesterreich war durch innere Unruhen und den Aufstand in Belgien geschwächt, in Frankreich begann die Revolution ihre ersten Anläufe. Es war ein günstiger Moment für Preussen, um mit Hülfe der Mittelstaaten einzugreifen, Russland und Oesterreich, wie Hertzberg hoffte, auf lange zu lähmen, Katharina's ehrgeizigen Absichten auf Konstantinopel und Polen, ihrem Einfluss auf die europäische Politik dauernde Schranken entgegenzusetzen. Polen sollte gefestigt werden, Galizien wiedererlangen und dafür einen nicht unbedeutenden Landstrich, sowie die bei der ersten Theilung polnisch verbliebenen Städte Danzig und Thorn an Preussen abtreten.

In die Coalition musste jedenfalls Polen hereingezogen werden. Schon hatte Katharina durch den Verlauf des Krieges sich bewogen gesehen, die von Stanislaw ihr 1786 gemachten Vorschläge nun hervorzuziehen, und sie versuchte eine Allianz mit dem polnischen Reichstage zu vereinbaren. Aber die oppositionelle Partei hatte in der Hoffnung, den günstigen Moment zu einer Beseitigung der russischen Herrschaft benutzen zu können, sich Preussen bereits so sehr genähert und ihre Macht so weit verbreitet, dass, als Hertzberg gegen die Vorschläge Katharina's zu agitiren sich beeilte, der Reichstag sich von Russland ab und Preussen zuwandte.

[1] Vgl. Häusser, Deutsche Gesch. II. Aufl., Bd. I, S. 240 ff.

Diesem Reichstage von 1788 waren jene grossen Bewegungen vorausgegangen, deren wir schon früher erwähnt haben. Der preussischen Partei stand die Hofpartei gegenüber, welcher der Primas, Bruder des Königs, Michael Poniatowski, dann Chreptowicz, Kicinski, Komarzewski angehörten. Sie strebte gleich der preussischen Partei nach Ordnung und Reformen, aber sie hoffte dabei auf Russland. Eine dritte Gruppe, die sogenannte russische Partei, bestand aus Leuten wie Branicki, Felix Potocki, Severin Rzewuski, die an der alten Freiheit und Macht des Adels hingen, die alte Wirthschaft mit russischer Hülfe wieder herzustellen oder zu erhalten strebten. Ihnen schloss sich die Menge derer an, welche lediglich ihren eigenen persönlichen Vortheil, russisches Gold und das leichte Genussleben der guten alten Zeit im Auge hatten, endlich einige Scharfblickende, welche trotz der augenblicklich ungünstigen Lage Russlands doch an seine zukünftige Gewaltstellung in Polen glaubten.

Der Reichstag von 1788 wurde gleich bei seiner Berufung für conföderirt erklärt, und lebhaft waren die Wahlumtriebe. Es erschienen mannigfache Schriften in liberal-reformfreundlichem Sinne, unter denen sich besonders die Briefe Hugo Kollontaj's an den künftigen Reichstagsmarschall auszeichneten. Dieses Amt, auf das sich, wie bereits erwähnt, Felix Potocki Hoffnung gemacht hatte, erhielt für die Krone Polen der Parteigänger Preussens, Stanislaw Malachowski, für Litthauen der beredte Kasimir Nestor Sapieha.

Gleich nach der Eröffnung beabsichtigte der König den Ständen den Entwurf zu einem engen Bündniss mit Russland vorzulegen. Aber ehe er dazu kam, ward eine Note des preussischen Gesandten Buchholz verlesen, in welcher eine Allianz mit Preussen angetragen wurde. Zugleich ward hervorgehoben, wie Preussen bereit sei, etwaige Reformen namentlich in Absicht auf eine Erhöhung der Heeresmacht zu unterstützen. Private Versprechungen und Drohungen thaten ihrerseits ihre Wirkung und bald war der König von der Aussichtslosigkeit seines Projects überzeugt. Die von Buchholz eifrig befürworteten Refor-

men wurden in Angriff genommen, man beschloss das Heer auf 100,000 Mann zu bringen und führte gleich darauf den ersten Schlag gegen die unter russischer Garantie stehende Verfassung v. J. 1775, indem man den russischen Einfluss auf das an der Spitze des Kriegswesens stehende Kriegsdepartement durch die Aufhebung dieser Behörde beseitigte und an ihre Stelle eine Armeecommission setzte. Der Protest des russischen Gesandten Stackeberg wurde mit einer Betonung der Selbständigkeit Polens und mit der Bitte beantwortet, Russland möge seine in Polen stehenden Truppen entfernen. Stackelberg entgegnete mit einer einfachen Lüge: er leugnete das Vorhandensein russischer Truppen auf polnischem Gebiet.

Inzwischen trieb Buchholz zu Reformen und zu energischen Schritten gegen Russland an. Eine neue allgemeine Steuer ward beschlossen, aber dieselben Magnaten, welche grosse Summen, ja die Kleinodien ihrer Frauen soeben in einem Augenblicke patriotischen Rausches zur Vermehrung des Heeres hingegeben hatten, weigerten sich häufig, die verhältnissmässig geringe Steuer zu zahlen: das Feste, Geordnete war ihrer Natur unleidlich. So blieb die Vermehrung der Streitkräfte zum grössten Theil auf dem Papier. Im December 1788 wurde die zweite Verletzung der garantirten Verfassung beschlossen, eine Deputation für die auswärtigen Angelegenheiten ward geschaffen, und nach langer Zeit sandte Polen wieder eigene Gesandte an die fremden Höfe. Gleich darauf legte man die Axt an den Hauptpfeiler, auf dem die russische Herrschaft ruhte, an den ständigen Rath. Mit grosser Majorität ward er im Januar 1789 für abgeschafft erklärt. Um die für das Heer und andere Reformen nothwendigen Summen zu beschaffen, beschloss man eine Anleihe von 10 Mill. Gulden im Ausland zu machen. Dieselbe wurde durch eine zeitweilige Besteuerung der adligen und geistlichen Güter und der Juden gesichert (sogen. protunkowy pobor); die Bauern blieben davon befreit. Der König opferte von seinen Einkünften 80,000 Gulden, es wurden Commissionen ernannt, welche die Einnahmen der Güter schätzen sollten. — Dann wurde die Forderung wiederholt, die russischen

Truppen aus Polen zu entfernen, welche im Süden standen. Der russische Gesandte leugnete jetzt nicht mehr ihr Vorhandensein, versprach den Abmarsch, sobald der Krieg mit den Türken werde beendet sein, ferner Entschädigung für alle ihre Bedürfnisse und strengste Mannszucht. Ueberhaupt trat er äusserst behutsam auf, der frühere herrische Ton war verschwunden, die Reformen fanden kaum eine leise Rüge, die Aufhebung des ständigen Raths sogar brach sein Schweigen nicht.

Nur von einer versteckten Drohung hören wir: Als die Angriffe gegen Russland im Reichstage sich folgten, bemerkte Stackelberg, die Polen hätten sich weit fortreissen lassen und doch seien vier russische Popen genügend um sie zu Paaren zu treiben. Er spielte, erklärt Kostomarow, auf die Empörung des russischgläubigen Landvolks an, welche so oft die Republik erzittern machte. Und in der That schien die Drohung nicht ohne guten Grund ausgesprochen zu sein. — Während der Krieg in der Türkei tobte und den russischen Gesandten in Warschau zwang, stille zu halten trotz der russenfeindlichen Thätigkeit des Reichstages, langten beunruhigende Nachrichten aus der Ukraine an: das russische Landvolk erhebe sich, russische Emissäre und russische Geistliche feuerten zum Aufstande an.

Dort im Süden hatte die russische Orthodoxie in den letzten Jahren sich wesentlich gestärkt und wurde von Russland lebhaft unterstützt. In Sluck war ein Mittelpunkt für die Bestrebungen der russischen Kirche durch Errichtung eines besonderen Episcopats für die polnischen Rechtgläubigen (Griechisch-Katholischen) hergestellt worden, und an die Spitze war im J. 1785 ein energischer und fanatischer Mann, Victor Sadkowski, gestellt worden. Bald begannen die Fehden mit Unirten und Katholiken, auch gelang es viele unirte Bauern zur Orthodoxie herüberzuziehen. Die Bauern hingen nicht nur kirchlich, sondern auch ihrer Nationalität nach mit Russland zusammen und gewöhnten sich bald daran Katharina als ihre natürliche und einzige Beschützerin anzusehen. Noch waren die Erinnerungen an den Aufstand von 1768 auf beiden Seiten nicht erloschen,

und waren die Einen leicht empfänglich für Anreizungen zu Widersetzlichkeiten, so verfolgten die Andern misstrauisch und gewaltthätig alle Bewegungen des Landvolks. Der Reichstag hatte einer Commission, welche eigentlich die Lieferungen von Lebensmitteln an die russische Armee zu vermitteln und zu beaufsichtigen hatte, polizeiliche Gewalt beigelegt und ihr die Aufrechthaltung der Ruhe in jenen Provinzen anvertraut. Dieser Aufgabe war die Commission keineswegs gewachsen und beförderte nur die Unruhen durch Ungerechtigkeit und Gewaltthaten. Gerüchte liefen durch's Land, dass russische Emissäre überall umherzögen, das Volk zum Aufstande gegen die polnischen Herren aufriefen und die Unterstützung Katharina's zusagten. Eine Menge Klagen und Berichte gelangten an den Reichstag: der Bischof Sadkowski vereidige die orthodoxen Geistlichen auf den Gehorsam gegen Katharina, er sei der Mittelpunkt des kommenden Aufstandes. Von allen Seiten liefen immer drohendere Vorboten der Empörung ein, eine Masse einzelner Fälle erzählte man sich; immer sah man im Hintergrunde russische Hände thätig, die Geistlichen, selbst russische Krämer und Fuhrleute hatte man als Spione in Verdacht. Der Reichstag liess Sadkowski verhaften und man fand bei ihm ein Formular für den Eid auf den Gehorsam gegen Katharina, das man für einen Beweis seiner Schuld erklärte.[1] — Die Commission wandte Gewaltmaassregeln an, die russischen Geistlichen wurden gezwungen der Republik den Treueid zu leisten. Viele entzogen sich demselben durch die Flucht nach Russland. Der Aufstand kam für dieses Mal nicht zum vollen Ausbruch. — Allen diesen

[1] Kostomarow sucht die Stichhaltigkeit dieser Auffassung durch die Angabe zu entkräften: das Formular sei in Russland gedruckt gewesen und habe in der Diöcese Sadkowski's keine Geltung gehabt. In der That hat man weder Sadkowski noch der russischen Regierung eine wirkliche Schuld in dieser Sache nachweisen können, die sich auch genügend durch die polnische Missverwaltung gegenüber den nichtpolnischen Bauern jener Gegenden selbst erklärt. Das Meiste that die Furcht der Polen vor einem Aufstande, die sie zu Gewaltmitteln trieb, die leicht üble Folgen hervorbrachten.

Vorgängen gegenüber verhielt sich Stackelberg immer noch ruhig, ja, im Juni 1789 verliessen die russischen Truppen das polnische Gebiet.

Diese von der äusseren politischen Lage Russlands im Augenblicke gebotene Zurückhaltung mehrte das Selbstvertrauen der Polen, sie athmeten nach langer Zeit wieder freier auf und da sie keinen Widerstand spürten, suchten sie den Grund dafür nicht so sehr in der vorübergehenden politisch ungünstigen Lage des Gegners, als in sich selbst: sie hielten sich für wesentlich gekräftigt.

Der Reichstag hatte bereits im November 1788 sich in Permanenz erklärt, wodurch er zu einer beständigen obersten Staatsbehörde wurde. Nun schritt man zu umfassenderen Reformen. Im September 1789 wurde eine Constitutionsdeputation niedergesetzt, die ein neues Verfassungsproject ausarbeiten und dem Reichstage vorlegen sollte. Zugleich machte man sich wieder an die Armeefrage. Statt 100,000 Mann hatte man nur 44,000 auf die Beine bringen können und selbst diese litten an dem Nothwendigsten Mangel. Die Kriegscommission verlangte Geld, die Finanzcommission erklärte, es sei keines vorhanden. Im Lande legte man der Rekrutenaushebung und der Steuerbeitreibung überall seitens der Schlachta Hindernisse in den Weg, widersetzte sich auch wohl gewaltsam. Die Beamten verfuhren willkürlich, nahmen Soldaten und Steuern wo sie keinen Widerstand fanden, füllten sich die Taschen und liessen die Staatskasse leer. Die für die Besteuerung niedergesetzten Taxationscommissionen fälschten ihre Erhebungen oder thaten nichts, die Gutsbesitzer bemühten sich auf alle Weise, ihre Einnahmen möglichst gering veranschlagen zu lassen. Statt dem Staate zu nützen plünderten die eingesetzten Beamten das Land und mehrten die Verwirrung. Einzelne Patrioten brachten freiwillige Gaben dar und es kamen auf solche Weise einige Millionen zusammen. Aber was wollte das sagen gegenüber den 100 Millionen, die der Adel jährlich im Auslande verprasste, oder gegenüber den augenblicklichen Bedürfnissen des Staats! Zum Unterhalt des Heeres waren 48 Millionen erforderlich,

die Einnahmen aber beliefen sich im Ganzen nur auf 26 Millionen. Eine ausländische Anleihe, die man in's Werk zu setzen sich bemühte, war gescheitert. Es wurde der Versuch gemacht, in den Wojewodschaften Commissionen zu errichten, welche aus freigewählten unbesoldeten Gliedern bestanden und das Steuerwesen, das Militärwesen, die Polizei und die verschiedenen Zweige der Verwaltung leiten sollten. Es war der erste Versuch, eine regelmässige Polizei im ganzen Gebiete des Staates herzustellen. Das Heer sollte wenigstens auf 56,000 Mann gebracht, die Rekruten von jedem Rauchfang in gewissen Verhältnissen ausgehoben werden.

Im Laufe dieser Verhandlungen hatte die Stadt Warschau sich zur Betheiligung an den Geldspenden mit einer namhaften Summe erboten, wenn man ihr dagegen gewisse Rechte einräumen wolle. An der Spitze einer Deputation der grösseren Städte des Reiches trat der durch Geist und Charakter hervorragende Präsident des warschauer Stadtraths, Deckert, auf, und setzte in einer Eingabe an den Reichstag die Geschichte der polnischen Städte, ihre früheren Rechte und Privilegien auseinander, woran sich die Bitte um Wiederherstellung dieser Rechte und Privilegien schloss. Damit war die städtische Angelegenheit auf den Schauplatz getreten, welche später so bedeutungsvoll werden sollte. Vorläufig erhob sich gegen die Forderung der Städte ein Sturm der Entrüstung in den Reihen der conservativen Reichstagsglieder. Die Männer der Reformen wurden plötzlich von den Gegnern weiter als bisher getrennt, als diese sahen, wo jene hinaus wollten: auf eine gründliche Umgestaltung der alten Verhältnisse. Eine Deputation ward ernannt, welche die städtische Sache bearbeiten sollte und deren Haupt, der Kanzler Malachowski, Bruder des Marschalls, ein Anhänger Russlands und Feind aller Neuerungen, genugsam das vorläufige Schicksal der Städtepetition errathen liess.

Alle diese Anstrengungen, zu Selbständigkeit und Kraft zu kommen gingen unter der Zustimmung und Anspornung Preussens vor sich, das einen bewaffneten, keinen wehrlosen Alliirten für den vielleicht eintretenden Fall des Krieges zu

haben wünschen musste. Zugleich zog es durch diese Haltung die Polen von Russland immer mehr ab und liess sie in Preussen einen uneigennützigen Nachbar sehen, der das wahre Wohl Polens aufrichtig wollte, Ordnung, Kraft, Selbständigkeit im Innern herbeigeführt zu sehen wünschte. In Wahrheit gingen auch die wirklichen Interessen der beiden Staaten in gewissen Grenzen und in Berücksichtigung jenes Planes eines Bundes der Mittelmächte zunächst Hand in Hand, es hätte für Hertzberg nahe genug gelegen in Polen einen starken und freundlichen Nachbar sich zu gestalten, geeignet, Russland und sein politisches Gewicht von der preussischen Grenze fern zu halten. Nach Lage der Verhältnisse musste Hertzberg die alte Politik Friedrichs, die an der absoluten Schwäche Polens festhielt, aufgeben. Wenigstens ein gutes Heer musste geschaffen werden um Preussen unterstützen zu können. Die Revolution vom 3. Mai 1791 rief eine Wandlung hervor: Hertzberg verfasste den Entwurf zu einer Instruction an den preussischen Minister in Warschau, in der er gegen die Verfassung vom 3. Mai und gegen die darin vorbereitete Stärkung Polens auftrat. — Es ist indessen wohl zu beachten, dass er darin im Grunde nur gegen einen Factor der Stärkung streitet, nämlich die Erblichkeit des Thrones in der Hand der Wettiner. Dass ein Wettiner auf dem polnischen Throne sich nothwendig an eine der Nachbarmächte anlehnen musste, war eben so klar, als dass er hiefür nicht den damals schwächsten der drei benachbarten Staaten, Preussen, sich auswählen, sondern stets mit Oesterreich oder Russland alliirt sein würde. Dann aber war es besser, wenn Polen kein starker Alliirter dieser Mächte war, und es war besser, wenn Polen keinen allzuselbständigen Fürsten hatte, der solchen Allianzen Dauer und Festigkeit verleihen konnte. Wenn damals aber Preussen, wie es heute geschehen ist, zu einer Kraft aufgestiegen wäre, die Russland wie Oesterreich gleich oder überlegen war, wenn diese Macht Polen genügenden Rückhalt hätte bieten können, so musste sie eine Stärkung Polens anstreben. Denn so lange Polen schwach blieb, hatte Russland stets mehr Vortheil als Preussen oder Deutsch-

land von dieser Schwäche. Die Wechselwirkungen zwischen Russland und Polen werden stets inniger sein, als zwischen Polen und Deutschland, und Russland wird es immer besser als Deutschland verstehen die Unordnung und die Charakterlosigkeit, die Eitelkeit und andere Schwächen des verwandten Stammes auszubeuten.

Wenn Polen plötzlich auf eine Höhe der Kultur hätte gebracht werden können, die der deutschen annähernd gleich kam, dann mochte es auch bei einer vorübergehenden politischen Schwäche und Zerfahrenheit dennoch eher an den Westen als an den Osten sich anschliessen. Ein anderes Bindemittel aber giebt es nicht und in einem uncultivirten und machtlosen Polen wird sich der Pan stets mit dem Russen und dessen Denk- und Handlungsweise eher verständigen, als mit dem so anders gearteten, durch Intelligenz, Charakter und solide Arbeit dem polnischen Wesen überlegenen und eben wegen dieser Ueberlegenheit ihm gefährlichen und feindlichen Deutschen. Der natürliche nationale Gegensatz liegt zu tief in dem Charakter der Nachbarvölker begründet und drückt sich in dem polnischen Sprüchwort aus: »jak swiat swiatem, polak niemcowi nie bendzie bratem«, d. h. so lange die Welt steht wird der Pole sich mit dem Deutschen nicht verbrüdern. Und diese Ungleichheit der Natur könnte nur durch eine Ausgleichung der Kultur aufgehoben werden, deren Voraussetzung lange gemeinschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete wäre. So lange dieser Ausgleich nicht stattgefunden haben wird, werden alle Vergewaltigungen der Polen durch die Russen keinen dauernden Gegensatz hervorbringen, der so stark wäre als der nationale Gegensatz zwischen Polen und Deutschen. Nicht Achtung vor der Kultur, nicht das Streben nach ihrer Arbeit und ihren Früchten, nicht etwa Anerkennung der Vortheile deutscher kulturlicher Befruchtung werden Motive für das politische Handeln der Polen sein. Dazu wäre eine ruhige Ueberlegung, ein praktisch nüchternes Abwägen, eine Herrschaft der Vernunft in der polnischen Politik nöthig, die dieser Nation abgehen. Solche Motive sind überhaupt nicht das Material für nationale Verbindungen der Völker,

oder doch nur bei beiderseitig sehr hoher Geistesentwickelung. Sie werden es niemals sein bei Völkern, wie die Polen es waren und sind. Das Gefühl treibt sie von der kühlen Vernunft, der trockenen Arbeit weg, es lockt sie viel eher zu den Russen, denen sie ihrem nationalen Charakter nach, denen sie in Sitte und Sprache so nahe stehen, denen sie ihrerseits an Kultur, Intelligenz und Arbeitskraft, wenn auch nicht an sittlicher Kraft, überlegen und die sie wenigstens social zu beherrschen im Stande sind. So lange Russland selbst nicht eine europäische Grossmacht war, konnte Preussen noch darauf rechnen, sein Gewicht in dem schwachen Polen gegenüber Russland und Oesterreich zu erhalten. Aber dieselbe Zeit, derselbe Krieg, in denen Preussen zur Stellung einer Grossmacht in Europa empor strebte, gaben auch Russland Gelegenheit, demselben Ziele um ein Bedeutendes näher zu rücken, ja es unerwartet schnell zu erreichen. Preussen und Russland traten gleichzeitig mit weiten Plänen und dem Gewicht von Grosstaaten hervor und stiessen sofort auf einander. Friedrich musste ein starkes Polen fürchten nicht um Russlands willen, sondern um der Verbindung Polens mit Sachsen und Oesterreich willen. Oesterreich war der treibende Factor in Friedrich's gesammter Politik, und Oesterreich pflegte in Dresden zu gebieten. Welchen Ausgang hätten die schlesischen Kriege wohl gehabt, wenn Polen ein tüchtiges Heer neben das sächsische August's III. hätte stellen können? Und selbst nachdem ein Piast zu Warschau sass, musste sich das polnische Interesse stets leichter mit dem preussischen als dem österreichischen schneiden, so lange die Lebensfrage Preussens in Westpreussen und Posen nicht ausgetragen war. Preussen war auf die polnischen Gebiete in Zukunft angewiesen, es war noch zu schwach sie jetzt zu nehmen, zu schwach, um ein starkes Polen mitten zwischen seinen preussischen Landestheilen auch nur zu ertragen. Alles das freilich änderte sich, als Katharina nach der ersten Theilung den russischen Einfluss in Polen zu ungeahnter Höhe erhob. Noch mehr änderte es sich in unseren Tagen seit Preussen mit Deutschland zu einer Grossmacht ersten Ranges verschmolz.

Damals trat Katharina plötzlich mit grossen Ansprüchen in die europäische Politik hinein. Friedrich musste sich zum Theil fügen, aber der Gewinn, den er damit in seinem Verhältniss zu Oesterreich davon trug, ward geschmälert durch die Bedrohung, die aus einer Verbindung Russlands mit Polen, endlich aus einer russischen Eroberungspolitik erwuchs. Er wünschte daher jetzt Polen schwach wegen der möglichen Verbindung mit Russland so gut als vorher wegen der Verbindung mit Sachsen-Oesterreich. So standen auch Hertzberg und Goltz zur Sache.

Hertzberg und Goltz[1] hatten noch das Russland vor dem teschener Frieden im Sinne wenn sie ein schwaches Polen wünschten; sie waren beherrscht von den politischen Anschauungen einer Zeit, in der Russland in den europäischen Händeln noch nicht die Rolle spielte, zu der eben Katharina es emporzuheben im Begriff war. Seit es Katharina gelang, die russische Macht mitten in die Beziehungen des Westens hinein festzusetzen, seit gegen Ende der achtziger Jahre durch die drohend vordringende Haltung Russlands in Polen und Livland die Beziehungen zu ihnen ihren früheren freundschaftlichen Charakter eingebüsst hatten, verloren die Ideen Hertzberg's und Goltzens ihre Voraussetzungen. Preussen konnte nicht mehr daran denken, Russland durch ein schwaches Polen das Gegengewicht zu halten, seitdem Katharina durch die Erwerbungen von 1772 und die Verträge von 1775 für Preussen bedrohlich geworden war. Die zwanzig Jahre seit dem preussisch-russischen Vertrage von 1764 hatten dargethan, dass Russland keineswegs die passive Rückenlehne sei, als welche es damals erschienen war. Die Schwäche Polens nützte weit mehr Russland als Preussen aus.

Friedrich selbst blickte nur mit sehr getheilter Neigung auf sein russisches Bündniss und Hertzberg gab jener stillen Besorgniss des inzwischen verstorbenen Königs vor der anwachsenden Ostmacht sowie der nunmehr durch die neuen Verbindungen zwischen Russland und Oesterreich erwachsenden Bedrohung jetzt thatsächlichen Ausdruck als er mit der Her-

[1] Vgl. Häusser a. a. O. I, S. 323.

stellung einer engen Allianz mit Polen einen Mann beauftragte, der in ganz ungewöhnlicher Weise die Gemüther in Warschau zu gewinnen und zu beherrschen geeignet war. Kaum war Lucchesini im Jahre 1789 an Buchholzens Platz getreten, so flogen alle Herzen ihm zu, so gelang es ihm, das letzte Misstrauen in die Anerbietungen seines Hofes zu beseitigen. Der glatte Italiener war ganz der Mann, um die leichtgläubigen, durch äussere Formen rasch bestechlichen Polen für die Aufrichtigkeit der Schmeicheleien, die Tiefe der politischen Combinationen, die Verlässlichkeit der Versprechungen sich begeistern zu lassen, mit denen Lucchesini prunkte. Er mochte das Volk bald durchschaut, er mochte nur geringe Achtung für dasselbe gewonnen haben: so unzuverlässig der Boden war, auf welchem Lucchesini stand, so schwankend und zweideutig war er selbst. Er erkannte rasch, welches Mittel im gegebenen Augenblicke das wirksamste war, und trug nie Bedenken, dies Mittel zu gebrauchen; er sah wie sehr die polnische Politik stets nur vom Augenblicke, von vorübergehender Stimmung beherrscht war und scheute sich nie, dieser Stimmung über den Augenblick durch eine Lüge oder ähnliche Mittel hinwegzuhelfen. Mit gewandter Sophistik legte er den Polen die Vortheile dar, welche für Preussen ein kräftiges und befreundetes Polen haben müsse, und man glaubte an diese völlige Uneigennützigkeit. Bald glühte man für Preussen, und nun trat Lucchesini mit dem Anerbieten hervor, einen vortheilhaften Handelsvertrag abzuschliessen, wofür die bei der ersten Theilung durch Russlands und Oesterreichs Widerspruch nicht an Preussen gelangten Städte Danzig und Thorn sammt ihren Gebieten abgetreten werden sollten. Nicht eher wolle aber Preussen eine enge Allianz mit Polen eingehen, als bis dieses sich innerlich gefestigt habe, denn ein schwacher Bundesgenosse sei wenig werth. — Einen Engel vom Himmel glaubten die Leute der Reformen herabgekommen zu sehen, und als der englische Gesandte Hailes gleichfalls auf fundamentale Umgestaltung drang, da ging die Constitutionsdeputation mit Feuereifer an die seit lange schleppende Arbeit. Die Seele der Deputation wurde neben J. Potocki der energische

und kluge Kollontaj. Im December 1789 waren die Grundzüge für eine künftige Verfassung nach den Principien Kollontaj's und jener von ihm geschriebenen Briefe ausgearbeitet, und kamen zur Verlesung im Reichstage. Die wesentlichsten Neuerungen derselben waren: dass ein beständiger, ordentlicher und in gewissen ausserordentlichen Fällen besonders einzuberufender Reichstag mit zweijähriger Legislaturperiode hergestellt, dass die ausführende und oberste Gewalt dem Könige und einem ihm zur Seite stehenden von dem Reichstage ganz getrennten Rath anheimgestellt werden sollte, dass alle Conföderationen untersagt wurden, dass auf den Provinziallandtagen nur die grundbesitzenden Edelleute stimmberechtigt sein sollten. Besonders die letzte Bestimmung fand lebhafte Widerrede seitens der Vertheidiger der polnischen Freiheiten, an deren Spitze F. X. Branicki stand. Nach stürmischen Sitzungen ward das Project aber dennoch angenommen. Ein Universal des Reichstages setzte das Land von den bisherigen Erfolgen des Reichstages und der Billigung derselben durch den Wohlthäter Polens, den König von Preussen, in Kenntniss.

Als der Reichstag nach kurzen Ferien im Februar 1790 wieder zusammenkam, begannen von Neuem die Bemühungen, die Besteuerung und das Heerwesen in bessern Gang zu bringen. Denn immer noch ging die Grundsteuer sehr unvollkommen ein, und eine auf Rohhäute gelegte ausserordentliche Steuer hatte gänzlichen Misserfolg. Wieder wurden neue Commissionen zur Ausgleichung der höchst ungenügend vertheilten Steuern eingesetzt, wieder appellirte man an die private Opferwilligkeit, der König gab Juwelen und Geräthe im Werthe von einer halben Million her, der Marschall Malachowski machte der Republik ein Darlehn von einer Million ohne Verzinsung. Man begeisterte sich für solche patriotische Thaten, aber die Unordnung konnte aus den Steuerbehörden nicht entfernt werden. Lucchesini kehrte aus Berlin mit der Antwort auf einen Allianzvorschlag und Handelsvertrag, der Preussen vorgelegt worden war, zurück. Vorläufig wurde nur der Handelsvertrag in Erwägung gezogen. Preussen erhob, seit es durch die erste Theilung in den

Besitz von einem Theile der Weichsel gekommen war, sehr hohe Zölle von den polnischen Waaren, welche den Fluss hinunter dem einzigen polnischen Hafen in Danzig zuströmten. Dadurch wurde der polnische Handel sehr schwer belastet, während der Vortheil, den Polen aus seinem Hafenplatze zog, in gleichem Maasse herabgedrückt wurde, so dass Danzig als eingeengte Enclave und mit stark deutscher Bevölkerung für Polen fast werthlos war. Gegen die Handelsvortheile, welche Lucchesini Polen in der Herabsetzung der Weichselzölle anbot, verlangte er nun die Abtretung Thorns und Danzigs. Allein die Abtretungen von 1772 waren für die Polen noch eine frische Wunde, welche den alten Schmerz bei der leisesten Berührung wachrief, und je öfter Preussen auf seinen Wunsch nach dem Besitze der beiden Städte im Laufe der folgenden Ereignisse zurückkam, um so empfindlicher wurde das patriotische Gefühl der Polen. Schon jetzt wagte man kaum die Frage an den Reichstag zu bringen und Lucchesini musste sie vor der Hand bei Seite stellen. Sie sollte von der Handelssache getrennt behandelt werden. Dafür drängte man von allen Seiten den Reichstag zum Abschluss eines Defensivvertrages mit Preussen, England und Schweden, und die Polen wiesen unter diesem Eindruck das Anerbieten einer Allianz, welches ihnen von Kaunitz damals gemacht ward, ab. — In dieser kritischen Zeit tauchten aufs Neue die bekannten Schreckgespenster einer Empörung im Süden auf, verschwanden jedoch bald wieder. Diese Gerüchte mehrten aber die Zahl der Freunde Preussens. Ignaz Potocki hielt eine flammende Rede für die Allianz, und mit allgemeiner Begeisterung wurde das Project dazu am 15. März angenommen. Am 29. März wurde der Vertrag abgeschlossen. Darin garantirten sich Preussen und Polen gegenseitig ihr Gebiet, versprachen im Kriegsfalle mit einer dritten Macht bestimmte Contingente an Hülfstruppen, und Preussen verpflichtete sich, die etwaige Einmischung einer fremden Macht in die innern Verhältnisse der Republik für einen Kriegsfall anzusehen. Um dieselbe Zeit schloss der preussische Gesandte Diez in Konstantinopel einen Vertrag mit der Pforte ab, in dem er zwar seine

Vollmacht überschritt, welcher aber dennoch Preussen in eine Lage brachte, die eine Betheiligung am Kriege leicht nach sich ziehen konnte. Hertzberg hatte hier bisher die Rolle übernommen, welche Kaunitz im Jahre 1770 spielte: Er wollte Oesterreich durch türkisches Gebiet für die Rückgabe Galiziens an Polen entschädigen, und dieses sollte dafür Preussen durch die beiden Städte und zwei Palatinate belohnen. Die Türkei hoffte er durch gute Dienste als Vermittler mit ihren Feinden zum Nachgeben zu bewegen, die Gegner durch Waffengerassel zu schrecken, aus dem fremden Blut aber im Ganzen seinen Gewinn zu ziehen. Wie damals Kaunitz, so ward nun Hertzberg doch durch den Lauf der Dinge widerwillig von der diplomatischen Feder zum mürrischen Hervorholen des Schwertes getrieben, nur fand er sich zuletzt besser in die aufgenöthigte Situation, als Kaunitz.

Da starb am 20. Februar 1790 Joseph II., und mit diesem folgenschweren Ereigniss begann eine Reihe der unglücklichsten Vorgänge in Preussen. Hertzberg hatte an Friedrich's Satze festgehalten, dass mit Oesterreich, wie es damals war, kein Friede dauernd möglich sei. Nun suchte Leopold II. den schwachen Friedrich Wilhelm II. allmählich mit Hertzberg zu entzweien und von dessen Politik loszulösen. Es begannen Unterhandlungen zwischen den beiden Höfen, in denen Hertzberg zwar noch immer seinem System treu bleiben konnte, die aber doch die Stellung Preussens zu Oesterreich änderten und namentlich einer Annäherung der beiden Fürsten, einer Wandlung der Anschauungen Friedrich Wilhelm's den Weg ebneten.

Unterdessen schritten die Verhandlungen in Warschau langsam fort. Preussen drückte neuerdings die Weichselschifffahrt besonders stark und suchte dadurch auf die Gemüther im Reichstage zu wirken. Aber diese ebenso patriotisch fühlenden als politisch unverständig denkenden Gemüther bewegten sich in einem engen Kreise politischer Thorheiten. »Preussen, sagte man, verlangt Danzig und Thorn, weil ganz Westpreussen ihm gehört; seit wann aber gehört es ihm? Es ist die traurige Folge der Theilung, einer Epoche, deren alleinige Erwähnung

niederdrückend und unerträglich ist für die Republik.« Und weil diese Erinnerung ihre Nerven unangenehm berührte, widersetzten sich diese Politiker einem Handel, in dem sie eine nicht allzu werthvolle Sache gegen grosse Vortheile eintauschen konnten, den jahrelang die preussische Politik hauptsächlich im Auge hatte und dessen Nichtabschluss vielleicht einen grossen Theil der Schuld an dem späteren Missgeschick Polens trug. Denn Preussen musste die beiden Städte um jeden Preis haben, und konnte es nicht mit Polen, so musste es bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit gegen Polen das Ziel erreichen. Freundschaft und Feindschaft hingen von dieser Frage ab, Polen aber wollte die grössten Beweise der Freundschaft, ohne etwas dagegen zu bieten. Auch England bemühte sich, die sogenannten Patrioten zur Nachgiebigkeit zu bewegen, es bot grosse Handelsvortheile von seiner Seite an. Pitt interessirte sich lebhaft dafür, machte Aussicht auf günstige Handelsverträge mit England und Holland, durch welche die russischen Produkte durch die besseren polnischen auf den ausländischen Märkten ersetzt werden sollten.[1] Die wahren Patrioten hielten den Gegnern vor, es handle sich um die Rettung des Vaterlandes, wofür die beiden entfernten Städte geopfert werden sollten. Es fruchtete jedoch Alles nichts gegenüber der kindischen Beschränktheit dieser politischen Phantasten, vielmehr ward der Sinnlosigkeit die Krone aufgesetzt, indem am 9. September 1790 der Reichstag zum Gesetz machte, dass in Zukunft es verboten sein solle, irgend welche Vorschläge zu Gebietsabtretungen oder Gebietstausch zu machen. Lange wurde der Abtretung der beiden Städte nicht wieder erwähnt.

Inzwischen waren zu Reichenbach jene unseligen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preussen gepflogen worden, deren Ergebniss war, dass Friedrich Wilhelm plötzlich Alles aufgab was das Ziel der Hertzberg'schen Politik bisher gebildet hatte, dass die Seemächte von Preussen sich trennten und dieses, isolirt und von unfähigen Köpfen in eine falsche

[1] Vgl. Oginski, Denkwürdigkeiten, Th. I, Cap. IV.

Richtung gebracht, alle Vortheile, die es seit langen Jahren gegen Oesterreich errungen hatte, fortwarf und von Oesterreich ins Schlepptau genommen ward. Nicht wenig trug zum Misserfolg die Weigerung der Polen zur Abtretung der Städte bei, indem sie Hertzberg's bei den Verhandlungen vorgebrachte Pläne scharf kreuzte, die complicirten preussischen Forderungen lähmte. Alle die kühnen, wenn auch gekünstelten, complicirten Unternehmungen, die Hertzberg mühsam vorbereitet hatte, fielen platt zu Boden, und so war auch der Vertrag bedeutungslos, den Polen mit der Pforte gegen Ende des Jahres abschloss und dessen wesentlicher Inhalt den Krieg Preussens, Polens und der Pforte gegen Russland betraf.

Russland blieb die ganze Zeit über passiver Beobachter der Vorgänge in Polen, es wartete ruhig seinen Augenblick ab, in dem es wieder zur Action werde schreiten können. Als der Vertrag mit Preussen seinem Abschluss entgegen ging, enthielt sich Stackelberg jeder Einmischung, ja selbst dann gab er diese Zurückhaltung nicht auf, als die hochgehenden Wogen patriotischer Begeisterung zur offenen Feindschaft, als einige erhitzte Köpfe zur Ausweisung des Gesandten drängten. Im September 1790 ward Stackelberg abberufen und durch Bulgakow ersetzt. So feindlich dieser die Stimmung fand, so blieb doch auch er unthätig. Er meinte, die Landboten seien von Preussen mit 150,000 Dukaten erkauft worden und wären künftig wohl auch von anderer Seite her durch Geld zu gewinnen.

Die Arbeiten der Verfassungsdeputation schritten nur langsam vorwärts. Man beschäftigte sich mit den verschiedensten Dingen. Bald war es die Erblichkeit des Thrones, bald die confessionelle Frage, bald ging man an die Rechte der Städte, bald an die Zusammenstellung der Grundrechte der Nation. Schon damals bildete sich eine Partei, die die Nachfolge auf dem Throne in erblicher Weise dem sächsischen Hause zuzuwenden wünschte. Die eifrigsten Preussenfreunde schwärmten sogar für die Wahl Friedrich Wilhelm's und die Vereinigung Polens mit Preussen. Die wichtige Frage über die Bestimmung eines Nachfolgers für den König führte zu dem Beschluss, neue

Landtage auszuschreiben zur Wahl von Landboten, welche mit den bereits vorhandenen Landboten vereinigt, eine breitere Grundlage für die der Nation in ihrer Gesammtheit zustehende Wahl des künftigen Herrschers bilden sollten. So lag denn wieder einmal der politische Schwerpunkt in den Landtagen, es hing alles davon ab, wie dieselben sich zur Thronfolge sowie zu den Verfassungsänderungen aussprechen würden. Nun begann der russische Gesandte sich wieder zu regen. Katharina schickte ihm 50,000 Dukaten für die nöthigen Bestechungen und er griff mit dieser Hülfe in die Wahlumtriebe thätig ein, indem er hauptsächlich dagegen zu wirken bemüht war, dass ein preussischer Prinz zur Nachfolge erkoren würde. Branicki, Felix Potoki liessen die Kraft ihrer grossen Reichthümer in conservativem Sinne wirken, Czartoryski anderseits verausgabte 20,000 Dukaten zur Bearbeitung der Landtage für die Erblichkeit der Krone in den Händen des sächsischen Prinzen und für Abschaffung des liberum veto. Auch die Geistlichkeit war thätig, an vielen Orten wurden Stimmen laut gegen die Neuerungen, gegen die weltliche Erziehung, die den Mönchen zurückgegeben werden sollte, für Wiederherstellung des Jesuidenordens. Was in Warschau in letzter Zeit vorgegangen war, die Gedanken, welche dort in den Köpfen hin und her flogen, hatte die Masse des Landadels, auf den jetzt wieder das Schicksal Polens angewiesen war, doch nur zum Theil berührt. Die Wahlen fielen mindestens zweifelhaft für die Patrioten aus. Der doppelt besetzte Reichstag kam zusammen und zählte im Ganzen über 500 Glieder. Bald wurde eine Aenderung des Geistes in ihm bemerkbar, die den Patrioten ungünstig war. Die preussischen Forderungen in Bezug auf Danzig und Thorn wirkten noch nach, die Nachgiebigkeit Russlands in der letzten Zeit that das Ihrige, um die Stimmung für Preussen abzukühlen. Ueberdies wurde die Hand Leopolds in Polen immer fühlbarer, die einerseits Preussen sich zu nähern beflissen war, anderseits energisch daran arbeitete, Preussen aus seiner Stellung in Polen zu verdrängen. Ihm entgingen die grossen Vortheile nicht, welche die Verleihung der polnischen Krone an das Kurhaus Sachsen seinem Staate bringen

musste, und diesen Plan gegen Preussen und Russland zu fördern, waren seine Minister und die seit längerer Zeit sich verstärkende polnische Emigration in Wien eifrig bemüht. — Unterdessen murrten die Patrioten, viele Landboten seien mit russischem Golde erkauft. Kasimir Nestor Sapieha schlug auf dem Reichstag vor, die Glieder sollten einen Eid ablegen, dass sie keine Pension von ausländischen Höfen genommen hätten, noch nehmen würden. Der Vorschlag wurde als unwürdig der Versammlung zurückgewiesen. Hinterher aber gelangte doch ein Gesetz zur Annahme, welches Denjenigen, welcher in Zukunft Pensionen von ausländischen Höfen annehmen werde, mit dem Tode bedrohte. Der Hinterbringer sollte mit dem achten Theil des Vermögens des Hingerichteten belohnt werden, verfiel aber seinerseits der Todesstrafe wenn seine Beschuldigung sich als falsch erwiess. Dieses Gesetz wurde gegeben gegenüber einer Versammlung, in der ganze Schaaren früher und später in dem Solde dieses und jenes Hofes standen und aus der vom Könige bis auf den letzten Landboten herab, es schwer fällt, einige Persönlichkeiten mit Sicherheit für in dieser Beziehung tadellos zu erklären.

Die liberal-patriotische Partei hatte, wie erwähnt, bei Eröffnung des doppelten Reichstages, wo nicht eine Schwächung, so doch keine allzu sichere Stärkung erfahren. Freilich waren trotz der Bemühungen der russischen Partei und der Conservativen die Instructionen der neuen Landboten meist der Majorität des Reichstages günstig ausgefallen: sie stimmten für die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Nachfolger des Königs, für die Durchführung der Reformen, für Gleichheit der Abgaben, für Verstärkung der Armee.[1] Noch aber war die Menge nicht von den modernen Reformideen durchdrungen worden, die die hervorragenden Geister der Patrioten belebten. Von wesentlicher Wirkung war nun eine Begebenheit, die damals die warschauer Kreise elektrisirte.

---

[1] Vgl. Vom Entstehen und Untergange der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791. S. 127.

Wir haben bereits erzählt, dass der Dichter Niemcewicz ein Lustspiel: »Die Heimkehr des Landboten« verfasst hatte. Darin waren die politischen Parteien des Tages in zwei Hauptpersonen dargestellt und die wichtigsten Fragen im Reichstage, die Erblichkeit der Krone, die Abschaffung des liberum veto, die Mehrung der staatlichen Mittel wurden dramatisch behandelt, dem Könige, dem Reichstage und seinen liberalen Neuerungen, endlich dem neuen Verbündeten wurde Weihrauch gestreut. Das Stück hatte grossen Erfolg und übte eine ungeheure Wirkung auf die öffentliche Stimmung aus. Es brachte einen bedeutenden Umschlag zu Gunsten der Patrioten zu Wege, der Landbote Niemcewicz, der Verfasser des Stückes, ward der Held des Tages und auf dem Reichstage waren er und sein Werk Gegenstand lobender und tadelnder Reden.[1]

Ignaz Potocki und der Reichstagsmarschall, die Führer der Patrioten und die feurigsten Parteigänger Preussens, bekamen die Leitung des Reichstages nun fast widerstandslos in die Hände, aber während sie den Augenblick benutzten, um neue innere Reformen vorzubereiten, begannen schon Schatten an dem Himmel der preussischen Freundschaft aufzusteigen. Aus Wien, aus Konstantinopel langten Nachrichten an, die darauf hinwiesen, dass Preussen durch die Hülfe Oesterreichs das von Polen zu erlangen geneigt war, was es von Polen selbst nicht erhalten konnte. Kaunitz machte sogar dem polnischen Gesandten in Wien, Woyna, eine Mittheilung, nach welcher Preussen und Russland sich über eine neue Theilung Polens in Einververnehmen gesetzt hätten,[2] und diese Schreckgespenster verfehlten ihre Wirkung nicht; die Verhandlungen über den Handelstractat kamen in Warschau wieder ins Stocken. Unterdessen sah Preussen dem Frieden Russlands mit der Pforte ruhiger als bisher entgegen, der alte Eifer war völlig erloschen. Denn schon war Friedrich Wilhelm in die Netze Leopold's gegangen, schon war der Grund zu einem engen Bündniss mit Oesterreich

---

[1] Niemcewicz, Denkw., S. 144.

[2] Vgl. von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit. 2. Aufl. Bd. I. Cap. 6.

gelegt worden zu derselben Zeit, als Leopold in Polen energisch gegen Preussen intriguirte und jene falschen Gerüchte durch seine Minister in Umlauf setzen liess. Polen sollte von Preussen getrennt und zu Oesterreich herüber gezogen werden. Ganz im Stillen bearbeitete man mit Erfolg die nicht unbedeutende Emigration in Wien. Durch privates Entgegenkommen seitens des Wiener Hofes keimte in diesen politischen Kreisen in Wien der Gedanke einer Anlehnung Polens an Oesterreich und fand in Warschau Anklang. Denn zugleich befürwortete Leopold eifrig Alles, was die Patrioten wünschten: innere Reformen, Erblichkeit der Krone im Hause Kursachsen; und er wurde hierin durch die augenblickliche Lage der Kriegsereignisse unterstützt, die auf einen baldigen Frieden im Osten und als Folge davon auf eine Entfesselung der russischen Kräfte Polen gegenüber hinwiesen. Russland blieb zwar noch immer vorwiegend beobachtend, aber im August 1790 war der Friede von Werelä mit Schweden geschlossen worden, in Galatz wurden Verhandlungen gepflogen, die leicht einen russisch-türkischen Frieden nach sich ziehen und Katharina zur Rache an Polen die Hände freimachen konnten.

Um so eifriger drängten die Progressisten in Warschau zur Vornahme von Reformen, die Polen innerlich und äusserlich stärken möchten. Das Project der Verfassungsdeputation, das Stimmrecht auf den Landtagen nur auf angesessene Edelleute einzuschränken, war angenommen worden. Die städtischen Rechte kamen wieder zur Verhandlung, und durch eine List der Patrioten wurde trotz lebhafter Widersprüche zuletzt ein Gesetz am 16. April beschlossen, das nicht unwichtige Vortheile den Städten gewährte. Dieselben wurden von aller nicht städtischen judiciären und administrativen Gewalt befreit und unter die Verwaltung und Gerichtsbarkeit selbst erwählter Magistrate und der königlichen Hofgerichte gestellt. Das Gesetz Neminem captivabimus ward auf alle Stadtbürger ausgedehnt, sie wurden zum Dienst in der Armee und in den Kanzleien der Gerichte und Tribunale zugelassen und verdienten sich durch einen unbedeutenden Dienstrang den Erbadel. Auch die kirchlichen

Würden wurden ihnen geöffnet, das Recht des Grundbesitzes gewährt. Anderseits wurde dem Edelmann gestattet, Bürger zu werden und bürgerliches Gewerbe zu treiben. Diese unerhörten Neuerungen veranlassten die lebhaftesten Freudenbezeugungen seitens der Städter und bereiteten die Stimmung der Warschauer Bevölkerung für die grösseren patriotischen Begebenheiten vor, welche die nächste Zukunft im Schoosse trug. Viele der hervorragendsten Magnaten, wie der Reichstagsmarschall Malachowski, Ignaz Potocki u. A., traten sofort in die Warschauer Bürgerschaft, andere, wie Oginski, in die Wilnaer und andere Bürgerschaften ein und fachten dadurch einen Enthusiasmus der Verbrüderung an, der den in Aussicht genommenen weiteren Reformen zu Statten kommen musste.

Noch immer aber vermochten die Hauptfragen, welche bei Einberufung der neuen Landboten ins Auge gefasst worden waren, keinen sicheren Boden auf dem Reichstage zu gewinnen. War es den Liberalen nur nach schweren Mühen gelungen, die Reform der Landtage und des Städtewesens den Conservativen abzutrotzen, so stiessen sie auf unüberwindliche Schwierigkeiten, sobald sie die Erblichkeit des Thrones, die Abschaffung des liberum veto zur Sprache brachten. Oftmals war der Versuch gemacht worden, aber stets wussten die Gegner eine Beschlussfassung zu hintertreiben. Die Conservativen stützten sich ganz auf den russischen Gesandten, der, so weit der Augenblick gestattete, nichts unterliess, was diese Reformen verhindern konnte. Die Patrioten machten grosse Anstrengungen, die Gemüther für eine kühne, rücksichtslose Umwälzung zu gewinnen, ja sie verbreiteten nun ihrerseits geflissentlich das jene Behauptung Kaunitzens vom vorigen Jahre schneidende Gerücht, es werde von den Nachbarmächten mit Ausnahme Preussens eine neue Theilung Polens geplant. Aber immer noch durften sie in jenen Fragen nicht auf eine Majorität im Reichstage rechnen. Da fassten die energischsten Führer, Kollontaj, Ignaz Potocki, dann auch Stan. Malachowski u. A. den Gedanken, zu einem Staatsstreich, wie sie es nannten, ihre Zuflucht zu nehmen. Das Osterfest des Jahres 1791 stand vor der Thür, an welchem die

Mehrzahl der Landboten die Stadt zu verlassen und auf ihre Güter sich zu begeben pflegte. Der Entwurf einer Constitution sollte im Stillen ausgearbeitet und dann noch ehe die Glieder des Reichstages wieder vollzählig sich versammelt haben würden, dem Reichstage vorgelegt und angenommen werden. Im Geheimen gewann man sechzig Stimmen für diesen Plan. Der König wurde durch Piatoli, der gerade damals sein Vertrauen gewonnen hatte, zur Zustimmung bewogen.

Stanislaw August, der jahrelang treue Anhänger Katharina's und Vorkämpfer für ein enges Bündniss mit Russland, war nun doch im Verlaufe des Reichstages von dem Strom der Dinge fortgerissen worden. Bald dreissig Jahre lang war er jetzt der dankbare Schützling seiner Jugendgeliebten, und es war unschwer für ihn, einzusehen, dass seine Krone am sichersten von Derjenigen ihm gewahrt werden konnte, die sie ihm aufs Haupt gesetzt hatte. Er hatte aber viel gelitten unter der russischen Vormundschaft, denn die Kaiserin hatte allmählich seine Schwäche immer mehr kennen gelernt, sie hatte die Achtung für diesen unmännlichen Hofmann verloren, und scheute sich nie, ihn diese Meinung fühlen zu lassen, ohne jedoch um deswillen ihre politische Ansicht von Stanislaw August zu ändern: sie brauchte eben einen Schwächling auf Polens Thron. Stanislaw August war keineswegs unfähig, über dem Vaterlande wenigstens für Augenblicke sich selbst zu vergessen. Er wünschte von ganzem Herzen Polen stark und selbständig zu sehen, die Schmach der ersten Theilung abzuwaschen. Die letzten Jahre hatten Polen Schritt für Schritt von seiner alten Richtung entfernt, neue Aussichten einer besseren Zukunft hatten unter der Gunst des Augenblicks sich aufgethan und die Besten im Lande arbeiteten mit opferfreudiger Hingabe an der Wiederaufrichtung des Vaterlandes. Und diese Besten waren ja die Zöglinge des Königs selbst, es waren die Früchte seiner jahrelangen Zucht in Schule und Leben die Kinder seines Geistes, die sein Bestes, seinen gebildeten Patriotismus, seine aufgeklärten Ideen eingesogen hatten und damit gross geworden waren. Wie sollte der Vater sich nun von dem Stolz seines Alters, von der erblühten Hoff-

nung seiner Jugend, von dem Streben seines ganzen Lebens unnatürlich kalt abwenden! Wie konnte die weiche gefühlvolle Natur des Königs sich dem edlen Schwunge verschliessen, der ihm Bilder vormalte, in denen er sich als Retter, als gepriesener Vater seines Landes sah! Zudem hielt seit einiger Zeit jene Frau ihn gefesselt, die wir schon kennen: die Wittwe Grabowska war mit Ignaz Potocki verbündet und flösste dem Könige, der stets von seinen Geliebten abhängig war, die Ideen der Patrioten ein.

Die Verschworenen setzten die Verhandlung über die neue Verfassung auf den 5. Mai fest. Aber der Mitwisser waren zu viele, um das Bekanntwerden des Anschlages vermeiden zu können. Die fremden Gesandten waren bald in Kenntniss gesetzt und sowohl Hailes, der englische, als Goltz, der preussische Gesandte, machten den Verschworenen lebhafte Vorwürfe über die Unbesonnenheit ihres Planes, der die benachbarten Höfe gegen das umgewandelte Polen aufbringen müsse. Malachowski entgegnete Goltz, die Patrioten wünschten durch die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum erblichen Könige und durch die Ehe seiner einzigen Erbtochter mit einem preussischen Prinzen Polen mit Preussen zu vereinigen. Dieser Ausspruch zeigt, wie wenig die Patrioten die politische Lage übersahen: sie waren in völliger Unkenntniss sowohl über die veränderte politische Lage der Nachbarmächte, als über die Tragweite der unternommenen Umwälzung und die Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung.

Die russischen Minister und die Conservativen sandten sofort nach allen Seiten Boten aus, um ihre Parteigänger zum 5. Mai nach Warschau zu berufen und kreuzten dadurch die Pläne der Gegner. Nun beschlossen diese zwei Tage früher vorzugehen. Am 1. Mai wurden die in aller Stille eingetroffenen meist reformfreundlichen Landboten im königlichen Schloss bewirthet, am 2. fand ein glänzendes Mahl im Palast Radziwill statt, auf welchem das inzwischen ausgearbeitete Projekt verlesen und von den Freunden unterschrieben ward. Dasselbe schloss sich den Gedanken an, die Kollontaj in seinen Briefen an Malachowski vor drei Jahren entwickelt hatte. Inzwischen

wurde das niedere Volk in der Stadt freigebig mit Trinken und Essen günstig gestimmt. Am Morgen des 3. Mai wälzten sich zahlreiche Haufen des Volkes auf Antrieb der Verschworenen zum Schlosse. Die Bürger waren den Reformen aus Ueberzeugung zugethan, der niedere Mann ging dem Gelde nach, das man ihm gab und war gern bereit für Alles zu demonstriren, wozu man ihn anwies. Zahlreiche Truppen umgaben das Schloss.

Hier ward nun die Versammlung eröffnet, welche für Polen verhängnissvoll werden sollte.

Der Reichstagsmarschall Malachowski eröffnete die Sitzung, und die Verschworenen begannen damit, durch Mittheilung von Nachrichten, welche auf eine neue Theilung Polens hinwiesen, auf die Gemüther zu wirken. Die Deputation für auswärtige Angelegenheiten wollte Depeschen solchen Inhalts aus Wien, Berlin, Paris, Petersburg erhalten haben, die verlesen werden sollten. Die Gegner, Branicki und sein Anhang, versuchten vergeblich dagegen zu protestiren, ja Einige sollen sogar ihren Führer Branicki gebeten haben, ihnen den Gebrauch der Waffen zu gestatten. Branicki schrie ihnen aber zu: »fort«. Auf Antrag der Patrioten waren Zuhörer eingelassen worden, welche sich um die Patrioten im Vordergrunde schaarten und die andere Partei zurückdrängten. Der Landbote Suchorzewski stürmte mehrmals vor mit dem Verlangen, sprechen zu dürfen, ward aber von den Stäben der Marschälle und dem Geschrei der Arbitri zurückgewiesen. Da griff er zu folgendem theatralischen Mittel: mit dem Geschrei: »Gebt mir das Wort!« warf er sich mitten im Saal auf die Knie, riss sich den Stanislaus-Orden von der Brust, den der König ihm jüngst gegeben, legte sich dann völlig auf die Diele und kroch, mit Armen und Beinen Schwimmbewegungen ausführend, zum Throne hin. Das lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und wirkte: der Marschall liess ihn zum Wort. Er beschwor die Versammlung, sich durch gefälschte Depeschen nicht bethören zu lassen, Veränderungen nicht zu gestatten, welche die alte Freiheit Polens dem Despotismus überliefern würden. Eine ungeschickte Wen-

dung seiner Rede brachte jedoch die Versammelten zum Lachen und seine Rede verlor alle Wirkung. Endlich wurden die Depeschen verlesen und ihr Inhalt machte tiefen Eindruck. Nach einigem Schweigen wandte sich Ignaz Potocki an den König mit der Bitte um seine Meinung. Stanislaw wies darauf hin, wie die eben vernommenen Nachrichten ihn wünschen liessen, die nöthigen Reformen so rasch als möglich zum Abschluss zu bringen und beauftragte den Sekretär das bereits fertige Projekt dieser Reformen zu verlesen. — Das »Gesetz über die Regierung«, wie es betitelt war, wurde vorgetragen. Sein Inhalt war in Kürze folgender.

1. Die katholische Confession wird zur herrschenden, ein Abfall von ihr für strafwürdig erklärt. Alle anderen Bekenntnisse aber geniessen den Schutz der Regierung.

2. Alle Rechte und Privilegien des Adels werden von Neuem bestätigt. Die Schlachta ist untereinander gleichberechtigt; die persönliche Sicherheit und Freiheit, das Eigenthum werden gewährleistet; jeder Eingriff in das Eigenthum der Schlachta unter dem Titel eines jus regale ist verboten, der Schlachta als Wächterin der Freiheit wird auch der Schutz der gegenwärtigen Verfassung anvertraut.

3. Das am 16. April angenommene Gesetz über die Städte wird der Verfassung eingefügt.

4. Der Bauernstand wird unter den besonderen Schutz des Gesetzes und der Regierung gestellt. Verträge zwischen Edelmann und Bauer sollen als gegenseitig bindend gesetzlich geschützt werden. Jeder Bauer, der über die Grenze des Reichs sich entfernt hat und wieder zurückkehrt, wird für persönlich frei erklärt.

5. Alle staatliche Gewalt geht vom Volke aus; sie zerfällt in die gesetzgebende, bestehend aus den vereinigten drei Ständen des Reichs, in die ausführende, bestehend aus dem Könige und dem königlichen Rath, und in die rechtsprechende Gewalt.

6. Der Reichstag zerfällt unter Vorsitz des Königs in die Landbotenstube und die Senatorenstube. Der Landbotenstube als Ausdruck der Volkssouveränetät steht hauptsächlich die Gesetzgebung zu; daher gehen von ihr alle organischen Gesetze

aus, desgleichen entscheidet sie über zeitweilige Steuern, über Münze, Adelsertheilung, staatliche Schulden und Ausgaben, Krieg und Frieden, sie ratificirt auswärtige Verträge und Bündnisse. Die Senatorenstube besteht unter Vorsitz des Königs aus den Bischöfen, Wojewoden, Kastellanen und Ministern, und hat die von der Landbotenstube angenommenen Gesetzesvorlagen zu bestätigen oder zu verwerfen: das verworfene Projekt muss dem nächsten Reichstage wieder vorgelegt und falls die Landboten es zum zweiten Mal billigen vom Senat bestätigt werden. Jede Verordnung wird von beiden vereinigten Stuben des Reichstages durch Stimmenmehrheit entschieden, nachdem sie vorher in jeder der beiden Stuben angenommen worden ist. Alle zwei Jahre wird der Reichstag neu erwählt, er ist ständig und wird nach Bedürfniss einberufen. Ein vom ordentlichen Reichstage erlassenes Gesetz kann nicht von demselben Reichstage aufgehoben werden. Das am 30. December 1789 beschlossene Gesetz über die neue Verfassung der Landtage wird bestätigt. Jeder Landbote ist Vertreter des gesammten Volkes. Das liberum veto ist abgeschafft, jede Conföderation oder conföderirter Reichstag verboten. Alle fünfundzwanzig Jahre erfolgt eine Revision der Verfassung durch einen besonderen hierzu berufenen Reichstag.

7. Zur Erfüllung der Gesetze bedarf es einer kräftigen ausführenden Gewalt, welche dem Könige und seinem Rathe unter dem Namen »Wächter der Gesetze« zusteht. Die Executive steht unter dem Gesetz, hat seine Beobachtung zu überwachen, für die allgemeine Ruhe und Ordnung zu sorgen, die Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten zu führen. Alle Aemter sind ihr untergeordnet.

Der königliche Rath besteht aus dem Primas, den Ministern und zwei Secretären. Ohne Stimme haben darin Sitz der volljährige Thronerbe und der Reichstagsmarschall, dieser aber nur, wenn es sich um Berufung des Reichstages handelt. Wenn der Reichstagsmarschall die Berufung des Reichstages für nothwendig hält, der König sich derselben aber widersetzt, so darf jener in gewissen Fällen von sich aus die Berufung vornehmen.

Im Rath giebt die Meinung des Königs den Ausschlag. Der König ernennt die Minister, wird aber durch zwei Drittel der Stimmen des Reichstages zur Entlassung und Entsetzung eines Ministers gezwungen. Die Minister sind dem Reichstage verantwortlich. Unter dem Rath stehen als ausführende Behörden vier Commissionen: für Volksunterricht, Polizei, Heerwesen und Finanzen, welche vom Reichstage besetzt werden.

8. Der Thron wird für einen Wahlthron nach Familien erklärt, zur nächsten Dynastie nach dem Tode des regierenden kinderlosen Königs wird die des Kurfürsten von Sachsen erwählt, zur Infantin dessen Tochter. Jeder König hat auf die Verfassung und die zu vereinbarenden Pacta conventa den Eid zu leisten. Der König ist unverantwortlich, seine Person heilig. Alle öffentlichen Acte, Gerichte, Aemter, Tribunale, Münze und Stempel tragen den königlichen Namen; der König hat das Begnadigungsrecht für nicht staatliche Verbrecher, er hat den Oberbefehl über die Armee und ernennt die Officiere.

9. Die Justiz ist unabhängig vom König und Reichstag. Die bisherigen Gerichte werden im Wesentlichen beibehalten; für Staatsverbrechen wird alle zwei Jahre vom neuen Reichstage ein höchster Gerichtshof gewählt. Ein neuer Codex der Civil- und Criminalgesetze soll ausgearbeitet werden.

10. In gewissen Fällen führt der Rath unter Leitung der Königin oder des Primas die Regentschaft.

11. Die Söhne des Herrschers und ihre Erziehung stehen unter der Oberaufsicht des Reichstages, in unmittelbarer Leitung des Königs und des Rathes.

12. Das Heer ist das zu seinem Schutz bewaffnete Volk. Das Heer hat dem Könige und dem Volk den Fahneneid zu leisten. —

Nachdem der Verfassungsentwurf im Reichstage verlesen worden war, dankte Stanislaw Malachowski in feuriger Rede dem Könige für das, wie er vorgab, von ihm ausgehende ausgezeichnete Werk. Der König antwortete, und endete mit den Worten: »Der König mit dem Volk und das Volk mit dem König! so werde ich bis zum Tode ausrufen.« Diese Worte

zündeten und wurden lebhaft von der Versammlung wiederholt. Da trat wieder jener Suchorzewski hervor, seinen Knaben an der Hand führend; er wolle an diesem Orte sein eigenes Kind tödten, damit es nicht die Sclaverei erlebe, welche der Entwurf vorbereite. Seine Freunde entrissen ihm den erschreckten Knaben. Nun erhob sich wüstes Geschrei auf beiden Seiten. Die Conservativen schrieen, die Pacta conventa seien verletzt worden, sie mögen verlesen werden. Dieses geschah und man stritt über das Recht des Reichstages, durch die neue Erbfolgeordnung die vom Volk abgeschlossenen Pacta conventa zu ändern. Der König selbst hatte diese Frage umgehen wollen, indem er gebeten hatte, ihn in dieser Beziehung von der Verpflichtung der Pacta conventa zu entlasten. Nun drängten sich die Redner zur Tribüne, die einen glühten für Vaterland, für polnische Freiheit, die Polen vor allen Völkern auszeichne, die andern deckten die Blössen des Staates auf. Am meisten wirkte Kicinski's Schilderung der Schmach, welche Russlands gewaltthätiges Benehmen Polen angethan habe und noch anthue, und welcher nur ein kraftvoller Monarch entgegentreten könne. Die Gegner zeigten, wie der Entwurf gesetzlich erst drei Tage lang zur Einsicht ausliegen müsse, ehe man über ihn abstimmen könne, wie in den Reichstagsuniversalen nur von der Wahl des Kurfürsten zum Nachfolger Stanislaw August's, nicht von der Erblichkeit der Krone die Rede gewesen sei. Ausrufe, Apostrophen, Thränen wurden verschwenderisch zur Verstärkung der Reden angewandt. Stanislaw Potocki, ein Mitarbeiter an dem Entwurf, fiel nach schwungvoller Ansprache vor den »Gottheiten des Volkswohls«, wie er die Glieder des Reichstages nannte, auf die Knie nieder und flehte sie an, den Entwurf zu genehmigen. Der König bot seine glänzende Beredtsamkeit zu Gunsten des Entwurfs auf, er schilderte, wie das Vaterland ihm allein am Herzen liege, wie der Entwurf ihm persönlich Gefahr bringe, wie er aber bereit sei, unbekümmert um diese Gefahr den Entwurf zu vertheidigen. Der heutige Tag werde der herrlichste sein oder aber er, der König, werde weinen müssen um das Vaterland. Die Patrioten und die Menge der Zuhörer

riefen dem Könige und der Constitution Lebehochs zu, wie sie jeden progressistischen Redner mit stürmischem Beifall begrüssten, die Stimmen der Gegner aber überschrieen. Diese traten indessen hartnäckig fort und fort auf die Tribüne, sie protestirten gegen die Gesetzwidrigkeit des bevorstehenden Schrittes, sie appellirten an das Volk, das eine Tyrannei des Reichstages zu errichten im Begriff sei. Hin und her wogte der Kampf, alle Künste der Rhetorik mussten den Effekt erhöhen, die Aufregung wurde immer grösser. Da beschwor der Landbote von polnisch Livland Żabiello die Versammlung bei ihrer Liebe zum Vaterlande, den Entwurf anzunehmen. »Ich bitte Dich, durchlauchtigster König«, sprach er, »leiste als Erster den Bürgereid auf die neue Verfassung und wir Alle werden Dir folgen!« Von allen Seiten erhoben sich Rufe der Beistimmung, die Senatoren umringten den König. Das Publikum drängte sich in den Sitzungssaal und schrie Vivat der Constitution, von der Strasse herein vernahm man das beifällige Getobe der für diesen Zweck bearbeiteten Menge. Noch einmal drang Suchorzewski zum Thron vor, warf sich zur Erde und schrie mit kreuzweise verschränkten Armen: »Ueber meine Leiche werdet Ihr zum Eide schreiten, der die altpolnische Freiheit tödtet!« Er ward von seinen Freunden weggeführt und der Lärm dauerte fort. Endlich entschloss sich der König, den Debatten ein Ende zu machen. Er erklärte, der Reichstag habe seinen offenbaren und festen Willen kundgegeben, und forderte den Bischof von Krakau auf, ihm den Eid abzunehmen. Nachdem dieses geschehen, sprach er: »Juravi domino, non me poenitebit. Freunde des Vaterlandes, mir nach zur Kirche.« Er erhob sich, der Reichstag folgte und im Triumph unter erschütternden Zurufen des Volkes und endlosem Jubel gelangte der Zug zur Kirche St. Johannis. Hier benutzte der eitle Kasimir Nestor Sapieha noch einmal die Gelegenheit zur Entfaltung seiner rednerischen Gaben, dann erfolgte die Vereidigung der Glieder des Reichstages auf die neue Verfassung.

Inzwischen waren die Gegner in nicht unbeträchtlicher Menge im Sitzungssaal zurückgeblieben. Der vollendeten Thatsache

gegenüber blieben sie passiv. Branicki unterschrieb sogar die Verfassung. Als am folgenden Tage die Verwaltungscommissionen zur Unterschrift aufgefordert wurden, leisteten dieselben Folge, aber die Verfassungscommission, über deren Kopf hinweg die neue Verfassung entworfen und angenommen worden war und deren Vorsitzender, der Bischof Kossakowski, ein verschwenderischer und schon damals im russischen Solde stehender Egoist war, machte Schwierigkeiten. — Wieder drangen Schaaren niederen Volks in den Saal und nach jeder Rede forderten diese gewichtigen Zeugen die Glieder der Verfassungsdeputation mit lautem Geschrei zur Unterschrift auf. Sie unterschrieben. Allmählich traten noch viele der anfänglichen Gegner der stets wachsenden und von der Volksstimmung unterstützten Verfassungspartei bei und unterschrieben gleichfalls.

Die Stadt war in Begeisterung. Kasimir Nestor Sapieha, ein früherer Feind der Verfassung, der aber im letzten Augenblick derjenigen Partei sich anschloss, die muthmaasslich allein die Stütze des Ehrgeizigen werden konnte, überbot nun Alle an Verherrlichung des 3. Mai. Er legte ein Abzeichen an mit der Aufschrift: »Der König mit dem Volk, das Volk mit dem Könige«. Bald trug alle Welt dieses Abzeichen an einem ledernen Schulterriemen.

Die Damen ahmten dem Beispiel nach, das von der Nichte des Königs, der Pani Tyszkiewicz, gegeben worden war, und man sah sie stets mit himmelblauem Gürtel, auf dem dieselbe Aufschrift zu lesen war. Ein Schwindel ergriff die ganze Bevölkerung, die Gegner wagten nicht mehr sich öffentlich zu zeigen, die meisten heuchelten ihren Uebertritt zu den Patrioten. Die ehemals wüthendsten Gegner ergossen sich in Lobreden auf die Verfassung, thaten als ob nichts ihre Begeisterung für sie bändigen könne. Das Reichstags-Gericht drohte mit Strafe demjenigen, der sich der Constitution widersetzen werde, wozu es durch einen am 3. Mai gefassten Beschluss des Reichstages selbst befugt war. Endlose Feste, Illuminationen und Vergnügungen erhöhten die Stimmung.

Das Land ward von der Revolution durch ein Universal

in Kenntniss gesetzt, welches die Rettung des Vaterlandes durch den Reichstag pries. An vielen Orten wurde die Nachricht mit Jubel aufgenommen, um so mehr, als anfangs das Bewusstsein und die Kenntniss dessen sehr gering waren, was sich in Wirklichkeit zugetragen hatte. So war es eine kurze Zeit der schönsten Hoffnungen und patriotischer Begeisterung, welche der 3. Mai dem Volke und seinem Könige gebracht hatte.

Schauen wir noch flüchtig auf den Inhalt dieser ersten und letzten geschriebenen Verfassung Polens zurück, deren wesentliche Bestimmungen wir oben anführten. In der Periode der Verfassungsstürme Europa's nimmt sie nicht blos der Zeit nach die erste Stelle ein, sondern verdient auch bemerkt zu werden durch den ihr eigenen Geist. So unvollkommen sie für unsere heutigen Ansprüche ist, so wird man ihr weder eine gewisse Originalität absprechen, noch die Mässigung übersehen können, die sie den gegebenen Verhältnissen gegenüber bewahrt, eine Mässigung, die gerade inmitten der wirren Zuständen eines von Natur leidenschaftlichen und politisch unreifen Volkes auffällt.

Man bemerkt darin leicht die Ideen der neuen Zeit, den Geist der französischen Revolution in ihren maassvolleren besseren Erscheinungsformen, durchzogen von den nothwendigen Rücksichten auf das polnische Wesen und seine bisherige Entwickelung. Die nahe Verbindung, in welche Polen besonders seit der Conföderation von Bar mit Frankreich und seinen hervorragenden Geistern getreten war, vermittelte und verstärkte die Durchdringung des polnischen Reformgeistes von Gedanken der französischen Aufklärungsphilosophen. So hatte man schon im Jahre 1772 sich durch den königlichen Küchenmeister Wielohorski, nach Anderen durch den französischen General Vioménil, damals, nach Dumouriez Abgang, Obercommandirender der Truppen der Conföderirten von Bar[1], ausdrücklich an Rousseau um seine Meinung über Polen und über eine Reform der Ver-

[1] Dass Vioménil es war, der sich an Rousseau wandte, erzählt Heyking a. a. O. Th. II, Cap. 2; Wielohorski wird in den Denkwürdigkeiten des S. Bukar genannt. S. die Denkwürdigkeiten Ochocki's Th. IV, S. 239.

fassung gewandt, und dieser hatte in seinen „Considérations sur le Gouvernement de Pologne« Ansichten ausgesprochen, die nun zur Verwerthung gelangten.

Die Behutsamkeit in der Befreiung des Leibeigenen und in der Verbesserung seiner Lage, die Verordnung für die Bürger, welche eine allmähliche Verschmelzung des Adels mit dem Bürgerstande herbeiführen sollte, und manches Andere sind die Gedanken des Genfer Philosophen, die freilich scharf den Ideen widersprechen, mit denen sein Contrat social die Welt entzündete. Rousseau hatte auf solche Weise das merkwürdige Schicksal, im Osten Europas eine Revolution wesentlich gefördert zu haben, welche gerade den Gegensatz zu derjenigen bildete, die er im Westen schürte. Polens Staatsgedanke war seit Jahrhunderten der Vertrag gewesen: derjenige Frankreichs seit Jahrhunderten das monarchische Recht. Als das monarchische Recht in Frankreich von dem neuen Vertragsgedanken bedroht ward, als Frankreich vom Absolutismus zum Vertragsstaat hinübersprang, da liess der Sprung den Boden auch in Polen erbeben — und man sprang aus dem Vertragsstaat in die Erbmonarchie! In Frankreich führten die Schriften Rousseau's zur Gleichheit Aller durch Herabdrückung aller ständischen Unebenheiten: hier suchte man die Gleichheit durch Emporheben des Bürgers zum Edelmann herzustellen und liess sogar die Unfreiheit des Bauern im Ganzen unangetastet. Und das auf ausdrücklichen Rath Rousseau's.[1] In Frankreich schuf man Grundrechte des Volks, hier gelang es der liberalen Partei, die alten polnischen Volksrechte, die von den Conservativen eifrig in den Vordergrund geschoben wurden, in der neuen Verfassung fast ganz zu übergehen. Dort tauchte der dritte Stand gegenüber den alten Gewalten auf und machte die Revolution, hier machten die beiden ersten Stände im Bunde mit dem Könige eine Revolution gegen eine Gesellschaftsgruppe, die niedere Schlachta, welche zum Theil den dritten Stand Frankreichs darstellte. Dort

[1] Vgl. (Ferrand) Histoire des trois demembremens de la Pologne T. III, pièces justificatives du livre X, No. 1.

kämpfte die Gesellschaft gegen die verrotteten Formen des Staates: hier stritt der Staat gegen die politisch unfähige Gesellschaft. Dort trug der Fortschritt die Fahne der Volksfreiheit: hier stand der Rückschritt auf der Seite der altpolnischen nationalen Freiheit. Die Gegensätze sind so scharf, als sie nur irgend gedacht werden können, und dennoch natürlich genug. Fortschritt und Rückschritt sind eben sehr schwankende Begriffe und wandeln sich je nach den Verhältnissen, die sie berühren. Frankreich rang sich aus dem starren Absolutismus heraus zur Demokratie hin: Polen drängte von der zügellosen Oligarchie zum Königthum. Denn Polen war in Wahrheit eine Aristokratie, wie wir sie nur in den alten Staaten Griechenlands vorfinden, in denen jeder Bürger den Staat vertrat und doch zugleich dem Nichtbürger, einer Masse von Sclaven, gegenüberstand, die mit dem Staat nichts zu schaffen hatten. Was in Athen und Sparta möglich war, konnte in einem so ausgedehnten Reiche wie Polen nicht Dauer haben, und so erfolgte in Polen eine Revolution von oben, wie in Frankreich eine Revolution von unten, so war es in Polen liberal, die Tyrannei der aristokratischen Staatsgewalt des einzelnen Bürgers gegenüber der Staatseinheit zu beschränken, wie es in Frankreich liberal war, die Tyrannei der monarchischen Staatseinheit gegen den Bürger zu bändigen.

In der That kann man dieser neuen Verfassung im Ganzen die Anerkennung nicht versagen, die Hauptschäden des polnischen Staatswesens mit geschickter Hand erfasst und in ihren Wurzeln ausgebrannt zu haben. Es spricht aus ihr unzweifelhaft ein Scharfblick, Reife, Besonnenheit und Unbefangenheit des Geistes, die glänzend hervorleuchten in der Menge politischer Unfähigkeit, die überall die polnische Geschichte und Gesellschaft aufweisen. Das Werk enthält mancherlei Lücken, Zweideutigkeiten, es bleibt oft auf halbem Wege stehen; aber das sind nicht Mängel dieser Schöpfung, sondern solche der damaligen Verhältnisse, die hier zum Ausdruck kommen und um so mehr den Scharfsinn desjenigen bekunden, der nicht ein Ideal von Verfassung, sondern eine seinem Volke anpassende

Staatsform im Auge hatte, und der den Widerstand nicht übersah, welcher im Reichstage zu überwinden war. Es war ein besseres Werk als die französischen Verfassungen, denn es war relativ gut, nicht verpfuscht durch die moderne Krankheit des politischen Doctrinarismus, dieses gravitätisch blinzelnden Staatseulenthums. Wäre z. B. der Schlachta die zweideutige Concession nicht gemacht worden, dass ihre sämmtlichen Rechte und Privilegien bestätigt wurden, so mochte wohl das ganze Werk in Stücke gehen. Das Verdienst dieses Werkes gebührt hauptsächlich Hugo Kollontaj, der von Ignaz Potocki in die Verfassungsdeputation war berufen worden. Es erntete im Auslande vielfachen Beifall, Burke, Sièyes und viele Andere sprachen von ihm in den lobendsten Ausdrücken. Ein Vorwurf freilich, den diese nicht erhoben, donnerte bald von allen Seiten gegen die Constitution vom 3. Mai los und schmetterte sie und den Staat zu Boden: der Vorwurf, über der Heilung des eigenen Leibes die Aerzte vergessen zu haben, in deren Händen Polen sich befand. Die Aerzte kurirten den Kranken rasch in ihrer Weise.

Es liegt viel Tragik in dem Gange der polnischen Gesellschaft von 1788 an. Zu diesem Reichstage rief ein wohlmeinender und sein Volk liebender, nicht ein fremder sächsischer König Alles herbei, was das Reich unter seiner Sorge seit Jahrzehnten an patriotischen Geistern gereift hatte, um nun die Früchte zu ernten, den Staat neu zu gründen. Zum ersten Male schlug hier voll der Herzschlag Polens, zum ersten Mal sah man hier die Einheit des Reichs greifbar vor Augen, zum ersten Mal glänzte hier Alles, was die Grenzen Kostbares umschlossen und schien zu einem Schatze verschmelzen zu sollen, aus dem ein wirklicher Staat, ein Rahmen der Freiheit für Alle, der Ordnung nach Innen, der Kraft nach Aussen erstehen werde. Ein wirkliches Volk unter einem wirklichen Könige gedachten die Besten nun endlich zu schaffen und bei dem Fest solcher Wiedergeburt schien aller Glanz aus ganz Polen in dem einen Punkte, in Warschau, gesammelt zu sein. Aber dem Willen Einzelner stand die politische Unbildung und Verbildung der

Massen, die allgemeine Entsittlichung gegenüber, und der Gedanke, der die Masse versammelt hatte, wurde bald von principlosem Gefühlssturm überlärmt. Alle die blühende Hoffnung war nur Schein, das Roth am Himmel war nicht der neue Tag, sondern der Schein der Brandfackeln, die innen und aussen aufzuleuchten begannen gegen den leicht gezimmerten Neubau. Aller Glanz der Feste war nur das Todtenopfer der Nation. Denn unter dem sinneberauschenden Schwall des gesellschaftlichen Lebens erstickte fast die Arbeit des Gedankens, die einmal aufgestachelte Sinnlichkeit der Polen schwoll immer höher an, selbst als der politische Gedanke bei den ersten Schlägen von fremder Hand in Stücke gegangen war, so dass ein Theil dieser Gesellschaft zuletzt in der Todtenkammer des Vaterlandes schwelgte. In wildestem Taumel umhergeworfen, konnte diese Gesellschaft natürlich für den Ernst der wirklichen Verhältnisse keine Kraft sich mehr bewahren, und so vermag auch jene sogenannte stumme Sitzung des Reichstages zu Grodno, die die zweite Theilung Polens besiegelte, nicht das ungetrübte Mitgefühl zu erregen, welches ein edler Sinn dem grossen Unglück so gern widmet.

Wir müssen uns versagen, dem Gang der Dinge von jenem Gipfelpunkt des innern Aufschwungs am 3. Mai 1791 bis zum äussersten Niedergang, zur endlichen äussern Auflösung des Staates im Jahre 1795 im Einzelnen zu verfolgen. Kaum hatte Katharina freie Hand im Süden bekommen, kaum war die feindliche Haltung Polens in jener Constitution zum Ausdruck gelangt, kaum hatte sich Warschau 1792 in selbstbewusstem Glanz am Jahrestage der Constitution der Freiheit gefreut, der scheinbaren Selbständigkeit — so schlugen die Proteste der Nachbarn, vor allen Russlands, die gemalten Mauern des Reiches in Stücke. Die blinden Schwärmer und die feilen Knechte Polens fanden sich in der Targowiczer Conföderation unter russischer Führung zusammen; die Felix Potocki, Sewerin Rzewuski, Xawer Branicki schwelgten noch einmal in dem Genusse der Herrschaft über Reichstag und König, um dann durch die russische Faust mit einem Hohngelächter

von ihrem Thron herabgestürzt zu werden. Stanislaw August, der so oft versprochen hatte, für sein Volk zu sterben, übergab sich nach einigem Sträuben freiwillig dem russischen Gesandten von Sivers, der ihn in die Conföderation hineinscheuchte. In Grodno trat dieser von Russland veranstaltete conföderirte Reichstag zusammen, um zu unterschreiben, was Russland verlangte. Da sassen diese adligen Souveräne, noch immer angethan mit dem Purpur ihrer republikanischen Freiheit, der ihnen nun die Pflicht auferlegte, der zweiten Zerstückelung des Vaterlandes ihr »Zgoda!«, ihre Beistimmung zuzurufen, wie sie ehedem mit ihrem souveränen »Nie pozwalam«, »ich gestatte nicht«, den Staat zur Leblosigkeit gebracht hatten. Da sassen die alten Söldlinge des russischen Erbfeindes, die durch Jahrzehnte von dem Golde geschwelgt hatten, das sie in Petersburg erbettelt, die eben so lange die vom Feinde entlehnte Macht missbraucht hatten zur Beraubung des Vaterlandes; da sassen auch die jüngeren Schwärmer für Katharina und die altpolnische Freiheit, die sie im Bunde mit der Zarin zu erhalten gehofft hatten. Da sassen sie, zuoberst der unglückliche Poniatowski selbst, dessen leichte Jugendliebe ihm die Krone aufgesetzt, um ihn und sein Volk darunter zu zermalmen — Tag und Nacht sassen sie da und blieben stumm gegenüber der drohenden Forderung des russischen Botschafters Johann von Sivers, dass ihr Ja die Theilung besiegele. Lautlos verstrichen die Stunden, draussen standen die Kanonen, drinnen stand der russische General Rautenfeld, an den Thüren die russischen Soldaten, die Niemanden hinausliessen. In der letzten Stunde noch vor der Hinrichtung — ein grosses Komödiantenstück! Denn sie wussten, was sie zuletzt thun würden, sie hatten ihren Judasschilling meist in der Tasche. Am 23. September 1793 war es, als der Reichstagsmarschall Bilinski auf dreimalige Frage und dreimaliges Schweigen des Reichstages den Antrag auf Abtretung gewisser Landestheile an Preussen »einstimmig« für angenommen erklärte. Es war der letzte Akt der gesetzgebenden Versammlung Polens.

Und doch war es nur die schauspielerische Grösse, mit

welcher der Verbrecher an seinem Vaterlande stumm und stolz das schuldbeladene Leben dem Schwerte des Henkers übergiebt. Kaum erhob sich an den Grenzen des Reiches der Geist der kraftvollen That, so zerstob diese kraftlose Schwelgerbande aus Grodno, um auch die letzten Thaten des sinkenden Polenthums noch zu vergiften.

Bald sollte auch das kleine Häuflein von Männern zerstieben, die das schwere Schicksal aus den Massen der Spreu gesichtet hatte. Der tapfere Versuch, im allerletzten Augenblick noch den alten kriegerischen Geist der Polen wachzurufen und dem Feinde entgegenzustellen, scheiterte an der Ueberlegenheit disciplinirter Truppen, auch ein Kosciuszko konnte nicht aufhalten, was Jahrhunderte vorbereitet hatten, konnte die Schlachta nicht zu einem Heere machen, das einem Suworow hätte widerstehen können. So rasch und heftig, als er sich erhoben, sank der Geist tapferen Widerstandes auch dahin. Die Eroberer fanden eine entartete Masse, die Männer verwehte der Sturm nach allen Seiten, nachdem der einzige Held des Polenthums unter Stanislaw August, Kosciuszko, bei Maciejowicze unterlegen war.

Als in dieser Schlacht der Dichter Niemcewicz verwundet gefangen genommen ward, fand man in seiner Tasche ein eben vollendetes Stück: »Die Rückkehr aus jener Welt«.

XVII.

Schlussbetrachtung.

Der Rückkehr in die Welt eines neuen freien Polenreiches haben seit 1795 die Zeugen jener Auflösung, haben seitdem ihre Söhne, ihre Enkel entgegengeharrt. Jede grössere Erschütterung Europas hat an der Weichsel die alten Hoffnungen entflammt. Napoleon's Siegeseinzug sollte die Unterworfenen auch im Osten befreien, aber er verrieth sie, wie der dritte Napoleon nachmals das leichtgläubige Volk verrathen hat. Unter Kaiser Alexander I. sollte Polen auferstehen durch die Berufung an die Menschlichkeit und Gerechtigkeit des absoluten Monarchen. Adam Georg Czartoryski erreichte wenigstens eine Verfassung, die dem russischen Theil des Königsreichs weitere Entwickelung in nationaler Eigenart gestattete. Im Jahre 1830 glaubten die Polen so weit gestärkt zu sein, um einen Aufstand wagen zu dürfen. Trotz tapferer Kämpfe unterlagen sie und verloren zum grossen Theil die bisherige Selbständigkeit. Dann kamen 1846 und 1848, die Bewegungen in Galizien und Posen, dann wieder 1863 ein neuer Versuch, aber mit weitaus schwächerer Kraft als ehedem in dem russischen Theile. Hatte die Erhebung von 1830 dem Volke in seinem Adel nachhaltige Wunden geschlagen, hatten sich zu den Vielen, welche seit 1795 das Vaterland verlassen, neue Tausende hinzugesellt, so traf der Gegenschlag von 1864 noch weit empfindlicher ins Herz der adligen Führerschaft. Denn noch im Jahre 1830 war es vornehmlich der Adel, Magnaten und Schlachta, der von auswärts her oder im Lande wohnhaft den nationalen Gedanken vertrat und in der Weise der alten Conföderationen denselben

politisch zu verwerthen trachtete. Noch immer leiteten hauptsächlich die Magnaten die Bewegungen und blieb der Bauer ihnen fern, noch lag die Nation immer vorwiegend im Adel beschlossen und in der adligen Freiheit die nationale Freiheit.

Aber doch bemerken wir schon seit 1830 eine Aenderung in dieser Beziehung. Blieb auch der Bauer ausgeschlossen von dem nationalen Gedanken, in Congresspolen wegen seiner niederen Bildungsstufe und seiner Armuth, in Litthauen und Galizien wegen der Leibeigenschaft, in der er sich hier bis 1848, dort bis 1864 befand, so tauchte doch schon 1830 neben dem führenden Adel das Bürgerthum der Städte in den Reihen der Kämpfer auf. Und in verstärktem Maasse zeigte sich diese Erscheinung 1863. Die Zeit der russischen Herrschaft hatte das Bürgerthum, so schwach es übrigens war, im Ganzen doch gefördert in seiner Stellung zum Adel und politisch emancipirt. Aber sie hatte dasselbe damit nicht für sich gewonnen, der nationale Gedanke hatte sich vielmehr nur auf eine breitere Grundlage gestellt. Das ist bedeutsam für die Politik, welche Russland seit der letzten Erhebung in Polen verfolgt. Wir sehen heute bereits eine in der früheren polnischen Geschichte nicht vorhanden gewesene social-politische Spaltung in dem Rahmen der nationalen Idee auftauchen: es giebt heute eine aristokratische Partei der »Weissen« und eine demokratische der »Rothen«.

Indessen ist es nur zum geringeren Theil das Vorhandensein social-bürgerlicher oder demokratischer Elemente in dem jungen Polenthum, was zu jener Absonderung einer demokratischen Partei geführt hat. Vielmehr hat man die Wurzeln dieser Bewegung vorwiegend in der Politik, und zwar wiederum des Adels, der Schlachta zu suchen. Die wiederholten vergeblichen Versuche des Adels, mit eigener Kraft und besonders durch auswärtige Hülfe die Fremdherrschaft abzuschütteln, ebenso die demokratischen Umwälzungen Europas in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts nährten in den liberalen Kreisen den Gedanken, dass eine Befreiung nicht anders möglich sein werde, als unter Herbeiziehung der bisher unbetheiligten Masse des

Volkes. Mit diesem Gedanken trat eine Partei hervor, die anfangs, wenn nicht aus den Reihen der Magnaten, so doch zumeist aus dem niederen Adel sich rekrutirte. Ihr gegenüber hielten die Magnaten weiter an der Hoffnung auf die Hülfe fremder Mächte, namentlich Frankreichs, fest und konnten sich nicht entschliessen, den Bauern, der, obwohl im Königreich Polen persönlich frei, doch unter dem Druck von Frohne und Zins sein elendes Dasein weiterfristete, durch energisches Opfer für sich zu gewinnen.

Die auf dem Wege der demokratischen Revolution siegreiche Befreiung Italiens und die ihr im Jahre 1859 geleistete Hülfe Frankreichs wirkten zusammen, um die Polen ähnliche Ziele und ähnliche Wege der Befreiung erfassen zu lassen. Wo auch die demokratische Partei ihren Ursprung genommen hatte, sie fühlte jedenfalls in den Städten, in Warschau, Lemberg, Lublin u. A. festen Boden unter sich, sie fühlte in dem bürgerlichen Element mindestens dieselbe, wo nicht eine grössere Entschlossenheit und nationale Begeisterung, als sie jemals in einer der adligen Fractionen sich gezeigt hatten. Auch war sie es, und nicht der Adel, die Weissen, von der die Erhebung im Jahre 1863 ausging.

Die Weissen waren einer Erhebung vielmehr abgeneigt. Sie wussten, was sie von dem noch immer politisch nationalitätslosen Bauern zu halten hatten, sie sahen die völlige Unbereitschaft zu einer Erhebung an Waffen, an Organisation, an auswärtiger Unterstützung, sie wussten, was sie zu verlieren hatten, falls das Unternehmen missglückte. Die Weissen hielten sich daher zurück. Sie wollten langsam vorbereitend die nationalen Kräfte erst mehren, sammeln in fester Organisation. Zu diesem Zwecke hatten sie 1858 sich die Erlaubniss erwirkt, eine »Land wirthschaftliche Gesellschaft« ins Leben zu setzen, welche unter der Leitung des Grafen Andreas Zamojski über das ganze Land ihre verbindenden und belebenden Ranken trieb, bis sie 1861 wieder aufgelöst ward als der Marquis Wielopolski zur Leitung gelangte. Wielopolski, Minister des Innern und des Unterrichts für Polen, bot, einen Ausgleich mit Russland suchend, im

Jahre 1861 seine Reformen dem Lande dar: Wiedereröffnung der Universitäten, Errichtung von polnischen höheren und mittleren Schulen, Gründung von Volksschulen, öffentliches Gerichtsverfahren, weiteste polnische Autonomie in der Verwaltung. Diese Reformen sollten unter der Statthalterschaft des Grossfürsten Konstantin, Bruders des Kaisers Alexander, ihre erhöhte Bedeutung erhalten, indem Polen unter diesem Oberhaupte eine mindestens für die inneren Angelegenheiten fast unabhängige Stellung erlangt hätte. Die Weissen waren bereit, sie anzunehmen. Aber die Rothen wollten von keinem Frieden wissen. Jetzt zeigten sie, die Demokraten, eben dieselbe maasslose und leidenschaftliche politische Gesinnung, die wir ein Jahrhundert früher beim Adel gefunden haben. Sie verhinderten, trotz der Abmahnungen der Weissen, trotz der wiederholten Versuche von russischer Seite, das Gewitter zu beschwören, mit allen Mitteln einen friedlichen Ausgang der Verhandlungen über die einzuführenden Reformen, sie wollten keine Versöhnung.

Als Russland die Gewaltmaassregel der Schwächung des revolutionären Elements durch eine plötzliche Rekrutenaushebung ins Werk setzen wollte, brachten die Rothen die Erhebung zum Ausbruch. Und wieder waren sie die Führer. Nicht blos der erste Dictator Mieroslawski war ein demokratischer Parteigänger der Revolution, sondern auch der gemässigtere Langiewicz gehörte jener Richtung der Rothen an. Freilich konnten die Weissen nicht mehr sich zurückhalten, als die That einmal geschehen war. Die Weissen wurden gezwungen mitzugehen, sie entschlossen sich aber nicht eher dazu als bis England und Frankreich Miene machten, diplomatisch für Polen einzutreten, als durch den Fürsten Ladislaw Czartoryski aus Paris die Aufforderung anlangte, den Kampf fortzusetzen. Es kam jene Verbindung in Krakau zu Stande, in welcher beide Parteien die Autorität von Langiewicz anerkannten oder vielmehr erst festsetzten. Das Nationalcomite aber, in dessen Händen die politische und administrative Leitung des Aufstandes ruhte, wurde wiederum vorwiegend und im weiteren Verlauf fast ausschliesslich von den Rothen beherrscht. Und wir finden, dass, wo überhaupt ein bür-

gerliches Element vorhanden war, dasselbe in nichts an nationalem Eifer dem aristokratischen nachgab, vielmehr oft ganz besonders heftig und erbittert in den Kampf ging. Es ist wohl blos von dem ersten Aufflackern der Erhebung zu verstehen, wenn ein Darsteller jenes Aufstandes[1] meint, die Grundbesitzer und Bauern hätten sich ganz ruhig verhalten, während zum grössten Theil städtische Bevölkerung zu den Waffen griff. Indessen ist es eine Thatsache, dass die städtische Bevölkerung, vornehmlich Warschaus, zuerst in die Erhebung hineingezogen wurde; dass die »Lastträger und Fuhrleute« in Warschau für die Erhebung Sammlungen veranstalteten als auf dem platten Lande noch völlige Ruhe herrschte; dass während die Grundbesitzer adligen Standes nur sehr behutsam und zum kleineren Theil, diejenige bäuerlicher Herkunft aber fast gar nicht sich an dem Kampf während der ganzen Zeit des Aufstandes betheiligten, »die Arbeiter so begierig zum Kampfe waren« als sie es von Anfang an gewesen. Der höhere Adel betheiligte sich vorwiegend durch Geld, die Schlachta trat nur zum Theil in die Reihen der Kämpfenden, die städtische Bevölkerung warf sich am Heftigsten in das nationale Unternehmen.

Die erste That des Nationalcomites war, die Bauern zu Grundeigenthümern zu erklären, sie von den Zinsen und Pflichten gegenüber den adligen Grundbesitzern zu entbinden, und das ohne die Zustimmung der letzteren einzuholen — ein Machtspruch der demokratischen Rothen gegenüber den Weissen. Die Führer während der Kämpfe gehörten zumeist eben der demokratischen Partei an. Alles das brachte freilich nicht zu Wege, dass die Bauern die auf sie gesetzte Hoffnung rechtfertigten. Sie blieben theilnahmlos oder feindlich den Aufständischen gesinnt. In den südöstlichen Provinzen Litthauens, in der Ukraine, Wolhynien, Podolien standen die kleinrussischen Bauern sogar gegen die polnischen Empörer auf. Es hing das mit den kirchlichen Verhältnissen zusammen, welche den griechisch-katholischen Bauer dort von dem römisch-katholischen Polen und Grundbesitzer

[1] Edwards, History of a Polish Insurrection. Th. I, S. 31 ff.

trennten. Andere kirchliche Verhältnisse bewirkten wiederum in den nördlichen litthauischen Provinzen, dass hier ausnahmsweise der Bauer an dem Kampfe sich betheiligte, obwohl er als Litthauer dem Polen national nicht angehörte. Hier führte die gleiche Kirche sie zusammen, der niedere Klerus entflammte das Volk zu einzelnen Erhebungen.

Auch in der Kirche finden wir dieselbe Unterscheidung: die Prälaten zögernd, theilnahmlos, bisweilen auch gegen den Aufstand sich stemmend; den niederen Klerus eifrig handelnd, fanatisch thätig für die nationale Sache, die er allerdings zugleich als eine kirchliche ansah.

So sehen wir, dass der nationale Gedanke bei der letzten Erhebung in Russland wirklich eine breitere Grundlage erhalten hat als er vorher besass. »Alle Klassen«, bezeugt ein Beobachter des Aufstandes, »mit Ausnahme der fast knechtischen Bauernschaft, haben zweifellose Beweise ihres Hasses gegen Russland und ihrer Bereitschaft gegeben, alle Arten von Opfer zum Ziele der Befreiung Polens von der Fremdherrschaft zu bringen«.[1] Jenes plötzliche Dekret, welches den Bauer für die Revolution gewinnen sollte durch Opfer, die man dem Adel auferlegte, bewirkte nicht, was die Rothen im Nationalcomite wünschten. Es war zu viel erwartet, dass der Bauer durch ein solches Geschenk im Handumdrehen sollte national fühlen und denken lernen. Die russische Regierung entwand vielmehr diese Waffe sofort den Aufständischen, um sie gegen sie selbst zu gebrauchen. Und sie hofft fort und fort mit dieser Waffe der Befreiung, der Bereicherung und Bevorzugung der Bauerschaft, mit ihrer allmählichen Einschiebung in die von dem Adel und den bisherigen höheren Klassen eingenommenen Stellen die Umwandlung des Volksgeistes herbeizuführen. Allein eben jene Erscheinung einer demokratischen Partei, jener breitere Boden der letzten nationalen Erhebungen gestatten nicht, diesem System unbedingt Erfolg vorauszusagen.

Die Parteien der Aristokratie und Demokratie haben sich

[1] Edwards a. a. O. Th. II, S. 217.

nach der Erhebung von 1863 in ihren Grundgedanken erhalten und stehen sich heute oft scharf gegenüber. Am offensten und festesten in Galizien, insbesondere in Westgalizien, wo das österreichische Regiment in Anlehnung an das deutsche Wesen der Entwickelung eines bürgerlich polnischen Elements bis vor 1864 weit günstiger war denn in Congresspolen. Während hier Russland, selbst eines Bürgerthums entbehrend, dem städtischen Leben bis zur Emancipation der Bauern verhältnissmässig nur geringe Befruchtung in dieser Beziehung zuzuführen vermochte, während in den Städten der preussischen polnischen Gebiete das deutsche Element in die Städte eindrang und dem Polen nur wenig Raum liess zur Entfaltung bürgerlich-städtischen Wesens, hat in Galizien sich bereits aus bäuerlichen und niederen adligen Massen ein Ansatz zu dem Mittelstande gebildet, dessen Nichtvorhandensein so folgenschwer für das alte Polen war. Die Aristokratie hat ihren Hauptsitz in Krakau, sie betrachtet sich noch als die einzige und legitime Erbin des alten Polenthums. Aber drüben in Lemberg steht ihr die rührige Partei gegenüber, die, in dem Hauptziel der Wiederherstellung Polens mit den Weissen einig, doch in einem ganz neuen Volksgebiet wurzelt. Je mehr diese Partei der Rothen Boden gewinnt in Galizien, um so stärker müssen sich die Bindefäden auch nach den Punkten Congresspolens, die unter dem heutigen demokratisirenden Regiment Russlands nothwendig bürgerlich-demokratische Elemente zu sammeln berufen sind, anspinnen. Denn Russland ist seit 1863 eben blos damit beschäftigt, die Hauptfeinde, die Aristokratie und den katholischen Klerus, niederzuwerfen und niederzuhalten, während dem niederen Polen freie Bewegung und Unterstützung zu Theil wird.

Trotz alledem ist auch heute noch der Adel der vorzugsweise politische Stand, der vorzugsweise Träger des nationalen Gedankens. Er gebietet nicht blos in den preussischen und österreichischen, sondern ebenso in den russischen Ländern noch immer über die grössten Mittel, in ihm liegt die Intelligenz, und vornehmlich die politische Tradition, das politische Bewusstsein. Die nationalen und politischen Fehler aber,

das hat der Aufstand von 1863 gezeigt, sind ihm gemeinsam mit den untern Volksklassen.

Recht wohl erkannte die russische Regierung ihren Feind eben in jenen Traditionen des Adels. Sie beseitigte Stück für Stück die besonderen Institutionen, welche seit 1830 noch stehen geblieben waren, sie vernichtete 1864 die eigene polnische Verwaltung, wie sie durch den Aufstand von 1830 belehrt worden war, das gesonderte polnische Heer zu scheuen. Der härteste Schlag aber, der für die nächste Zeit wenigstens das revolutionäre Polenthum getroffen hat, war die Emancipation des Bauernstandes durch die eigenartige Ausdehnung und Anpassung des russischen Emancipationsgesetzes vom 19. Februar 1861 auf die polnischen Provinzen. War der Bauer in demjenigen Theil Kronpolens, welchen Napoleon I. zum Herzogthum Warschau erhoben hatte, auch bereits persönlich befreit worden durch die französische Gesetzgebung von 1807, so wurde doch erst jetzt im ganzen Gebiet der russisch gewordenen polnischen Provinzen der Bauer zu einer selbständigen Volksklasse erhoben mit eigenem Grund und Boden, wie er es in den preussischen und österreichischen Theilen bereits früher geworden war. Damit ist einer neuen politischen Erhebung des Adels ein so gewaltiger Damm entgegengesetzt worden, dass die Aussicht auf eine Befreiung dem Polenthume so lange genommen ist, als es nicht eine andere als die frühere Grundlage für solche Unternehmungen gefunden hat. Die russische Regierung hat mit der Bauernbefreiung das Selbstbewusstsein des Bauern geweckt und zugleich zu der Erkenntniss hingeleitet, dass diese Wohlthat, welche der Adel so lange hartnäckig verweigerte, eben von der Hand des Zaren ausging: Dankbarkeit, Hoffnung, Vertrauen sollen den Bauer an die russische Regierung schliessen, Misstrauen, Neid, Hass zum Theil sollen ihn vom Adel trennen. Und die russische Regierung hat mit aller Mühe diese Kluft zu erhalten und zu erweitern sich angelegen sein lassen. So lange die Kluft nicht gefüllt ist, hat der Adel keine Aussicht auf einen glücklichen Aufstand mehr. Und es kann noch lange dauern, ehe auf dieser neuen breiten Grundlage ein neues gleichartiges

und fest zusammenhängendes Volksthum erwächst. In Ostgalizien, in Litthauen, zum Theil auch in Posen, fehlt ein nationales Volksthum ohnehin, weil dort das Ruthenenthum und der litthauische Stamm, hier deutsche Einwanderung dem Polen gegenüberstehen. Aber die Hoffnung und Zukunft der Polen wurzelt auch nicht in Galizien, Litthauen oder Posen, sondern in dem Polen des Wiener Congresses. Und hier sowie in Litthauen besteht seit 1864 jenes System, welches den Adel vom Bauern trennen und jenen durch diesen in Schach halten soll. Das System verdankt seinen Ursprung dem Staatssecretär für Polen Miljutin.

Der jetzt verstorbene Nikolai A. Miljutin, von Haus aus mit demokratischen und nationalen Tendenzen ausgestattet, wurde im J. 1864 Leiter des Organisationscomites für Polen, welchem die Arbeit einer nationalen und politisch-wirthschaftlichen Umgestaltung Polens oblag, die in russisch Litthauen bereits 1863 durch eine plötzlich verordnete und ebenso hastig durchgeführte Ablösung und Befreiung der Bauernstandes angebahnt worden war. Er setzte seinen Gedanken einer Neuordnung Polens auf der Grundlage des Bauernstandes rücksichtslos ins Werk, der Adel wurde wirthschaftlich untergraben, der Bauer auf dessen Kosten gehoben, bereichert, der Katholicismus gedrückt. Zahlreiche Confiscationen von Landgütern lieferten die Mittel, um russische Elemente in die Landbevölkerung einzuschieben und die socialen Umwälzungsversuche zu unterstützen. Das Polenthum mit seinen Freiheits- und Losreissungsideen sollte auf den Adel beschränkt werden, mit dem künftigen, aus dem Bauernstande erwachsenden und vom Klerus getrennten Volksthum sollten dann Adel und Selbständigkeitsgelüste erdrückt, mit diesem neuen Volksthum der Friede geschlossen werden. Es war scheinbar das Ei des Columbus, eine Methode übrigens, welche von Oesterreich bereits früher, nach der Erhebung von 1846, in Galizien, wenn auch nicht ganz in gleichem Maasse und gleicher Art war versucht worden. Aber die Leichtigkeit dieser Lösung der Frage war doch nur eine scheinbar. Denn schon Miljutin selbst wurde sich bald der Schwierigkeiten einer

solchen so zu sagen mechanischen Umwandlungspolitik bewusst. Durch sein System wurden dem Adel nicht blos die Mittel zur Führung auf wirthschaftlichem Gebiet genommen, sondern derselbe wurde auch grundsätzlich von aller und jeder Autorität entkleidet. Die katholische Kirche wurde gewaltsam unter das Scepter gebeugt, das russische mit Rom im J. 1847 abgeschlossene Concordat wurde einseitig aufgehoben, der höhere Klerus von widerstrebenden Elementen gesäubert, überall wurden gefügige Werkzeuge in die kirchlichen Aemter eingeführt. Zugleich setzte man die Zurückführung der Unirten zur orthodoxen Kirche mit erneutem Eifer fort, welche noch heute ihren Gang geht. Das gesammte Polenthum wurde ferner von aller und jeder Theilnahme an der Verwaltung, an der Rechtsprechung, kurz an jeder Thätigkeit der Regierungsmaschine, mit besonderer Strenge in Litthauen, ausgeschlossen. Die Kräfte russischer Herkunft aber fehlten, um die damals entstandenen ungeheuern Lücken zu ersetzen. Der ganze Zustand konnte nur mit Gewalt aufrecht gehalten werden. So musste denn Miljutin selbst bald eingestehen, dass man unmöglich allein auf das »militärische System« für die Verwaltung eines ganzen Gebietes rechnen könne. »Wenn wir«, so schrieb er zu Ende der sechziger Jahre, »überzeugt wären von der Unmöglichkeit, in Polen eine solche organische Gewalt zu schaffen, welche zu einem freiwilligen, zuverlässigen Bindemittel des Gebietes mit Russland werden könnte, so wäre es für uns besser, Polen sogleich wegzugeben, mit andern Worten, völlig uns von einer solchen Frage loszumachen, welche in Wirklichkeit sich als eine unlösbare erweisen würde, da das militärische System nur eine vorübergehende, keine endgültige Lösung sein kann«.[1] Miljutin hoffte noch ein solches organisches Bindemittel durch die rasche Hebung des Bauernstandes herstellen zu können. Allein die Erfahrung hat bisher ihm noch nicht Recht gegeben. Denn so wenig es möglich war, durch ein »militärisches System« die Verwaltungsmaschine auf die Dauer zu ersetzen, so wenig dürfte es möglich sein, durch dasselbe ein neues Volksthum zu schaffen.

[1] Vgl. Europäischer Bote, 1877, September, S. 170.

Noch heute sind die Polen Russlands von der Selbstverwaltung ausgeschlossen, deren die meisten andern Provinzen des Reiches geniessen; der polnische adlige Grundbesitzer zahlt noch die Contribution, welche ihm nach dem letzten Aufstande auferlegt wurde; der Pole ist ausgeschlossen von dem Recht, neuen Grundbesitz zu erwerben. Die Kirchenleitung ist in den Händen der Regierung. Die Bedrückung des unruhigen Adels hat zur Folge gehabt, dass in dem von Natur so reichen Lande die Verarmung jährlich fortschreitet, an welcher der Bauer nicht minder Theil hat als der Edelmann und Bürger. Der Landbau, die Hauptquelle des Wohlstandes, geht nicht vorwärts, zumeist weil die Führung eines wohlhabenden und angesehenen Landadels fehlt. Die Russificirung will nicht vorwärts gehen, weil Russland der administrativen wie der kolonisirenden Kräfte entbehrt, um sie durchzuführen. Der Mangel von Mittelklassen in Russland ist Grund, dass ausser dem unfreiwillig in die polnisch-litthauischen Gebiete gesandten russischen Beamtenthum und Militär, ausser den durch confiscirte und geschenkte Besitzungen dorthin gelockten Officieren und Beamten kein russisches Element freiwillig als Kolonisationskraft nach Polen kommt; jene unfreiwilligen russischen Elemente in Polen sind ihrer Natur nach fast sämmtlich zeitweilige, sie können keinen dauernden Einfluss gewinnen. Inzwischen wächst ein polnischer Bauer, ein polnischer Bürger heran und trotz russischer Schulen werden daraus neue und bedeutende Factoren des polnischen Volksthums. Hierin, in der Hebung der unteren Klassen, liegt ein grosser Fortschritt,ein grosser Segen für das Volk. Unter russischem Regiment entwickelt sich eine neue Generation, welche, auf Arbeit gegründet, jenem phantastisch-leeren Wesen altpolnischer Tradition ferner steht und ihm vielleicht trotz des bedenklichen Charakters der «Rothen« entgeht. Aber es bleibt zweifelhaft, ob dieses neue Volksthum die Wege wandeln wird, welche Miljutin im Auge hatte, ob die gesammte polnische »Idee« damit ihren Abschluss erreichen wird. Es ist das um so bedenklicher, als jenseits der Grenze, in Galizien, dem alten Heerde dieser Idee, das Feuer nicht ausgeht, als die confessionellen Verhältnisse nebenher immer wieder einen Gegensatz zwischen dem

Polenthum und dem Russenthum aufbauen und der niedere Klerus trotz Allem diesen Gegensatz national schärft. Der Brennpunkt der Agitation ist heute in Galizien. Dort erhält sich die aristokratische Tradition, und wird von dort durch die Kirche in dem russischen Polen erhalten, oder aber der jungen aufwachsenden Generation angepasst. Dort hat das Polenthum auch das nöthige Maass an Freiheit, um die junge demokratische Partei weiter zu entwickeln. Freilich sehen wir in Galizien aber neben der Demokratie die alte polnische Krankheit innerhalb der Aristokratie sich fortpflanzen. Das feudale Magnatenthum im Verein mit einem fanatisirten und beschränkten Klerus thun das Mögliche um eine geistige und wirthschaftliche Entwickelung des Volkes aufzuhalten, zu hintertreiben. Die freie Herrschaft, welche das Polenthum in Galizien seit 1867 wieder errungen, zeigt bisher leider keineswegs die Befähigung der leitenden Klassen zur ruhigen Kulturarbeit, die als die Voraussetzung ihrer staatlichen Stellung gelten könnte.

Wir verfolgen demnach die alte national polnische Idee heute in drei Richtungen: der aristokratischen, der klerikalen, der demokratisch-bürgerlichen. Die beiden ersteren gehen fast immer zusammen, wie sie es seit Jahrhunderten thaten. Ihr Streben ist gegen die Regierungen, besonders Russlands und Preussens, gerichtet, sie wirken in stetem Zusammenhang mit der Emigration und mit dem Vatikan. Sie hassen Russland und mehr noch Deutschland. Aber sie sind zum Theil nicht abgeneigt, unter guten Bedingungen einen Frieden mit Russland zu schliessen. Man gebe dem Magnaten seine in Congresspolen ihm geraubten Güter, seine Stellung im Lande, seinen Spielraum in der Verwaltung zurück, und er wird in vielen Fällen die revolutionären Umtriebe abschwören. Man überantworte Kapuzinern und Jesuiten die Erziehung der Jugend, gebe die Verbindung mit Rom, gebe die Thätigkeit des Klerus im Lande frei, man lasse von den Bekehrungen und Verfolgungen der Unirten und Katholiken ab, und die Kirche wird sich von den Hetzereien gegen Russland lossagen. Hier also wäre es für Russland möglich, den Frieden zu schliessen, von dem in letzter Zeit oft ge-

redet wurde. Ein Frieden freilich, der bei allem guten Schein sehr geringe Sicherheit der Dauer gäbe und zudem noch von höchst zweifelhaftem Nutzen für das Land selbst wäre. Aber während der Adel und Klerus doch zum Theil und unter Umständen zu gewinnen sind, haben wir noch jüngst bei Gelegenheit der Vorberathung über die galizische Adresse an die Krone im August 1877 gesehen, dass jene Partei der Demokraten jedwede Vermittelung mit Russland bedingungslos verwarf. Dieser bürgerliche Liberalismus hat die nationale Idee mit weit heftigerer Wucht aufgenommen, als der Adel. Es zeigt sich, dass das dort heranwachsende junge Polen den nationalen Gegensatz heute noch ebenso heftig versteht als 1863, dass es ihn mit jugendlichem Feuer sich angeeignet hat und ihn gegenüber dem Russenthum und dem Deutschthum vertritt. Man darf hieraus wohl einen Schluss auf die Ergebnisse ziehen, welche das demokratische System Russlands in Congresspolen hervorbringen wird. Man darf vermuthen, dass das demokratische Polenthum, welches dort heranreift, nicht von aller Verbindung mit den galizischen Rothen fern gehalten werden kann, sondern vielmehr ähnliche Erscheinungen wie dort aufweisen wird. Damit aber wäre das Ziel des Miljutinschen Systems offenbar verfehlt.

Man hätte in Congresspolen Adel und Klerus aufs Neue erbittert, Städter und Bauer nicht gewonnen, und dabei den Wohlstand des Landes schwer geschädigt. Die polnische Frage wäre dort ungelöst geblieben, wo sie allein gelöst werden kann: in Congresspolen. Man zählt heute im Ganzen etwa zehn Millionen Polen, davon auf Russland fünf, auf Oesterreich und Preussen je zweieinhalb Millionen kommen. Aber wenn auf Russland auch der numerisch weitaus grösste Bruchtheil entfällt, so liegt weniger hierin das Wesentliche für die nationale Sache, als vielmehr in dem Umstande, dass in Congresspolen eine gleichförmige und trotz aller Angriffe nicht durchbrochene nationale Masse besteht, welcher sich Russland ohne Kolonisationskraft gegenüber befindet. In Westgalizien oder Lodomerien steht das Polenthum einer ruthenischen Mehrheit Ostgaliziens gegenüber, in den polnischen Provinzen Preussens, mit alleiniger

Ausnahme des Regierungsbezirks Posen, eine deutschen Mehrheit. In Preussen ändert sich das Verhältniss jährlich zu Ungunsten der Polen. Hier ist die polnische Frage heute schon keine politische Frage mehr, sondern eine innere administrative, oder sie nimmt doch immer mehr diesen Charakter an. In Posen, Schlesien, Westpreussen, Ländern von der Bedeutung unentbehrlicher Lebensorgane für Deutschland, wird immer rascher das Polenthum in dem Deutschthum aufgehen, je fester sich die innere Kraft des Reiches ordnet. In Galizien wird das Polenthum durch das Ruthenenthum gehemmt. Die Verhältnisse Oesterreichs bringen es freilich mit sich, dass der Kampf der beiden Stämme dort gegenwärtig zu Gunsten des höherstehenden polnischen Elements geführt werden kann. Allein eine feste nationale Entwickelung lässt sich doch vorab nur für den westlichen Theil des Landes mit seiner geschlossenen polnischen Bevölkerung voraussehen. Dieser Theil aber ist zu klein, um dem Polenthum im Ganzen Halt zu geben, er kann nur weiter der Heerd sein, wo das nationale Feuer unterhalten wird. Im russischen Litthauen ist jede nationale Festigung durch die Befreiung der Bauern fremden Stammes vorläufig untergraben, die Kirche aber ist nicht stark genug, das fehlende Band zu ersetzen. In Congresspolen allein also angelt die heutige polnische Frage, hier steht Russland vor einer Aufgabe, für deren Erfüllung die Mittel mir noch nicht gefunden scheinen. —

Blickt man auf die unglücklichen Versuche zurück, sich unter den Trümmern des alten Baues wieder empor zu arbeiten, so erkennt man immer wieder den kräftigen nationalen Freiheitssinn, den persönlichen Opfermuth, die glühende Hingabe an die nationale Idee, welche in der Constitution vom 3. Mai 1791 und in den Kämpfen von 1794 gelegentlich unsere Anerkennung, unsere Theilnahme wecken. Aber ebenso oft wird man daran erinnert, wie die nationale Idee damals wie in der neueren Zeit ihrer Fruchtbarkeit beraubt wurde, weil sie losgelöst war von der nationalen ernsten Arbeit, von dem sittlichen Boden innerer Selbsterkenntniss, inneren Schaffens auf dem Gebiete geistiger und materieller Wohlfahrt des Volkes. Wie die

Polen durch die Abwendung von der stetigen Arbeit an dem inneren Bau des Staates und Volkes das Recht und die Kraft verloren, ihre Freiheit zu erhalten, so haben sie lange versäumt, durch Arbeit jenes Recht und jene Kraft sich aufs Neue zu erringen. Sie schauten blos aus nach der äusseren Berechtigung und übersahen die innere, sie jagten nach äusserer Hülfe und vergassen, dass diese selbe Politik es war, welche sie zu Grunde gerichtet hat. Sie konnten nie vergessen, dass Stefan Batori von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere herrschte und vergassen stets, dass inzwischen neue Staaten erwachsen sind, deren Berechtigung zur Existenz sie mit ihren Ansprüchen angriffen. Sie vergassen, dass vielleicht die thörichte Vertheidigung von Danzig und Thorn zur Entscheidung von 1793 führte, sie zeigten nie die Selbstschätzung, zu welcher ein herbes Schicksal sie hätte heranreifen sollen.

Die gesellschaftliche Fäulniss, die den Staat vernichtete, wirkt noch heute überall in den polnischen Gebieten nach, am fühlbarsten in dem russischen Polen und in Litthauen. Noch immer glaubt der Magnat dort sich gern über Gesetz und Recht erhaben, hält der armseligste Schlachtiz sich vornehm von dem Bauern zurück, weil Russland merkwürdigerweise versäumte, ihn 1864 gesetzlich und rechtlich zu entwaffnen, ihn materiell und rechtlich zu dem zu machen was er thatsächlich ist, zum Bauern. Die Revolutionen haben dem Lande immer wieder schwere Wunden geschlagen, haben den Adel zum grossen Theil ruinirt, haben die Entwickelung der wirthschaftlichen und intellectuellen Kräfte erheblich verzögert. Immerhin aber hat das Land sich dem allgemeinen Fortschritt der Kultur nicht entziehen können, sein natürlicher Reichthum und die russische Gesetzgebung haben trotz Allem einen Zustand geschaffen, der, gegenüber jenen Verhältnissen, die wir zu schildern versucht haben, als Wohlstand erscheint. Und wie viel grösserer Wohlthaten sind die österreichischen, die preussischen Gebietstheile theilhaft geworden, Wohlthaten, nicht sowohl im Sinne polnischer nationaler Schwärmerei, als im Sinne bürgerlicher Ordnung und Wohlergehens. Denn es ist und bleibt eitel Schwärmerei, einen

nationalen Anspruch auf Herrschaft und Freiheit unter allen Umständen aufrecht zu erhalten gegenüber dem Recht höherer Kultur. Auch heute, wo der nationale Gedanke in der ganzen Welt so mächtig sich ausgeprägt hat, vermöchte er seine Berechtigung im Kampfe feindlicher Nachbarvölker nur in der Verbindung mit der Kultur aufrecht zu erhalten. Das ist es, was die Polen so gern übersehen, wann sie auf ihre nationalen Rechte in Europa pochen, das ist es, was sie stets zu vergessen pflegen, wann sie von Preussen die Weichsel, von Oesterreich die Karpathen fordern. Die nationale Selbstordnung und Freiheit haben ihr Recht allein in dem Zwecke, den allgemeinen Fortschritt der zeitgenössischen Kultur zu fördern. An sich selbst enthält der nationale Gedanke blos ein Moment der Macht, er wird berechtigt erst in Verbindung mit der nationalen Befähigung auf dem Gebiete der Kultur. Wo aber der nationale Gedanke ins Leben tritt mit dem Anspruch, mit dem Charakter, eine höhere Kultur sich zu unterwerfen, da wird das Mittel zum Zweck und die Berechtigung des nationalen Gedankens hört auf. Soweit Polen sein Gebiet an Völker höherer Kultur verloren hat weil es sich in seiner Entwickelung von ihnen, vom Abendlande getrennt hat, bleibt der Anspruch auf Wiederherstellung ein unberechtigter in solange als dieses kulturliche Verhältniss fortbesteht.

Und abgesehen davon: Deutschland wie Oesterreich, ersteres mehr noch als letzteres, können ihre polnischen Eroberungen nur aufgeben, indem sie zugleich sich selbst aufgeben, so gut als Russland nimmer sich von Smolensk oder Kiew trennen wird. Hier sind nationale und staatliche Lebensinteressen erster Ordnung im Spiel. Nach allen den blutigen und noch mehr kulturzerstörenden Aufständen, nach dem ununterbrochenen Anstürmen gegen alle drei Gegner, ist es nur natürlich, wenn zwischen den drei mächtigeren Steinen das Polenthum bereits an manchen Seiten durch Zerreibung verloren hat. Gerade Deutschland muss am stärksten in dieser Weise wirken, weil es am härtesten in seiner nationalen Reibkraft ist, weil es am engsten mit den eroberten Theilen von Polen zusammenhängt,

weil es am zwingendsten auf die Erhaltung derselben bei seinem Staats- und Volksgebiet angewiesen ist.

Eben heute werden wir wieder sehr empfindlich erinnert an die grosse Bedeutung, welche die Theilung Polens auf die politische Gestaltung Europas gehabt hat. Seit Jahrhunderten hat die heute so genannte orientalische Frage in engem Zusammenhange gestanden mit Polen. Erst war Polen ein Schutzstaat Europas gegen das vordringende Osmanenthum. In der guten Zeit Polens hat das Reich dem Abendlande unzweifelhafte Dienste geleistet, die Hülfe, welche Sobieski bei der Befreiung Wiens im Jahre 1683 leistete, wird stets zu den glänzendsten Thaten der Polen gehören. Als aber bald darauf Russland sich weit drohender als das Türkenreich im Osten unter Peter dem Grossen aufrichtete, als gleichzeitig der Verfall Polens mit raschen Schritten um sich griff, da änderte sich das Gefechtsfeld. Nicht mehr mit dem Abendlande gegen die Osmanen, sondern mit den Osmanen gegen Russland war die polnische Politik gerichtet.

Katharina unternahm es die beiden Verbündeten zugleich zu vernichten. Zwar zu Anfang und in erster Reihe Polen, erst als sie hier Widerstand fand, die Türken. Aber Europa vertheidigte die Osmanen noch eifriger als die Polen, so dass Katharina sich entschloss, vorerst den leichteren Sieg zu erringen, wenn auch mit dem Opfer eines Theiles der Beute. Das von Peter begonnene Werk des directen Anschlusses des russischen Reiches an das Abendland sollte ausgeführt werden durch Erringung der Dardanellen und des Mittelmeeres und durch Eroberung Polens. Katharina verstand es wenigstens hier ihre Interessen rücksichtslos gegen Preussen und Oesterreich durchzusetzen. Aber das Hauptziel, Konstantinopel, rückte damit nicht näher. Vielmehr zeigte es sich, dass eben durch die Aneignung des grossen polnischen Gebiets und die Vorschiebung der russischen Grenzen bis ins Herz von Europa die russische Politik in eine andere Richtung geleitet wurde. Russland wurde hiermit plötzlich so tief in die europäischen Interessen verflochten, dass sich ihm diese Interessen mit doppelter

Kraft am Bosporus entgegenstellten. Indem es sich nach Westen warf wurde die frühere volksthümliche Neigung nach dem Süden gehemmt. Seit Polen verschwunden war, seit dann auch ein Theil der preussischen Erwerbungen mit der oberen Weichsel und Warschau an Russland fiel im Wiener Frieden, glaubte Europa um so ängstlicher das Osmanenreich zum Riegel gegen Russland machen zu müssen. Und in diesem Verhältniss liegt, wenn irgend wo, noch heute der Schlüssel für die Zukunft der Polen verborgen: Weichsel oder untere Donau, Ostsee oder Schwarzes Meer, das sind die grossen Alternativen, zwischen denen sich die Politik Russlands noch lange bewegen wird.

Der alte Drang nach Süden hat heute wieder Russland über die Donau geführt. Wenn man von der politischen Lage unserer Tage absieht, so bedroht jener Drang Russlands das Deutsche Reich am wenigsten. Von der Donau südwärts hat Deutschland keine directen Interessen zu vertreten. Jeder Schritt, welchen Russland am Schwarzen Meere vorwärts macht, ruft vielleicht die Sorge Oesterreichs, ruft England, Frankreich, Italien als Uferstaaten des Mittelmeeres und als Seemächte auf, nicht Deutschland. Russische Eroberungen am Schwarzen Meere stärken den Gegensatz Russlands zu jenen Vormächten und damit das Gewicht der mitteleuropäischen Macht. Für Deutschland war die Aneignung der mittleren Weichsel an Russland von weit grösserer Tragweite als es die Aneignung selbst der Dardanellen werden würde. Hätte Preussen damals, zur Zeit der polnischen Theilungen, die heutige Kraft Deutschlands zu Gebote gestanden, es hätte die Löwentheilungen nicht gemacht um die Türkei zu retten: nur Oesterreich konnte eine solche Wahl treffen.

Freilich, Westpreussen und Posen mussten zurückgewonnen werden, wollte Deutschland nicht das letzte Stück des grossen Erbes verlieren, welches die grösste Periode des deutschen Volksthums im 12. Jahrhundert mit grosser Kraft erworben und die unseligste Periode deutscher Zerrissenheit seit dem 15. Jahrhundert allmählich hatte zerbrechen lassen. Aber der Preis, den Friedrich der Grosse für die Rückgewinnung zahlte, den Friedrich Wilhelm III. dann durch die Abtretung Südostpreussens

erhöhte, konnte doch nur gezahlt werden unter dem Druck der jedesmaligen politischen Lage Preussens. Und doch hat Russland seinen Abschluss nicht gefunden.

Seit dem Krimkriege ist Polen für die deutsch-russischen Beziehungen immer mehr ein Bindemittel geworden, ganz besonders aber seit dem Aufstande von 1863. Eine Stärkung des Polenthums in Congresspolen wurde 1863 um der Rückwirkung auf die eigenen Gebiete willen von Preussen und Oesterreich nicht günstig angesehen und würde auch heute noch Deutschland wie Oesterreich gegen sich haben. Um so mehr widerspräche die Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Staates wenigstens den deutschen Interessen insolange, als die preussisch-polnischen Gebiete noch nicht völlig fest in den Staats- und den Volksorganismus des deutschen Reiches eingewachsen sein werden. Hierin liegt die Gemeinsamkeit der deutschen und russischen Politik mit Rücksicht auf Polen, welche nur durch sehr wesentliche und vorläufig nicht in Aussicht stehende Aenderungen in der allgemeinen politischen Lage unterbrochen werden könnte. Indessen ist der russische Staat noch augenscheinlich nicht zu einem Zustande der Entwickelung gelangt, welcher den Gang einer Politik auf lange hinaus berechnen liesse, weshalb sich wohl denken lässt, dass solche Aenderungen eben von Seiten Russlands vor sich gehen könnten.

Wie Russland durch Peter I. nur künstlich die Richtung nach Norden genommen, so tritt bei jedem Anlass die eigentliche Lebensrichtung des Volkes nach Süden immer wieder hervor. Und wie man sich auch bemüht hat, Russland den Weg zum Süden zu versperren, es ist ihn dennoch gegangen, es hat schon heute seinen Schwerpunkt nicht mehr an der Ostsee, sondern an den grossen Abflüssen jenseits des uralisch-baltischen Höhenzuges, an den Küsten des Schwarzen Meeres. Ein Blick in seine inneren wirthschaftlichen Verhältnisse, seine Staatsfinanzen, die wirthschaftliche Kraft, die heute schon ihren Schwerpunkt im Süden haben und mit jedem Jahre mehr am Schwarzen Meere sich festsetzen, genügt, um die Zukunft des Staates in ihrer allgemeinen Richtung geographisch festzustellen.

Vergeblich wird man Russland zu hindern suchen, dort die Consequenzen seiner geographischen, seiner wirthschaftlichen, seiner nationalen und politischen Lage zu ziehen. Die Traditionen habsburgisch-lothringischer Weltpolitik haben sich mit den Handelsinteressen Englands verbunden zu dem Grundsatze, dass Russland nie und nimmer am Bosporus herrschen dürfe. Aber die Natur der Dinge ist stärker als die diplomatischen Kunstgriffe und die Natur der Dinge treibt Russland zur Durchbrechung des geschichtlich gewordenen Sperrsystems, das gegen das Schwarze Meer und gegen die Mündungen seiner grossen Verkehrsstrassen errichtet worden ist. Das Schwarze Meer zu erobern wird Russland niemals aufgeben und folgerichtig dann eben so wenig die Eröffnung desselben zum Mittelmeer hin, gleichviel aus welchem Interesse heraus der Meerengenvertrag 1841 geschlossen wurde. Mag sein, dass die Mittelmeerstaaten, dass England die neu auftauchende Concurrenzmacht dort fürchten: Schweden, Preussen haben ihrerzeit sicherlich die russische Concurrenzeröffnung an der Ostsee anch nicht freudig begrüsst. Je fester aber das Schwergewicht Russlands sich dort zusammenballt, um so weniger Gefahr ist für einen unmittelbaren Zusammenstoss der russischen und der deutschen Interessen vorhanden. Je mehr der nationale Geist in Russland erstarkt, um so wohlthätiger wird es sein, demselben die natürliche Bahn im Süden frei zu geben, um so gefährlicher wird es, in Polen die beiden grossen Stämme unmittelbar und hart auf einander stossen zu lassen. Es ist eine gewagte und wenig scharfsichtige Nachbeterei alter Formeln aus grossdeutscher Metternich'scher Zeit, in Deutschland heute noch das Dogma zu predigen, dass Deutschland das Schwarze Meer gegen Russland zu vertheidigen habe.

Und Polen? Nun, wer mag sagen, ob dieses unglückliche Volk, welches seine grossen Verschuldungen so schwer büsst, jemals wieder berufen werden wird sich an die Seite der leitenden europäischen Stämme als eigenen Staat zu stellen? Polen ist durch die sociale Auflösung zu Grunde gegangen: die sociale Erneuerung nur kann das Polenthum wieder lebenskräftig machen. Als in Polen Niemand, der im Staate Rechte

besass, mehr arbeiten wollte, als der eine Theil des Volkes blos zum Recht, der andere blos zur Pflicht geboren war, da verlor schliesslich der Staat das Recht des Daseins. Und dieser Fluch, der Pflicht abgesagt, das stätige bürgerliche Schaffen verlernt zu haben, wirkt bis heute im Polenthum nach. Frühere Jahrhunderte der Freiheit haben das Polenthum so sehr der staatlichen, bürgerlichen Eigenschaften beraubt, dass ein Jahrhundert der Unfreiheit nicht hinreichte um die Volkserziehung in dieser Hinsicht zu ergänzen. Nur straffe staatliche Zucht und straffe Selbstzucht der herrschenden Klassen vermag die Ergänzung zu vollenden, wenn es dazu noch Zeit ist. Die nationale Freiheit ist für ein Volk nicht das höchste Gut. Nur dasjenige Volk, welches sich seine Freiheit täglich im bürgerlichen Leben verdient, erwirbt, wird des Segens der Freiheit theilhaftig.





